Bolanden

C

Historische Novellen

über

Friedrich II. von Preußen und seine Zeit.

Von

Conrad von Bolanden.

„Man muß die historischen Wahrheiten gemeinnützig machen, damit die Geschichtslügen gefahrlos und die Geister aufgeklärt werden.“

Vierter Band.

7. Die Freidenker.

Mainz,

Verlag von Franz Kirchheim.

1866.

Die Freidenker.

Historische Novelle

über

Friedrich II. von Preußen und seine Zeit.

Von

Conrad von Bolanden.

Mainz,

Verlag von Franz Kirchheim.

1866.

Mainz,
Druck von Franz Sausen.

VII.

Die Freidenker.

Der Affe.

Friedrichs II. schuldbefleckter Degen ruhte. Allgemach trocknete Deutschlands blutige Erde. Zerstörte Orte bauten sich ärmlich wieder auf, und langsam vernarbten tiefe Wunden.

Preußen war gänzlich erschöpft an Mitteln und Soldaten. Höchst ungehalten ertrug der König diese Mangelhaftigkeit irdischer Verhältnisse. Seinen kühnen Flug zu fördern, sollte der Staatsschatz unerschöpflich sein. Aber durch strenge Befehle ließ sich der geleerte Staatsschatz nicht füllen, und schwache Knaben konnte man in schlagfertige Burschen nicht verwandeln. Dies Alles konnte nur die Zeit entstehen lassen, nach Entwickelungen und Gesetzen, die außer dem Bereiche allerhöchster königlicher Machtvollkommenheit lagen.

Friedrich ergab sich in das Unvermeidliche, so gut es ging.

Oesterreich stand immer noch auf beiden Füßen, stärker und mächtiger als zuvor. Maria Theresias

Gatte war Kaiser geworden in Deutschland, und Friedrich hatte es nicht hindern können. Dagegen lebte ungebrochen der Haß gegen Oesterreich in des Königs Seele. Die Ländergier war durch Schlesiens gewaltsame Angliederung keineswegs befriedigt, sondern gereizt worden. Der Eroberer spann die Vergrößerungsplane fort, er sammelte mit Ameisenfleiß die Mittel und drillte die blauen Röcke für den Krieg.

„Die Ameisen sammeln im Sommer, damit sie im Winter zu leben haben," — lautete Friedrichs Stichwort.

Dem guten Könige waren die Preußen Ameisen, die emsig, in der Sommerzeit des Friedens, Material herbeitrugen für den Krieg. Dieses Material bestand in der Hingabe angenehmer Lebensverhältnisse, in den Opfern ihres Vermögens und ihrer Söhne. Lag dieses Material aufgehäuft, dann zündete es der „Vielgeliebte" an, als Brandopfer seiner Eroberungsgier, seines Hasses und seiner Ruhmsucht.

Nach dem glücklichen Augenblicke, das Brandopfer anzünden zu können, strebte alles Sinnen des Königs.

Zum Kriegführen gehört vor Allem Geld.

„Das Geld muß im Lande bleiben," lautete deßhalb ein zweites Stichwort des preußischen Monarchen.

Auf verschiedenen graden und krummen Wegen,

durch tausend Kanäle, sollte das Geld an dem einzigen Orte seiner Bestimmung zusammenfließen, — in der Kriegskasse. Die Preußen sollten nur essen, was im Lande wuchs, damit das Geld nicht über die Grenzen gehe. Salz hingegen sollten die Preußen möglichst viel essen; denn Salz gab es in Fülle im Lande. Darum befahl der gute König, daß jedes menschliche Wesen von neun Jahren vier Metzen Salz jährlich essen müsse. Die vier Metzen wurden amtlich vorgemessen, und das Salzgeld wanderte, nach Abzug der Unkosten, in die Kriegskasse[1]). — Kein Volk der Erde aß demnach so viel Salz, wie das preußische. Daher mag es kommen, daß heute noch die Altpreußen die gescheitesten Leute von der Welt sind, und daß Berlin die Metropole der Intelligenz ist.

Das Geld im Lande fest zu bannen, ersann Friedrich die kluge Anordnung, preußischen Jünglingen ausländische Universitäten zu verbieten. Wer dennoch außerpreußische Hochschulen besuchte, verwirkte das Recht, jemals in Preußen angestellt zu werden.

Weiter fand der einsichtsvolle König, daß mancher Thaler durch das Reisen dem Kriegsmaterial verloren gehe. Daher wurde jede Reise über die Grenze an Friedrichs Erlaubniß gebunden. Selten erfolgte diese

1) O. Klopp, Friedrich II. S. 318.

Erlaubniß, — das Reisen war ein höchst überflüssiges Vergnügen. Zur Erhebung von Erbschaften außer Landes, gab jedoch der gute Fürst mit Vergnügen die Erlaubniß. Mußte ein Preuße nothgedrungen über die schwarzweißen Pfähle hinaus, etwa zur Rettung des Lebens in ausländischen Bädern, dann schrieb der fürsorgende Landesvater genau das Reisegeld vor, nämlich: — für den Bürgerlichen zweihundertfünfzig Thaler, für den Adeligen vierhundert Thaler[1]).

Der englische Gesandte am preußischen Hofe, Sir Charles Hanbury Williams, schrieb im Jahre 1750 offiziell nach London:

„Das ganze preußische Land ist ein Gefängniß im buchstäblichen Sinne des Wortes. Niemand kann und darf es verlassen, ohne daß der König und seine Minister darum wissen. Sehr hart ist das Loos Derjenigen, die noch in anderen Staaten, als in denen Seiner Preußischen Majestät, Güter besitzen. Er gestattet ihnen nicht, ihre Güter in seinem Lande zu verkaufen und auch nicht auf jenen ihren Aufenthalt zu nehmen, die sie auswärts haben. Die Noth, welche über die Schlesier gekommen, die auch in Böhmen Güter besitzen, ist ungemein groß. Manche haben ihre schlesischen Besitzungen im Stiche gelassen, oder für

1) Preuß, Urkund. I. 305.

eine Kleinigkeit verkauft, um sich aus diesem Lande Aegypten, diesem Hause der Knechtschaft zu retten."

Des Königs drittes Stichwort war — die Population. Alle preußischen Mütter sollten möglichst fruchtbar sein, vorzüglich an gesunden, kräftigen Knaben, die zu tüchtigen „Lümmeln" heranwuchsen für den Krieg. Wahrscheinlich hielt Friedrich das Salz für ein Beförderungsmittel dieser Fruchtbarkeit.

So verwandelte Friedrich ganz Preußen in einen Ameisenhaufen, der Material herbei schleppte für die Winterzeit des Krieges. Wann der Sommer des Friedens aufhörte, und der Winter des Krieges begann, lag allein im Ermessen des weisen Landesvaters.

Noch verderblicher war des Königs Thätigkeit in religiöser Beziehung.

Zur Vernichtung des Christenthums hatte sich eine Verschwörung gebildet. Die Altäre sollten hinstürzen, jede positive Religion von der Erde verschwinden.

Groß war die Arbeit, — allein es hatten sich alle fähigen Freidenker des achtzehnten Jahrhunderts zur Verfügung gestellt. Die Verschworenen standen in engster Verbindung. Sie arbeiteten nach schlau überdachten Planen. Eine Fluth von Schmähschriften gegen das Christenthum überschwemmte Europa. Diese Schriften, jeder strengen Wissenschaftlichkeit baar,

kleideten sich in das Gewand prahlender Gelehrsamkeit, in den Reiz pikanter, anziehender Formen. Sie bewarfen alles Uebernatürliche mit Spott, sie witzelten über die Dummheit des Glaubens.

Das Losungswort der Verschworenen hieß: „Ecrasez l'infame!"

„Die Elende" war „die christliche Religion."

Den Sturz der „Elenden" zu fördern, sollten Adel und gekrönte Häupter für die Verschwörung gewonnen werden. Hatten „die Gekrönten" beim Abbrechen der Kirchen gute Dienste geleistet, dann sollte eine allgemeine Revolution sämmtliche Fürsten beseitigen.

Wirklich gab es Fürsten, die sich anwerben ließen. Der erste „Gekrönte" im Bunde der Verschworenen war Friedrich II. Seit einer Reihe von Jahren stand er mit Voltaire, dem Patriarchen des religiösen Umsturzes, in lebhaftem brieflichen Verkehre. Der Franzose kannte des Königs literarische Eitelkeit, seinen Stolz, ein Philosoph zu sein, seine mangelhafte religiöse Bildung, seine Verachtung des Glaubens. Diese Schwächen benützte der schlaue Freigeist, und zog den König in das Netz der Verschwörung.

„Wenn es zwölf Lumpenkerlen gelungen ist," schreibt Herr von Voltaire, „das Christenthum zu stiften, sollte

es fünf bis sechs Menschen von Verdienst, die mit einander im Einverständnisse sind, nicht gelingen, das Christenthum zu zerstören [1])?"

Der Schluß des Philosophen ist ganz richtig, — vorausgesetzt, daß die zwölf Apostel „Lumpenkerle" waren.

Voltaires Ausspruch entzückte Friedrich II. Er rief den berühmten Freigeist nach Sanssouci, saß lernbegierig zu seinen Füßen und wagte den kühnen Versuch, im Verhöhnen der Religion den Meister zu übertreffen.

„Die Gründung der christlichen Religion," sagt der König, „hat wie diejenige aller Herrschaften, einen schwachen Anfang gehabt. Ein Jude aus der Hefe des Volkes, von zweifelhaftem Ursprunge, der unter die Abgeschmacktheiten alter hebräischer Prophetien die Vorschriften einer guten Moral mischte, dem man Wunder beilegte, und der schließlich zu einem schimpflichen Tode verurtheilt wurde, ist der Held dieser Secte [2]).

Was demnach „zwölf Lumpenkerle" und „ein Jude aus der Hefe des Volkes von zweifelhaftem Ursprunge" stifteten, mußten natürlich die gelehrtesten Männer des

1) Lettre à d'Alembert d. 24. Juil. 1760.
2) Oeuvr. VII. 133.

Jahrhunderts und ein sieggekrönter, geistreicher und despotischer König leicht stürzen können.

Sanssouci war das Arsenal, worin die schärfsten Waffen gegen „die barbarische Religion" des „gemeinen Juden" von Nazareth geschmiedet wurden. Jenes Schloß wurde die Geburtsstätte ganzer Legionen aufgeklärter Geister, die nach allen Winden hinausstürmten, den nahen Untergang der Infamen, sowie das Morgenroth des Zeitalters der Aufklärung zu verkünden. Dennoch sank der Himmel nicht ein über Sanssouci. Er stand so fest gewölbt über dem Schlosse, er blickte so ruhig und sicher auf das Zerstörungswerk der Philosophen nieder, wie der Mond auf einen Hund, der ihn anbellt. Auch die Sonne verhüllte nicht ihr strahlendes Angesicht. Licht und Wärme goß sie herab auf die Stätte wühlender Zerstörungskräfte, als wolle sie die Lehre des „Juden aus der Hefe des Volkes" bestätigen: „Gott läßt seine Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte." Nur tief am Horizont starrten schwarze Wolkenberge, an die finsteren Mächte erinnernd, welche seit siebzehnhundert Jahren die Nationen in Fesseln religiöser Knechtschaft geschlagen. Grollend wichen sie nun zurück von dem Heerde geistiger Freiheit und gereiften Wissens, — von Sanssouci.

Im Uebrigen kleidete sich der Frühling des Jahres

1750 ebenso liebenswürdig, wie alle seine Vorfahren. Im Parke, der weit gedehnt um das Schloß zog, sangen die Vögel frohe Lieder. Schwalben saßen zwitschernd auf dem Dache, streitsüchtiges Spatzenvolk schrie dazwischen, oder balgte sich in eifriger Fehde um ein vielumfreites Weibchen. Dort, wo alte Eichen mächtig und hoch empor strebten, hämmerte der Specht, Turteltauben girrten, Eichhörnchen sprangen über bemooste Rinde. Auch Hasenbrod wuchs um die gewaltigen Stämme, gefleckte Mäuschen raschelten im Laube, kleine Läufer rutschten stoßweise, pickend und pfeifend um die Bäume. Sogar Steine lagen dort, welche grüne Moosdecken überzogen, und Schwämme wuchsen auf dem feuchten Grunde. So hartnäckig hatte sich ein Theil des früheren Waldlebens an jener Stelle festgesetzt. Die Eichen selbst standen so stolz, als sei ihnen unbekannt, daß ihr freies Dasein der Parkzaun längst abgeschnitten. Weiterhin stand Niederholz, dehnten sich Gebüsche, wechselten grüne Rasenplätze, von sauber gehaltenen Wegen begrenzt. Dann kam der kleine Teich, in dessen Mitte ein Wasserstrahl hoch empor schoß und auf die Felsen, welche um seinen Fuß gethürmt lagen, rauschend niederfiel. Den Teich umgab ein niederes Gitter von Eisenguß. An das Gitter lehnten zwei Mädchen, kaum den Kin-

derjahren entwachsen. Sie sahen in den Teich auf die Fische, denen sie Brod zuwarfen. Schnappten die Bewohner der kühlen Fluth nach den ausgeworfenen Bissen, dann freuten sich die Mädchen, und ihr munteres Lachen schallte durch den Park.

„Ich habe ihnen Alles gegeben, und die armen Thierchen hungert noch. Hast Du kein Brod mehr, Fränzchen?“

Die Angeredete, ein kräftiges Landmädchen mit frischen Wangen, hellen Augen und sauberem Anzuge, suchte in der Tasche. Die Tasche war leer.

„Für heute müssen sie zufrieden sein. Morgen nehmen wir einen halben Laib mit. Du kommst ja morgen wieder, Adelgunde?“

Fränzchen trat bei dieser Frage dicht an die Freundin heran, nahm schmeichelnd ihre Hand, und sah bittend in ihr Angesicht. Dieses Angesicht war von auffallender Schönheit und fesselnder Macht. Es lag in den schönen Formen etwas Ungewöhnliches, Fremdartiges. Wer zum ersten Male dieses Antlitz sah, mußte sich gestehen: wie eigen, wie verschieden von dem Gewöhnlichen, — so etwas habe ich niemals gesehen! — Raphael würde keinen Augenblick geschwankt haben, diesen Kopf unter die Chöre der Engel zu ver-

setzen, und zwar unter die Cherubim und Seraphim, wie sie vor dem Allerhöchsten stehen.

Adelgundens Kleidung war jene vornehmer Stände, in Schnitt und Tracht. Aber der Kleidung fehlte aller Prunk, und genau besehen, schien es, als sei der Anzug aus abgelegten Frauenkleidern angefertigt. Die Farben der Stoffe waren verbleicht und abgetragen, die Schuhe durch Lederfleckchen geflickt. Alles aber war sehr reinlich gehalten, so daß die blanke Sauberkeit sehr gut mit der durchsichtigen Klarheit der ganzen Gestalt harmonirte.

„Ich werde morgen zu Dir kommen, Fränzchen, wenn es die Mutter erlaubt.“

„Weißt Du was,“ sagte Franziska entschieden, „ich hole Dich ab. Deine Mutter wird nichts dagegen haben, wenn ich Dir das Affenhaus zeige.“

„Das Affenhaus? Was ist das?“

„Ein großes Haus, worin der König seine Affen hält. Dort liegt es hinter den Bäumen. Ich selbst bin noch nicht darin gewesen. Der König hat mir aber versprochen, es zu zeigen. Du sollst dabei sein.“

„Der König hat es Dir versprochen?“ fragte Adelgunde erstaunt.

„Ja freilich hat er es! Und warum sollte er das nicht? Der König kommt zu uns seit vielen Jahren.

Jedesmal drangsalirt und quält er meinen Vater wegen der Mühle, die er gern haben möchte. Allein der Vater läßt sich die Mühle nicht abschwatzen, und jedesmal trägt der König einen tüchtigen Korb heim."

„Was will der König mit eurer Mühle?"

„Einreißen will er sie! Ein Gartenhaus will er daraus machen, oder gar noch ein Affenhaus bauen. Du weißt ja, unser Gut stößt an den Park, und der König möchte seinen Park durch unser Gut erweitern."

„Natürlich gegen eine fürstliche Entschädigung."

„So sagt er zum Vater! Allein wir nehmen nicht ganz Preußen für unser Besitzthum, auf dem unsere Vorfahren seit vielen hundert Jahren wohnten und Früchte mahlten, geradeso wie wir. Es wäre eine Schmach, sagt der Vater, die Mühle und das Gut zu verkaufen, wo seit grauen Zeiten unsere Vorältern christlich hausten."

„Wird der König durch eure Weigerung nicht erzürnt?"

„Das kommt auch vor. Allein der Zorn hilft ihm nichts. Oft hat er mich ersucht, ich solle ihm beistehen, den „eisernen Kopf meines Vaters weich zu machen," — wie er sagte. Aber ich stehe immer zum Vater, nie zum Könige. Uebrigens ist der Herr selten mürrisch. Gewöhnlich macht er Schnurren und Witze.

Seinen Antrag wickelt er in Späſſe ein, ſeitdem er weiß, wie hart der Kopf meines Vaters iſt.“

Adelgunde blickte ſinnend in den Teich. Ihr mochte dieſe Vertrautheit des Monarchen, den ſie aus Schilderungen als ſtrengen, unbeugſamen Fürſten kannte, gar ſeltſam erſcheinen.

„Und was ſpricht der König mit Dir?“

„Dummes Zeug!“ antwortete Franziska lachend. „Als ich noch ein Kind war, kniff er mir die Wangen. Seitdem kann ich ihn nicht recht leiden; denn ſein Kneifen that oft wehe. Ich weiß noch recht gut, wie nahe mir das Weinen dabei kam. Aber ich ſchämte mich der Thränen, und drückte ſie nieder. Seitdem ich groß bin, kommt der König öfter, wie der Vater ſagt, — aber das Kneifen in die Wangen hat ein Ende. Die Mutter ſagte, ich ſolle den Herrn freundlich, aber ernſt behandeln. Und das thue ich auch. Zwiſchen mir und dem Könige müſſen immer wenigſtens drei Schritte ſein. Thut er einen Schritt vorwärts, dann gehe ich zwei zurück. Daher nennt er mich: „die ſpröde Mamſell von der Mühle.“ Eine Mamſell bin ich zwar nicht, — aber ſpröde bin ich, da hat der König recht.“

„Können wir das Affenhaus nicht ohne das Geleite des Fürſten ſehen?“

„Gewiß!“ versicherte Franziska. „Es muß ja ein Aufseher dort sein, und der kann uns die Affen zeigen. Du darfst dir aber keine gewöhnlichen Affen vorstellen, wie sie auf den Kameelen sitzen. Die Affen des Königs sind groß wie Menschen, und alle dressirt. Sie gehen aufrecht auf zwei Beinen. Sie tragen Kleider und haben Handschuhe an den Händen. Auf den Köpfen haben sie große Perrücken und schöne Hüte. Sie machen Complimente wie feine Herren, und sprechen französisch. Aber häßlich sind sie im Gesicht, — ganz abscheulich häßlich. Neulich ist mir Einer begegnet im Park, als ich frische Butter für den König in das Schloß trug. Es war ein häßliches, wüstes Thier. Es kam gerade aus dem Affenhaus, und ich wäre gern davon gelaufen, hätte ich mich nicht geschämt. Er ging an mir vorbei, sah mich an, grinste, fletschte freundlich die Zähne, und sprach französisch zu mir, — das ich aber so wenig verstand, als wenn er seine Affensprache geredet hätte.“

Adelgunde folgte mit dem größten Erstaunen der Erzählerin. Sie hatte nicht gewußt, daß Affen Menschenbildung erlernen könnten. Aber sie hatte gehört von dem großen Unternehmen des Königs, eine neue Welt zu gestalten. Auch von der tiefen Weisheit gelehrter Männer hatte sie gehört, die weit hergekom-

men waren, auf des Königs Befehl das große Werk auszuführen. Vielleicht, dachte sie jetzt, gehört es zur gelehrten Kunst jener fremden Männer, Affen menschlich zu bilden, oder sie gar in Menschen allmälig zu verwandeln. Sie fühlte sich klein, namenlos unwissend jenen großen Geistern gegenüber. Sie blickte auf den Spiegel des Teiches, und beugte in Gedanken das Haupt vor so viel Gelehrsamkeit. Ueber den Wasserspiegel hin, bis zu Adelgundens Füßen, rollten helle Perlen, vom Niederfall des Strahles geschlagen, und dazwischen tanzten lustig Mücken mit langen Beinen und ohne Flügel. Hart an der Oberfläche, vor dem schönen Fräulein sich zierend, schwammen die Fische und ließen ihre Schuppen von denselben Sonnenstrahlen versilbern, die Adelgundens gelbes Seidenhaar in goldene Fäden verwandelten. Da fühlte sie ihren Arm rasch ergriffen und hörte die Freundin hastig sagen:

„Dort kommt der Affe wieder! Siehst Du dort, hinter den Büschen?"

Franziska deutete den Weg entlang, wo unter dem Schatten des Niederholzes eine Gestalt langsam hervor kam.

„Es ist derselbe große Affe, der mir neulich begegnete," fuhr die Müllerstochter jubelnd fort. „Wie freut es mich, daß Du ihn siehst! Wir bleiben hier am

Gitter stehen, er muß da vorüber. Er wird uns bemerken, sein Compliment machen, vielleicht gar französisch sprechen. Fürchte Dich nur gar nicht, Adelgunde! Das Thier hat Raison. In des Königs Affenhaus müssen Alle Raison lernen."

Adelgunde drückte sich ängstlich an die unerschrockene Freundin, und diese legte schirmend den kräftigen Arm um die Hüfte der Furchtsamen.

Immer näher kam der schreckliche Affe. Auf seinem Kopfe, der nachdenkend zur Brust hinab sich beugte, saß ein schöner, dreieckiger Hut mit vergoldetem Rande. An den Händen trug er Handschuhe, in der Rechten einen zierlichen Stock, den er ganz nach Menschenart gebrauchte. Seine Kleidung war von feinen Stoffen und elegantem Schnitte, seine Haltung nicht thierisch, sein Wesen gerade nicht affenmäßig. In Adelgunde erwachten Zweifel an der Natur des Affen, obwohl sein Aeußeres genau mit der Schilderung Franziska's übereinstimmte. Sie erschrack bei dem Gedanken, einen Menschen, Gottes Ebenbild, für einen Affen zu halten. Noch schärfer betrachtete sie die wandelnde Gestalt. Jetzt bemerkte sie im Gange etwas Unsicheres, Hüpfendes, als fühlten die Arme Lust, Beine zu werden. Und als sie gar, in geringer Entfernung, das Gesicht von erstaunlicher Häßlichkeit und

thierischem Ausdrucke gewahrte, da stand die Affennatur des Spaziergängers außer allem Zweifel; denn so ein Gesicht war kein menschliches. Das Thier sah klar aus jedem Zuge hervor, besonders der Affe aus dem lippenlosen Munde mit den garstigen Zähnen.

Der Affe wäre vorübergegangen, ohne die Mädchen zu bemerken. Da verrieth ihm Franziska's lautes Kichern, daß er Gegenstand ungetheilter Aufmerksamkeit sei. Jetzt stand er verwundert und betrachtete die beiden Mädchen. Zwischen ihm und dem Teiche lag ein schmaler Rasenplatz. Adelgunde erfaßte bebende Angst, das Thier möchte, mit einem Sprunge über den Rasen, plötzlich an ihrer Seite stehen.

„Um Gotteswillen, Fränzchen, lache nicht mehr!" flüsterte sie. „Du reizest ihn, — er könnte die angelernte Raison vergessen, — in seine thierische Wildheit zurückfallen, — uns gräßlich zerbeißen."

Noch fester schlang die Müllerstochter den Arm um die ängstliche Freundin.

„Uns beißen?" rief sie unerschrocken. „Das wird er bleiben lassen. Hast Du nicht gesehen, wie ich neulich unseren wilden Eber bändigte? Und mit so einem armseligen Affen sollte ich nicht fertig werden? Siehst Du, jetzt macht er sein Compliment. — Guten Morgen, Herr Affe!" rief sie ihm zu. „Er hat Raison, — Er

hat einen schönen Hut, — einen schönen Rock, — Er ist aber doch ein ganz abscheuliches Thier. Er hat ein ausgezeichnet häßliches Gesicht, Herr Affe! Er hätte besser gethan, die Haare auf seinem Gesicht stehen zu lassen, man hätte dann wenigstens die braungelbe, pockige Haut nicht gesehen, die akkurat aussieht, wie die Haut einer Kröte. — Siehst du, Adelgunde, wie er lacht!“

Der Affe verstand zwar nicht den Sinn der Worte, allein er sah Franziska's lachendes Angesicht, und dies ermuthigte ihn, den Fuß auf den Rasen zu setzen. Adelgunde stieß einen jähen Schrei aus. Die Müllerstochter sprang vom Gitter, riß einen Pfahl aus dem Boden, dazu einen Theil des gestützten Rosenstrauches, und schwang drohend die Waffe gegen den Eindringling.

„Dort bleibst Du stehen, garstiges Thier,“ rief sie im Tone des Befehles. „Siehst Du den Prügel?“ — und sie machte eine schlagende Bewegung.

Der Bedrohte sah die blitzenden Augen der Gewaltigen, die kräftigen Arme, den Prügel, und er zog den Fuß zurück. Er stand am Rande des Rasenplatzes und sein leuchtendes Auge ruhte mit steigender Bewunderung auf Adelgunde. Sogar den Bewohner des Affenhauses überraschte die strahlende Schönheit der-

gestalt, daß er Franziska's drohende Haltung und den schlagfertigen Pfahl vergaß.

„Sieh' nur, wie das Vieh Dich anglotzt!" rief Franziska. „Dies kommt daher, weil er Dich noch nicht gesehen hat. Mich kennt er schon und weiß, daß ich keinen Spaß verstehe. — Aber dort kommt der König! Ganz recht, — ich will ihm sagen, daß seine Affen keine Raison verstehen. Das abscheuliche Vieh hat nur Respekt vor Peitsche und Prügel."

Der Fürst nahte langsam dem Teiche. An seiner Seite ging ein Mann von ernster Würde, mit dem er lebhaft sprach. Weiter zurück mußten noch einige Personen folgen; denn man hörte lautes Sprechen und Lachen. Als Friedrich die Gruppe am Teiche gewahrte, ging er schneller.

„Ah, sieh' da, meine Bekanntschaft von der Mühle!" rief der Fürst in munterer Laune. „Aber," — und sein neckender Ton verwandelte sich in jenen des Erstaunens, „wen hast Du da bei Dir?"

„Meine Freundin, Adelgunde von Waldheim! Ich wollte ihr das Affenhaus und die Affen zeigen. Aber ich muß Ihnen sagen, Herr König, daß Ihre Affen gar keine Raison verstehen. Dieser da wollte auf uns d'rein. Er hätte uns jämmerlich zerkratzt und zerbissen, hätte ihm mein Prügel keine Furcht eingejagt."

Der König brach in schallendes Gelächter aus, in das sogar der ernste Begleiter einstimmte. Franziska betrachtete den lachenden Fürsten mit großen Augen. Sie begriff nicht, was da zu lachen war.

Adelgunde stand sehr befangen. Sie hatte bisher den König nur von weiter Ferne gesehen. Sie hatte in kindlicher Ehrfurcht zur Höhe aufgeblickt, wo der Fürst, von Macht und Glanz umgeben, in gebietender Majestät thronte. Jetzt fühlte sie, in unmittelbarer Nähe des Gewaltigen, die Brust beengt und den Wunsch, von dieser Stelle rasch verschwinden zu können. Friedrichs schallendes Gelächter beruhigte sie einigermaßen. Sie hätte sich weit beengter gefühlt, wäre der König in ernster Haltung vor sie getreten. Ihr Zartgefühl errieth, daß sich die Majestät durch unbändiges Lachen vergebe.

Es waren noch zwei Herren hinzu getreten. Der Eine feist, mit rothem Gesichte und gemeinen Zügen. Der Andere jung, von schöner Gestalt, und sehr gewählt gekleidet. Er betrachtete Adelgunde mit wachsendem Interesse. Seine Augen schienen von der blendenden Erscheinung gefangen. Er achtete nicht auf des Königs Gelächter, er folgte nicht der Entwickelung des komischen Vorfalles, — er sah nur Adelgunde.

Friedrichs Lachen, das nach kurzen Pausen immer

wieder hervorbrach, verdroß endlich die gerade Müllerstochter.

„Ich weiß gar nicht, was da zu lachen ist," sagte sie schmollend. „Sie lassen Ihre bissigen Affen ohne alle Aufsicht im Parke herum laufen, und ich werde mich hüten, Ihnen wieder frische Butter zu bringen. Ich will von diesen häßlichen Thieren weder zerkratzt, noch zerbissen sein. Wenn Ihre Affen auch Kleider tragen, Herr König, wie die Menschen, und wenn sie auch französisch sprechen und Complimente machen, sie bleiben immer Affen, denen nicht zu trauen ist. Ja, lachen Sie nur," rief das Mädchen drohend, „Sie sollen nicht eher wieder frische Butter und süßen Rahm bekommen, bis ich weiß, daß jenes abscheuliche Thier eingeschlossen ist im Affenhaus."

„Es soll geschehen, Franziska, es soll geschehen," betheuerte Friedrich unter Lachen. „Du bringst mir wohlschmeckende und nahrhafte Butter, wie bisher. Ich stehe dafür, daß der Affe Dir nicht wieder begegnet. — Aber wie kommst du dazu," fuhr der König ernst fort, „diesen Herrn von Voltaire, welcher der größte Philosoph ist und der gelehrteste Mann auf Erden, für einen Affen zu halten?"

Franziska erschrack heftig und wurde leichenblaß.

„Gott sei mir gnädig!“ sagte sie. „Ich habe einen Menschen für einen Affen angesehen [1]).“

„Sei getrost, Franziska!“ beruhigte Friedrich. „Deine Sünde ist nicht so groß, als Du meinst; denn dieser gelehrte Herr behauptet, daß zwischen ihm und einem Affen kein bedeutender Unterschied sei. — Freund Voltaire,“ wandte sich der Monarch in französischer Sprache an diesen, „ich darf mir schmeicheln, Ihren Geschmack zu theilen. Nur Schade, daß jenes reizende Wesen, dem Sie ungetheilte Bewunderung schenken, aus eiteln Atomen zusammengesetzt ist.“

Adelgundens Antlitz übergoß hohe Röthe. Der französischen Sprache vollkommen mächtig, hatte sie den König begriffen. Sie sah die Blicke der Herren auf sich gerichtet und wollte vergehen vor Scham.

„Mein Fräulein,“ sagte der König in französischer Sprache, „verzeihen Sie die Aeußerungen unserer wohlgemeinten Bewunderung.“

Er griff leicht an den Hut und setzte den Spaziergang fort.

---

1) Dieses Mißgeschick begegnete übrigens nicht allein der wackeren Müllerstochter von Sanssouci. Als Voltaire durch Westphalen reiste, hielten ihn die Bauern für einen Orang-Utang. Dieses Versehen beleidigte den großen Philosophen dermaßen, daß er in seinen Schriften die dummen Westphalen bei jeder Gelegenheit verspottete.

Als der junge Mann an der verschämten Adelgunde vorüberkam, beugte er tief den Nacken, und schritt nun gedankenvoll an der Seite des Begleiters durch den Park.

„Das war eine komische Scene in dem Drama, das sich zu entwickeln beginnt," sprach der Fürst. „Kehren wir zu unserem Gegenstande zurück. — Für die Menschheit ist es von der höchsten Wichtigkeit, zu erfahren, ob es einen persönlichen Gott gibt. Sie, Herr von Voltaire, haben sich für den Atheismus erklärt. Maupertuis ist über diese Erklärung entrüstet, und behauptet, der Atheismus stehe im Widerspruche mit der Vernunft und mit der Wissenschaft. Ich bleibe vorläufig neutral. Ich wünsche aber, meine Herren, daß Sie diesen wichtigen Gegenstand mit aller Gründlichkeit behandeln. — Wir haben dem Aberglauben den Krieg erklärt. Ich zweifle nicht, daß die Philosophie über eine barbarische Religion, wie das Christenthum ist, den Sieg erringen wird. Aber wir müssen uns hüten, weit schlimmeren Barbarismen zu verfallen."

„Einverstanden, Sire!" entgegnete Voltaire. „Für meine Behauptungen verlange ich keinen blinden Glauben, — aber ich verlange das Urtheil der gesunden Vernunft. Auch Herr von Maupertuis," und er warf einen spöttischen Blick auf diesen Gelehrten,

„wird meiner bescheidenen Forderung die Genehmigung nicht versagen."

„Gewiß nicht!" entgegnete Maupertuis trocken.

„Gut!" rief der König. „Rüsten sich die Herren zur Schlacht. Ich erwarte den Kampf mit regem Interesse. Handelt es sich ja um die Existenz der Gottheit. — Vergessen Sie nicht, Herr von Voltaire, Ihre Arbeit in leicht faßliche Formen zu kleiden, damit sie in unserer Encyklopädie aufgenommen werden kann[1])."

Der Fürst machte eine verabschiedende Handbewegung und trat in das Schloß.

Voltaire stand unentschlossen vor Maupertuis. Offenbar drängte eine Frage in ihm. Noch klarer, als die Neugierde, lagen Mißgunst und Haß gegen die Person auf seinem Gesichte, an welche die Frage zu stellen war.

Voltaire's Haß hatte für ihn alle Berechtigung.

Moreau von Maupertuis, zu St. Malo geboren, zählte damals zweiundfünfzig Jahre. Er diente, als junger Mensch, einige Zeit in einem französischen Dragonerregimente, wo ihn seine Kenntnisse und sein

---

1) Die Freidenker gaben ein Conversations-Lexikon heraus unter dem Titel: Encyklopädie oder allgemeines Lexikon der Künste und Wissenschaften. Dieses Werk strotzt von Angriffen gegen Gott, Religion und gute Sitte.

Verhalten rasch zum Hauptmann beförderten. Seine Studien wurden durch militärische Berufspflichten kaum beschränkt. Er vertiefte sich in physikalisch-mathematische Wissenschaften, und seine Gelehrsamkeit in diesem Fache erwarb ihm hohen Ruhm. Im Jahre 1736 schickte die französische Regierung eine Anzahl Gelehrter nach Lappland, um die zwischen den Anhängern Newtons und Deskartes strittige Frage, ob die Erde rund oder oval sei, durch eine Gradmessung zu entscheiden. Maupertuis wurde an die Spitze des Unternehmens gestellt. Die Aufgabe wurde mit Geschick und vieler Wissenschaftlichkeit gelöst. Bei der Rückkehr feierte Europa den Ruhm Moreau's von Maupertuis. Auf Voltaire's Empfehlung, berief Friedrich II. im Jahre 1740 Maupertuis nach Berlin.

„Kommen Sie," schrieb ihm der König, „um der Akademie die Gestalt zu geben, welche Sie allein ihr zu geben vermögen. Kommen Sie, um diesem Wildling das Propfreis der Wissenschaft einzuimpfen [1])."

Der Gelehrte gestaltete die Akademie und wurde, mit unbeschränkter Gewalt, zum immerwährenden Präsidenten derselben ernannt.

In früher Jugend voltairischen Ansichten ergeben, erkannte Maupertuis, bei fortschreitendem Wissen, die

1) Oeuvr. XVI. 335.

Unhaltbarkeit und Hohlheit jener Freigeisterei. Er brach vollständig mit Voltaire's System, glaubte an Gott, an die Unsterblichkeit der Seele, vertheidigte sogar die Gottheit Christi.

Maupertuis war von lebhaftem Geiste, hochfahrend, ehrsüchtig, — aber nicht heuchlerisch, nicht kriechend, niemals gemein. Selbst vor dem Könige wußte er Selbstständigkeit zu wahren. Seine Ansichten vertrat er mit Unerschrockenheit, und Voltaire's oberflächlicher Schöngeisterei ging seine scharfe Logik hart zu Leibe.

Voltaire haßte den Gelehrten. Er sah in ihm den Abtrünnigen und ein großes Hinderniß, zur vollständigen Beherrschung des Monarchen und zur Verwirklichung seiner christenthumsfeindlichen Plane.

Haß und Neugierde stritten gegenwärtig in Voltaire's Seele. Wahrscheinlich hätte der Haß den Sieg errungen, der Philosoph wäre ohne Frage von dem Gelehrten geschieden. Maupertuis aber, mochte er den Kampf des Häßlichen bemerken, oder selbst eine Frage an ihn zu stellen haben, schloß sich dem Affenähnlichen an.

„Gestatten Sie, Herr von Voltaire, mein Geleite in Ihre Gemächer?“

„Ihr Geleite ist für mich ebenso angenehm, wie ehrenvoll," entgegnete Jener verbindlich.

Sie schritten durch einige Gänge des Schlosses, und dann durch eine Reihe prachtvoll ausgestatteter Zimmer, welche der König dem berühmten Gaste angewiesen.

„Kommen Sie, mein lieber Maupertuis," sprach der Philosoph, seinen Arm freundschaftlich unter jenen des Gelehrten schiebend. „Ich habe Ihnen etwas Allerliebstes zu zeigen."

Sie traten in das Arbeitszimmer. Voltaire zog einen Papierbogen hervor, entfaltete ihn sorgfältig, und sein Gesicht begann zu leuchten von Spott und witziger Laune.

„Ja, etwas Allerliebstes! Etwas vom Könige, — das heißt: vom königlichen Dichter. Er hat einen sehr würdigen Gegenstand besungen, — ich sage Ihnen, einen Gegenstand, der seinem Geschmacke alle Ehre macht. Hören Sie die Widmung: „„An eine Hündin!""

Die Augen des Lesers fuhren über das Papier weg und ruhten arglistig auf dem Zuhörer. Maupertuis blieb ernst. Des Königs Gastfreund las weiter:

„„Wie neid' ich, kleines Hündchen, dich,
Daß du ein solches Glück bald hast!
Mein Herz entriß es dir so gern!
Dein Schicksal bringt dich in die Hand
Der Königin, und weiht dich ihr.

Ach wandelte des Himmels Huld
Mein Aeuß'res in das Deinige!
Dann wär' ich ja in deinem Platz;
Ich diente mit Bewundrung ihr
Und fände darin nur mein Glück[1].""

„Ist das nicht köstlich, Freund Maupertuis? Hören Sie doch:"

„„Ach wandelte des Himmels Huld,
Mein Aeuß'res in das Deinige!""

Voltaire lachte hell auf.

„Der Dichter sprach hier im Grunde einen höchst vermessenen Wunsch aus," fuhr er lebhaft fort. „Oder ist es kein Majestätsverbrechen, zu verlangen, daß die Gestalt eines Königs in die Gestalt eines Hundes verwandelt werde? Dieses herrliche Gedicht beweist klar, daß Poesie ein Stück Wahnsinn ist, und daß der König den Dichterwahnsinn im höchsten Grade besitzt. Meinen Sie dies nicht auch, mein lieber Maupertuis?"

„Der König ist bekanntlich ein sehr großer Liebhaber von Hunden," entgegnete Moreau ausweichend.

---

1) Friedrichs II. Werke. B. VIII. S. 46.

„Er schenkte ein prächtiges Thierchen einer Dame, die er seine „Königin" nennt. Der Sinn der anstößigen Stelle wird demnach sein: selbst um den Preis, in einen Hund verwandelt zu werden, möchte der Dichter in so nahe Berührung mit der Dame seines Herzens kommen, wie der verschenkte Hund das Glück hat."

„Eine klassische Erklärung!" rief Voltaire. „Darf ich sie den Dichter wissen lassen?"

„Warum nicht?" antwortete Maupertuis gleichgültig, fügte aber betonend bei: „Jedoch nur unter der Bedingung, daß der eben abgesponnene Dialog vollständig wiedergegeben werde."

Voltaire warf das Papier auf den Tisch, wie ein Mensch, der seinen arglistigen Zweck verfehlte.

„Indem ich Sie hieher begleitete, Herr von Voltaire," begann der Gelehrte nach einer Pause, „suchte ich Gelegenheit, ein sehr ernstes Wort mit Ihnen unter vier Augen zu sprechen."

„Ah, — ich bin gespannt!" rief Voltaire. „Ein ernstes Wort? — ein sehr ernstes Wort, Herr Präsident? Ich darf Ihnen wohl mit der Versicherung schmeicheln, daß ich nur ernste Worte, — sehr ernste Worte, aus Ihrem Munde, der ja das Orakel der Wissenschaft ist, erwarte."

Der Präsident der Akademie verlor nicht einen

Augenblick die ernste Ruhe. Spott und Voltaire schienen ihm ein Wesen. Deßhalb machte die höhnische Bemerkung ebenso wenig Eindruck auf ihn, wie die höhnisch verzogenen Mienen des Philosophen.

„Es freut mich, Herr von Voltaire, daß Sie über die Pflichten meiner Stellung mit mir einverstanden sind. Dieser Umstand überhebt der Mühe, die Berechtigung des Ansinnens vorerst zu begründen, das ich an Sie stellen muß!"

„Die Berechtigung des Ansinnens?" — und Franziska's Affe fletschte die Zähne. „Nur zu, Herr Präsident! Ich sitze zu Ihren Füßen, wie der Schüler zu den Füßen des Meisters."

„Der europäische Ruf, den Sie als Schriftsteller genießen," fuhr Maupertuis fort, „hat Ihnen auf den König großen Einfluß verschafft. Ich bitte Sie, diesen Einfluß nicht zu mißbrauchen, das ist mein Ansinnen."

„Zu mißbrauchen?" stieß Voltaire beleidigt hervor. „Zu mißbrauchen? Herr Präsident?"

„Ich wiederhole das Wort: ja — zu mißbrauchen!" entgegnete Moreau fest. „Aus dem Herzen des Fürsten haben Sie jedes religiöse Bekenntniß gründlich hinausgespottet, Herr von Voltaire. Es bleibe dahingestellt, ob die Ergüsse Ihres Religionshasses die Kritik der Wissenschaft aushalten, — es sei nicht untersucht, ob

dieser Erfolg auf die Ansichten eines Herrschers der schwerste Mißbrauch Ihrer Geistesgaben ist. Unbestreitbar ist es aber der schnödeste Mißbrauch Ihres Einflusses, wenn Sie jetzt sich bemühen, sogar die Existenz Gottes im Glauben des Königs zu vernichten. Ich warne Sie! Ich erkläre Ihnen aufrichtig, daß Sie an mir, auf diesem Gebiete, den entschiedensten Gegner finden werden."

Voltaire sprang wüthend empor. Das ohnehin häßliche Gesicht wurde zur abschreckenden Fratze verzerrt. Seine Augen sprühten Feuer und Flammen.

„Ha, — Sie Abtrünniger, — Sie Meineidiger, — Sie Renegat!" rief er schnaubend. „Sie werfen sich auf zum Anwalte des göttlichen Aberglaubens? Bleiben Sie bei Ihren Zahlen, bei Ihrem A + B, — bei Ihrem physikalischen Possenspiele. Hüten Sie sich, in die Philosophie zu pfuschen! Ich werde Sie mit Fußtritten traktiren, — ich werde Sie in ganz Europa als Narren an den Pranger stellen!"

Maupertuis betrachtete ruhig des Philosophen lodernden Haß und wartete, bis er sich ausgeschüttet.

„Gestatten Sie mir, weiter zu fahren, Herr von Voltaire!" sagte er gehalten. „Auf die Vorwürfe über Meineid und Abtrünnigkeit, nur die kurze Bemerkung, daß es mich freut, die wissenschaftliche Halt-

losigkeit Ihres Systemes erkannt zu haben. Bisher gewannen Sie nicht einen einzigen Gelehrten. Ihr gleisender Spott bestach nur gedankenloses Volk, unwissenschaftliche Menschen. Schließlich wird Ihr Streben, das Christenthum auszurotten, im Sande seichter Behauptungen zerrinnen."

Der Präsident mußte eine Pause machen; denn Voltaire umkreiste ihn, wie ein rasendes Thier, Flüche und Verwünschungen ausstoßend. Jetzt stand er wieder vor ihm, die Arme verschränkt, Schaum zwischen den Lippen. Moreau fuhr gelassen weiter:

„Gefährlich für die Menschheit müßte Ihr Plan sich gestalten, gelänge es Ihnen, aus dem geistreichsten Fürsten Europa's ein Werkzeug Ihrer Verschwörung gegen die Religion zu machen. Friedrich's Bekenntniß zu Ihrem System, müßte dasselbe mächtig fördern im Urtheile der gebildeten Welt. Die Höhe des Ruhmes, wohin glänzende Siege den König erhoben, würden einen bestechenden Nimbus um Ihren Philosophismus ziehen. Die Bewunderung für Friedrich II. würde Millionen verleiten, eine Richtung zu achten, der er sich ergab. Kurz — des Königs Beispiel müßte Viele täuschen."

„Meinen Sie das auch?" rief Voltaire höhnisch. „Ganz Ihrer Ansicht! Sie wissen, unser Panier trägt

die Inschrift: „Ecrasez l'infame!" Hält jener sieggekrönte Held dieses Panier hoch, dann muß es, zum Jammer aller Kapuziner, gelingen, das Volk zu enttölpeln."

„Langsam, mein Herr!" warf Moreau strenge ein. „Der ruhmgekrönte Held ist Ihr Bannerträger noch nicht. Ein Frevel aber ist es," — und zum ersten Male klang Entrüstung durch Moreau's Stimme, „durch Trugschlüsse und Afterweisheit für verruchte Zwecke einen Mann zu umgarnen, dessen Beruf es nicht ist, ein Gelehrter, sondern ein König zu sein."

„Mein Beruf ist es," höhnte Voltaire, „aus dem Fürsten einen Philosophen zu machen. Ihr König setzt ja den höchsten Preis auf den Ruhm, ein Philosoph zu sein. Lassen Sie mich gefälligst diesen Preis verdienen, Herr Präsident der Akademie! Lassen Sie mich einen Regenten für die gesunde Vernunft erobern, der im Stande ist, dem Aberglauben den Todesstoß zu geben. Unter dem Scepter des großen Friedrich dürfen wir ungestraft, öffentlich die Infame bekämpfen. Glauben Sie mir, die wahre Größe Friedrich's II. besteht gerade in dem Umstande, daß er sich an die Spitze einer bewaffneten Schaar gestellt, die auf Leben und Tod den Consubstantiellen bekämpft[1]).

1) Die Freidenker nannten Jesus Christus, den Sohn Gottes, den „Consubstantiellen."

Und was mich betrifft, so wäre mir nichts lieber, als auf einem Leichenhaufen von Frommen zu sterben, die zu meinen Füßen geschlachtet werden [1])."

„Pfui!" stieß Moreau hervor. „Sie sollten dieses teuflischen Hasses sich schämen."

„Sie täuschen sich, mein Herr!" rief Voltaire höhnisch. „Was Ihnen teuflischer Haß zu sein dünkt, empfinde ich als göttliche Begeisterung. Glauben Sie mir, verehrtester Präsident, im folgenden Jahrhundert, welches man das Jahrhundert der Aufklärung nennen wird, ist der Glaube an den Consubstantiellen von der Erde verschwunden. Die Kirchen sind prächtige Magazine, Altäre und sonstige Geräthschaften des Aberglaubens, wanderten in Antiquitäten-Sammlungen, zur Erinnerung an die christliche Finsterniß. — Ich lade Sie ein, Theil zu nehmen an diesem verdienstvollen Kampfe. Ich bitte Sie, den Allmächtigen des Aberglaubens seine Sache selbst verfechten zu lassen."

„Sorgen Sie nicht!" erwiederte Maupertuis ernst. „Der Allerhöchste wird die Wahrheit über die Lüge nach denselben Gesetzen siegen lassen, nach denen das Licht die Finsterniß überwindet. Bethören Sie immerhin Fürsten und Völker! Reißen Sie aus allen Herzen

1) Voltaire an d'Alembert 20. April 1761.

den frommen Christusglauben, — stürzen Sie jede sittliche Ordnung durch die schrecklichste Revolution, — hüllen Sie den ganzen Erdball in Lüge und Finsterniß: — seien Sie versichert, die Völker und Nationen werden händeringend aus den Abgründen des Verderbens nach dem Lichte rufen. Ihr Gotteshaß verblendet Sie gründlich, Herr von Voltaire! Die Gottesidee läßt sich der Menschenbrust nicht rauben. Nicht einmal die „Infame" werden Sie vernichten."

„Das wollen wir doch sehen!" rief der Häßliche, und in seine Augen schoß eine höllische Gluth. „Geschworen hab' ich, dem Sturze des Christenthums mein Leben zu weihen. Ich werde diesen Schwur halten [1])."

„Und ich werde mein Versprechen halten, Sie zu bekämpfen," sagte Maupertuis aufstehend. „Nach meinen Grundsätzen hielt ich es für Pflicht, Sie zu warnen, Ihnen das Gewissenlose Ihrer Plane vorzustellen. Sie werden mich an der Seite des Königs finden, den Schild der Wissenschaft in der Hand, um die giftigen Pfeile Ihres Spottes gegen Gott aufzufangen."

„Ein ritterlicher Gegner!" rief Voltaire grinsend.

1) Diesen Schwur leistete Voltaire zu London im Jahre 1727. Vie de Voltaire, ed. de Kehl.

„Glückliches Frankreich, das du sogar im achtzehnten Jahrhundert einen Gottfried von Bouillon gebarst!“

„Und ich möchte mein Vaterland beklagen, weil es den Antichrist leibhaftig erzeugte.“

„Sie wissen, mein lieber Maupertuis,“ rief Voltaire lachend, „daß für mich der Titel „Antichrist“ die größte Schmeichelei ist. — Uebrigens hindert dies Alles zwischen uns den freundschaftlichen Verkehr nicht. Persönlich sind wir nicht Feinde. Der Widerstreit unserer Ansichten darf sich auf den Umgang nicht erstrecken.“

„Von meiner Seite werden Sie niemals Verstöße gegen den Anstand zu beklagen haben.“

„Dies erwarte ich von Ihrem Edelsinn, mein lieber Herr von Maupertuis!“ entgegnete Voltaire schmeichelnd. „Sogleich sei die Aufrichtigkeit Ihrer Freundschaft auf die Probe gestellt. — Was hatte des Königs unbändiges Lachen im Parke zu bedeuten? Sie verstehen so viel von der barbarischen Sprache der Deutschen, daß Sie den Sinn der Rede des Königs, und jener weiblichen Furie mit dem Prügel, enträthseln konnten.“

„Den Sinn verstand ich und jedes Wort,“ entgegnete Moreau. „Erlassen Sie mir jedoch die Ant-

wort auf Ihre Frage, die Sache ist für Sie gerade nicht schmeichelhaft."

„O, mein lieber Freund, ich bin Philosoph genug, das Unangenehmste mit Gleichmuth zu ertragen! Heraus mit dem Geheimniß! Der Name „Voltaire" wurde genannt, — mir entging nicht, daß meine Person so glücklich gewesen, das Zwergfell des Monarchen zu erschüttern."

„Sie wissen," sagte Maupertuis nach einigem Schwanken, „daß der König das japanische Haus gewöhnlich „Affenhaus" nennt, weil der Maler die Wände jenes Hauses mit Affengestalten reich bedachte. Das Volk hörte von dem Affenhaus, und glaubt, es würden darin Affen gehalten. Diesem Umstande ist es wohl beizumessen, wenn die thörichten Mädchen Sie für einen Affen hielten."

Die Versicherung des Philosophen, „das Unangenehmste mit Gleichmuth zu ertragen", bewahrheitete sich keineswegs. Er fuhr zwei Schritte zurück, jähen Zorn im Gesichte.

„Es ist gut, Herr von Maupertuis, — ich danke Ihnen," sagte er mit leidenschaftlich zitternder Stimme.

Moreau hatte kaum das Zimmer verlassen, als der Grimm des Häßlichen in lichten Flammen aufschlug.

„Ha, — ihr Canaillen! Ich ein Affe? Ihr Dirnen, — ich ein Affe! Und der König lachte über die Beschimpfung? Er lachte unbändig, ausgelassen, — der Gimpel, der fade Schwätzer! Ich ein Affe, — ich? Schon gut! — Richtig, die Schöne hielt mich für einen Affen! Ich hörte ja ihren Angstschrei, sah ihr Entsetzen, da mein Fuß den Rasen betrat. Die Schöne verleitete die Andere zu gleichem Glauben. Ja, die Schöne, welche sich stieß an meiner Häßlichkeit, hielt mich für einen Affen. Teufel, — könnte ich auch sie unförmig und häßlich machen, — süße Rache!“

Der Eintritt desselben jungen Mannes, auf den Adelgunde einen so tiefen Eindruck gemacht, unterbrach Voltaire's schäumende Entrüstung.

„Was bringst Du, Charnier? Nur kurz! Meine Zeit ist kostbar. Ich rüste mich zur Schlacht gegen die höchste Existenz des religiösen Wahnes.“

„Ich dächte, hiezu bedürfe es für einen Voltaire nicht erst der Rüstung,“ entgegnete der Franzose, ein blinder Anbeter des Meisters. „Ihr bloßes Erscheinen auf dem Kampfplatze, wird auf die Anhänger des Aberglaubens denselben bannenden Eindruck hervorbringen, wie der Anblick Adelgunden's von Waldheim auf mich.“

„Adelgunde von Waldheim? Wer ist das?"

„Sie hätten das reizende Götterkind am Teiche nicht gesehen? Vergeben Sie meinen vierundzwanzig Jahren eine Leidenschaft, die mit jeder Minute wächst."

Voltaire's Verdruß über die Störung wechselte rasch mit Befriedigung. Die Möglichkeit zur Rache an dem „reizenden Götterkinde," dämmerte in seinen Gesichtskreis herein.

„Deinen vierundzwanzig Jahren habe ich nichts zu vergeben, Franz," sprach er väterlich. „Auch ich habe genossen, ich beneide das Glück Deiner Jugend nicht. Der Eindruck eines schönen Mädchens auf den jungen Mann ist natürlich. Deine Adelgunde ist schön, — sehr schön! Auch mich fesselte die Erscheinung. — Hast Du Hoffnung?"

„La Mettrie kennt die Familie," erwiederte Franz von Charnier eifrig. „Die Familie ist arm."

„Arm? Sehr gut!"

„Aber fromm!"

„Fromm? Fatal! Bei den Frommen ist wenig zu erlangen in diesem Punkte. Der Fanatismus ist stärker in ihnen, als die Rechte der Natur."

„Ich habe dennoch Hoffnung. Ihre Hülfe könnte zum Ziele fördern."

„Mein Beistand, in einer so angenehmen Sache,

soll Dir nicht fehlen, mein lieber Charnier. Ich begreife, daß ein junger Mann von Philosophie allein nicht zu leben vermag. Die Speise ist etwas trocken. Die Liebe muß des Philosophen nüchternes Dasein versüßen. — Worin kann ich dienen?"

„Der Park-Inspektor von Sanssouci starb vor einigen Tagen, erklärte Charnier. Die Stelle wird sogleich besetzt. Könnte Adelgundens Vater die Stelle erhalten, dann ließen meine kühnsten Erwartungen sich verwirklichen. Am Ende ist kein Mädchenherz unüberwindlich."

„Gewiß nicht! Vorzüglich wenn so ein schöner Junge Sturm läuft," rief der Häßliche lachend. „Ausgezeichnet hast Du combinirt. Waldheim soll Inspektor werden, — Adelgunde soll im Schlosse wohnen, — Du sollst die Rolle Amors spielen. Während ich den Kapuziner Maupertuis bekämpfe, ist es Deine Aufgabe, eine Seele der Bigotterie zu entreißen, und die Schönheit dem Genusse dienstbar zu machen," — und Voltaire rieb vergnügt die Hände.

Die Schnüffler.

Durch den Schloßpark ging Franziska mit raschen Schritten. Auf dem Kopfe trug sie ein Körbchen, aus blank geschälten Weiden. Ueber dem Körbchen lag ein Tuch, noch weißer als die Weiden, vorwitzigen Augen den Inhalt zu verbergen. Am Arme trug sie ein zweites Körbchen, zierlich aus farbigem Holze geflochten und mit einem Deckel versehen, den Franziska's vollständiger Namen schmückte. Ihr frisches Gesicht verhüllte theilweise das Kopftuch, in einem gewaltigen Knoten unter dem Kinn festgebunden. Sauber kleidete sie der Sonntagsstaat, und stolz thronte ein Sträuschen Monatsrosen über dem züchtigen Busen. Trotz des raschen Ganges, blieb sie zuweilen stehen und spähte durch den Park.

„Begegnete er mir doch, der Mosiö Woltär!" sagte sie. „Ich habe ihn schwer beleidigt, ich dummes Ding! Es ist meine Pflicht, ihn um Verzeihung zu bitten."

Sie fuhr in die Tasche der seidenen Schürze und zog ein Papier hervor, auf dem die Worte standen:

„Mosiö Woltär, Pardon pur moa!"

„Das heißt auf Deutsch: Herr Woltär, verzeihen Sie mir! Ich werde das Französische zwar närrisch genug aussprechen, gerade so, wie der König das Deutsche. Aber ich bin ein deutsches Mädchen und der Mosiö Woltär wird verstehen, was ich sagen will."

Bei dem verhängnißvollen Teiche blieb sie abermals stehen. Der Wasserstrahl schoß lustig empor, und rauschend fiel er auf die Felsstücke nieder. Der feindselige Prügel stützte den Rosenstrauch wieder, aber einige verwelkte Blätter an demselben verkündeten laut die erlittene Mißhandlung. Franziska erinnerte sich lebhaft des Vorfalles, und trotz ihres Schuldbewußtseins, einen Menschen für einen Affen gehalten zu haben, mußte sie lächeln.

Nach kurzer Rast schritt sie weiter, sie trat durch das Thor auf den Weg nach Potsdam. Schon that sich die neue Straße der Stadt vor ihr auf. Die Häuser strebten palastähnlich empor, groß und mächtig; denn Friedrich II. wollte den Ruhm, Potsdam im großartigen Maßstabe erweitert zu haben. Und was dieser König für Ruhm that und aus Ehrgeiz, das that er mit großen Opfern. Vor den ersten Häusern be-

wegte sich eine männliche Gestalt in eigenthümlicher Haltung. Der Mann legte den Kopf tief in den Nacken, hielt die Nase gegen den Wind, schnüffelnd wie ein Jagdhund, in dem augenfälligen Bemühen, die Gerüche zu untersuchen, welche der Wind seinem geübten Geruchssinne in großer Mannigfaltigkeit aus der Stadt zuführte. Der Mann trug einen blauen Rock, eine blaue Mütze mit schwarzen Borten, blaue Hosen, einen Säbel und einen Stock. Der Stock war ihm dringendes Bedürfniß; denn sein lahmes Bein schrie laut nach dieser Stütze.

Als die Müllerstochter dem Blauen nahe kam, überzog ein bitterer Trotz ihr heiteres Gesicht und finster schürzten sich die Lippen. Jeden Erwachsenen, dem sie auf der Straße begegnete, hatte sie freundlich gegrüßt. An dem Lahmen ging sie vorüber ohne Gruß. Schon lag eine kurze Strecke zwischen ihr und dem Blauen, da rief er sie an in befehlendem Tone.

„Hör' Sie Jungfer, — wart' Sie einmal!" — und heran humpelte der Lahme.

Franziska stand wartend, die hellen Augen unfreundlich auf den Mann gerichtet.

„Wohin will Sie, schöne Jungfer?"

„Da frägt Er zu viel. Er hat kein Recht zu fragen, wohin ich gehe."

„So — so, — kurz angebunden! Im Grunde wahr: — ich hab' kein Recht zu fragen, wohin die hübsche Jungfer geht. Das ist mir auch einerlei; Sie mag gehen, wohin Sie will. Nur den guten Rath muß ich Ihr geben, daß Sie keine verbotenen Wege geht, — he!" — und der Lahme lachte gemein.

„Den Rath kann Er Solchen geben, für die er paßt. Für mich ist er überflüssig, weil verbotene Wege mir unbekannt sind."

„So — so! Ich will es glauben; denn so ein Gesicht von Milch und Blut findet man nicht auf verbotenen Wegen."

„Will Er mich vexiren? Das soll Er bleiben lassen! Daß Er's nur weiß: — von Seinem Gesicht denke ich gerad' das Gegentheil, was Er von dem meinigen denkt."

„Ha — ha! Wirklich kurz angebunden, wirklich! — Ich möchte also wissen, was die Jungfer im Korbe hat."

„Das möchten vielleicht auch noch Andere wissen, die es ebenso wenig angeht, wie Ihn."

„Halt, Jungfer, das greift in mein Amt! Jetzt hat der Spaß ein End'. Sie wird mir doch ansehen, was ich zu bedeuten habe?"

„Hm, — Er ist ein Schnüffler!"

„Ein Schnüffler?" schrie der Lahme zornig, mit

dem Stocke auf den Boden schlagend, daß der Staub auflog. „Ein Schnüffler? Das sagt Sie mir in's Gesicht?"

„Was ist Er denn?"

„Ich bin Kaffeescheinrevisor hier in Potsdam, — verstanden?"

„Nein, das hab' ich nicht verstanden, zu lang ist das Wort, halb deutsch, halb russisch. Das andere ist kurz, deutsch und Jedem verständlich."

„Schon gut, — sehen will ich, was Sie im Korbe hat."

„Narrheiten!" sagte Franziska lachend. „Bei mir gibt's gar nichts zu schnüffeln."

„Donnerwetter, — herunter mit dem Korb! Seit Monaten wird Kaffee hereingeschmuggelt. Tag und Nacht stehen wir vergebens auf der Wache, jetzt hab' ich einen der Vögel. Her mit dem Korbe, — heraus mit der Contrebande!"

„Zurück, unverschämter Mensch! Ich bin die Müllerstochter von Sanssouci, und ich werde dem König von Seiner Frechheit erzählen."

Der Blaue fuhr zurück. Friedrich's Besuche in der Mühle waren bekannt, und auch sein Anliegen bei dem hartköpfigen Müller.

„Herrgott, — fast wär' ein Unglück passirt!"

stotterte der bestürzte Mann. „Verzeih' Sie, schönste Jungfer, — verzeih' Sie, — es ist ein schrecklicher Irrthum.“

Allein Franziska hörte ihn nicht mehr. Mit beflügelten Schritten, Scham und Entrüstung im Gesichte, eilte sie durch die Straße, den Blicken der Neugierigen zu entgehen.

Dasselbe Wort, welches den Blauen erzürnte, hörte man jetzt von den Umstehenden halblaut, im Tone der Verachtung.

„Die Schnüffler!“ hieß es. „Bald werden sie die Nase in Alles stecken, die Lumpenhunde! Sind schon die Mädchen nicht mehr sicher vor ihnen auf der Straße?“

Giftige Blicke schossen auf den Lahmen, offenbar eine Person des allgemeinen Hasses.

Was bedeuteten die Schnüffler?

Bekanntlich monopolisirte Friedrich II. auch den Kaffee. Er allein nahm das Recht in Anspruch, Kaffee zu verkaufen. In ganz Preußen mußte Jedermann seinen Kaffee vom Könige beziehen. Der König aber bezog den Kaffee aus Hamburg, das Pfund zu $4^3/_4$ Silbergroschen. Und der König verkaufte das Pfund in gebranntem Zustande zu einem ganzen Reichsthaler. Ein königlicher Gewinn! Der Gewinn floß dorthin,

wohin alles Geld in Preußen strömen sollte, — in die Kriegskasse. Jeder kaffeetrinkende Preuße war eine Ameise, die sammelte für die Winterzeit des Krieges. Natürlich konnten arme Leute Kaffee, das Pfund zu einem Thaler, nicht trinken. Sie sollten es auch nicht, nach des Königs Ansicht.

„Arme Leute sollen sich an Biersuppe halten,“ sagte der menschenfreundliche Landesvater. „Auch ich bin damit auferzogen worden.“

Jetzt freilich aß der König keine Biersuppe mehr, aber Kirschen aß er im Dezember, das Stück zu zwei Thaler. Den großen Friedrich mochte selbst das Gewissen drücken über diese goldenen Kirschen, wenn er seine Landeskinder betrachtete, die nur Salz aßen, Biersuppe und Kartoffeln.

„Du wirst schmähen,“ schrieb er an seinen Tresorier Fredersdorf, „daß gestern für hundertachtzig Thaler Kirschen gegessen worden. Ich werde mir eine lüderliche Reputation machen [1].“

Bald zeigte es sich, daß die armen Preußen anderer Ansicht waren, als Friedrich II. Von Biersuppe allein mochten sie nicht leben. Der Kaffee gab einen angenehmen Wechsel. Es entstanden zahlreiche Schmugglerbanden, und diese führten billigen Kaffee ein. Dem

1) Vehse, Geschichte des preuß. Hofes. Th. IV. S. 6.

Schleichhandel zu begegnen, gab der König ein Gesetz, und nach diesem Gesetze wurde jeder Preuße mit einer Festungsstrafe von drei Jahren belegt, der seinen Kaffee nicht vom Könige, sondern von Schmugglern bezog. Als Ausweis, daß der Kaffee von des Königs Lager kam, erhielten die Käufer für jedes Pfund einen Brennschein. Um die Brennscheine zu controlliren, gründete Friedrich das Amt der Kaffeerevisoren. Zu diesem Amte wurden vierhundert Invaliden abgerichtet. Sie gingen bei Tage und bei Nacht in den Gassen umher. Sie schnüffelten, wo Kaffee gebrannt wurde. Sie drangen zu jeder Stunde in jedes Haus und forderten den Brennschein. Fehlte dieser, dann belehrte eine dreijährige Festungsstrafe den Unglücklichen, daß der Arme kein Recht habe, zum Kaffeetrinken 1).

Aber das Kaffeemonopol war ein neuer Beweis von der fürsorgenden Staatsklugheit des großen Königs. Die Armen, welche auf der Festung drei Jahre lang den Schubkarren drückten, hatten Muße zur Betrachtung des Glückes, Unterthanen Friedrichs des Großen zu sein. —

Franziska war in der Einfahrt eines stattlichen Hauses verschwunden. Sie ging über den Hof und

1) Preuß. III. 29.

sah forschend nach den Fenstern eines bescheidenen Hintergebäudes. Sie lächelte und winkte mit der Hand freundlich hinüber. Sie trat in den reinlichen Flur, wo ihr Adelgunde froh entgegeneilte.

„Du kamst gestern nicht, Fränzchen, und wir haben Dich erwartet.“

„Ich konnte nicht, es gab viele Arbeit,“ entgegnete sie, den Korb vom Kopfe hebend. „Dies wollen wir gleich hintragen, wohin es gehört, in die Küche.“

Das weiße Tuch verschwand. Adelgunde stieß einen Schrei freudiger Ueberraschung aus. Das Beste ländlicher Wirthschaft blickte einladend zu ihr auf. Frische Butter, wie der König sie aß, einige Scheiben braunen Honigs, der zäh und dick die Zellen füllte, ein Häuflein Eier und ein Topf mit süßem Rahm, bildeten den Inhalt des Korbes.

Adelgundens Mutter, eine stille, bleiche Dame, noch einfacher gekleidet, als ihre Tochter und ebenso reinlich, war in die Küche getreten. Franziska grüßte ehrfurchtsvoll und bat, die Gabe anzunehmen.

„Meine Mutter sagte, wir hätten Ihnen so viel zu danken. Könnten wir auch nicht in vollem Maße vergelten, so möchten Sie dies als einen Beweis unseres guten Willens hinnehmen.“

Frau von Waldheim lächelte gütig und sprach

einige Worte des Dankes. Im Herzen aber pries sie Gott für die Spende; denn sie kam dringenden Bedürfnissen entgegen.

Vormals in glänzenden Verhältnissen, war die Familie Waldheim herabgekommen, bis an die Grenzen der Noth. Herr von Waldheim besaß die Fähigkeiten nicht, Staatsämter zu bekleiden. Der Adel öffnete ihm zwar eine ehrenvolle Laufbahn in der Armee; allein Herrn von Waldheim beherrschte ein unbesiegbarer Widerwille gegen Blut und Mord. Oft beklagte er die unaufhörlichen Kriege des Königs. Er begriff nicht, wie man so herzlos sein und Tausende auf den Schlachtfeldern opfern könne. Als der Rest des Vermögens schwand und Nahrungssorgen gebieterisch herantraten, überwand sich der Edelmann so weit, bei subalternen Beamten, um geringen Lohn, Bureaudienste zu übernehmen. Allein die karge Bezahlung reichte nicht, selbst bei der äußersten Einschränkung. Frau von Waldheim gab Mädchen Unterricht im Nähen, sie strickte Strümpfe für fremde Leute und rang mit aller Kraft gegen die Noth des Erdendaseins. Auf die Erziehung der Tochter hatte sie allen Fleiß verwendet. Da Adelgunde einem bildenden Institute nicht anvertraut werden konnte, so brachte ihr die Mutter das bei, was sie selbst besaß.

Adelgunde sprach geläufig französisch, sie verstand alle weiblichen Arbeiten, sie konnte sich in gebildeten Kreisen mit Anstand bewegen. Vorzüglich ausgebildet war die religiöse Seite des Kindes. Der alte Spruch: Noth lehrt beten, — bewährte sich an Frau von Waldheim. Sie betete viel, sie sprach gern über religiöse Gegenstände, über den Geist des Christenthums, und je weniger die Welt bot, desto stärker wurde der Zug nach dem Jenseits.

Unter diesen Einflüssen wuchs Adelgunde heran, mit sechszehn Jahren noch ein Kind an Unschuld und Unbefangenheit.

Sie waren in das Wohnzimmer getreten. Das Zimmer hatte Aehnlichkeit mit der Kleidung seiner Bewohner, — es war blank und sauber, aber sehr bescheiden ausgestattet. Nur zwei gute Oelgemälde, in prachtvollen Goldrahmen, erinnerten an den früheren Glanz.

Franziska zog aus dem zweiten Körbchen, das sie am Arme getragen, eine Näharbeit hervor. Dabei fiel ein harter Gegenstand zu Boden.

„Das hätte ich beinahe vergessen", rief sie. „Hier, Frau von Waldheim, ist das Monatsgeld."

„Das Monatsgeld wurde bereits in anderer Form entrichtet," sagte die Dame. „Es wäre unzart, zu den

Pfunden Butter und den übrigen kostbaren Dingen noch Bezahlung anzunehmen.“

„Ich darf das Geld nicht zurückbringen, dies würde meine Eltern beleidigen. Was ich Ihnen brachte im Korbe, ist nur eine Kleinigkeit, die uns nichts kostet. Sie haben mich stricken und nähen gelehrt, und dies, sagte meine Mutter, könne mit Geld nicht bezahlt werden.“

Es entspann sich ein Streit, den Franziska dadurch entschied, daß sie die Thalerstücke bei Seite auf einen Tisch legte und zur Arbeit griff. Das Gespräch kam sogleich auf den Affen im Parke und selbst das stille, kummervolle Angesicht der Dame belebte ein sanftes Lächeln.

Gegen Abend schied Franziska. Die bleiche Frau ging zum Tische und zog die papierne Hülle von dem Monatsgehalte. Drei blitzende Thaler lagen in ihrer Hand. Sie hielt das geprägte Silber, wie einen sehr bedeutenden Gegenstand, — nicht wie es der Geizige hält, dessen Herz dem Metalle gehört, — sondern wie es der Arme hält, der gegen Noth kämpft und den Werth des Geldes schätzen lernte.

„Die Stücke sind ganz neu, liebe Mutter!“ sprach Adelgunde, nach Kinder Art, denen blanke Thaler weit höher stehen im Course, als jene, deren Glanz im langen Dienste verblichen.

Frau von Waldheim hatte aus einem sorgfältig verwahrten Beutelchen so lange Groschenstücke und Pfennige hinzugelegt, bis es vier Thaler wurden.

„Unser vierteljähriger Miethzins," sagte sie. „Bringe das Geld sogleich Frau Hanfried, meine Tochter! Sage unsere beste Empfehlung nebst einer Entschuldigung, weil der Zins zwei Wochen später kommt, als er sollte. Bei dieser Gelegenheit kannst Du ihr Deine Arbeit überreichen."

Adelgunde eilte in ihr Kämmerlein. Sie kehrte mit einer schönen Stickerei zurück. Die Arbeit wurde sorgfältig in ein Tuch geschlagen, Adelgunde machte sich auf den Weg zur Frau Hanfried, frohgemuthet wie ein gutherziges Kind, dessen größtes Vergnügen darin besteht, Anderen Geschenke zu bringen.

Die Mutter setzte sich an das Fenster zur Arbeit, bis völliges Dunkel Einhalt gebot. Sie ließ die Nadel ruhen, saß müde und gedankenvoll. Die Ruhe that ihr gut; denn sie hatte seit Tagesanbruch unausgesetzt gearbeitet. Aber die Ruhe und die Stille lenkten ihren Geist auf das Herbe einer vernichteten Existenz. Bald unterbrach die Stille schmerzvolles Seufzen, und hätte es die Dunkelheit nicht verhindert, würde man die Thränen gesehen haben, in reichem Maße herabfallend über die gefurchten Wangen der bleichen Frau. Männertritte klangen über den

Hof. Rasch stand sie auf und schlug Licht, dessen Strahlen einen hochgewachsenen Mann traffen, der ebenso bescheiden gekleidet war, wie Adelgunde und ihre Mutter. Er schritt auf die Gattin zu, welche ihm entgegen lächelte. Er umschlang sie und küßte sie auf den Mund.

„Du hast wieder geweint, Lorchen," sprach er bewegt. „Sei doch guten Muthes! Vergiß die Vergangenheit, ertrage mit Fassung, was einmal unabänderlich ist. Uns treffen keine Vorwürfe. Ohne die Launen des Schicksales und ohne die Schlechtigkeit der Menschen, säßen wir heute noch auf unserem Gute. Siehst Du, Lorchen, auch hier schwindet das Leben Tag um Tag, wie auf dem Schlosse Waldheim. Hat nur die Summe der Tage ein gutes Resultat! Wir sind die Unglücklichsten noch lange nicht. Denke an Maria Stuart! Diese gute Königin saß unschuldig im Kerker und mußte zuletzt ihr fürstliches Haupt auf den Block legen. Denke an Belisar, — der Mann war der größte Feldherr seines Jahrhunderts, seine Siege retteten das Reich. Und zum Danke dafür wurden ihm die Augen ausgestochen. Im Vergleiche zu jenen Menschen, deren Reihe weit ausgedehnt werden könnte, sind wir zu beneiden. Weder Kerker, noch gewaltsamer Tod bedroht uns,

die Bedürfnisse sind gering und leicht zu bestreiten, Sorgen haben wir keine, als die häuslichen."

„Ich klage nicht, Adolph! Allein der Gedanke an die Zukunft unseres Kindes, preßt mir das Herz zusammen."

„Nun, — nun!" entgegnete Herr von Waldheim, und auch seine Stimme verlor den sicheren Klang. „Adelgunde zählt sechszehn Jahre, sie hat etwas gelernt und könnte sich ernähren. — Wo ist sie denn?"

„Sie trägt Frau Hanfried den Miethzins."

„So reich sind wir, Lorchen? Fällt nichts ab für eine Schaale Kaffee? Morgens Biersuppe, — Mittags Biersuppe, — Abends Biersuppe. Die Biersuppe steht mir an den Zähnen, obwohl sie eine so gesunde Nahrung ist, wie der König behauptet. Eine Tasse Kaffee, in dieses Meer von Biersuppe gegossen, gäbe einen angenehmen Wechsel."

„Das Pfund Kaffee kostet einen Thaler, Adolph!"

„Wahr, — es ist keine Hoffnung."

„Ich kann Dir jedoch andere köstliche Dinge vorsetzen. Wir wurden überaus reichlich beschenkt."

Im Flur wurde die Stimme der Frau Hanfried laut, und im nächsten Augenblicke trat diese würdige Bürgerin knixend in das Zimmer.

„Fräulein Adelgunde hat mir ein so prächtiges

Geschenk gemacht," begann sie mit gewandter Zunge, „und ich muß extra herabkommen, um Ihnen für die kostbare Stickerei zu danken. In ganz Potsdam würde kein Mädchen so etwas fertig bringen. Glauben Sie mir, die herrliche Stickerei zierte ebenso würdig den Tisch des Königs, wie den meinigen. Fräulein Adelgunde ist aber auch ein Muster für alle Kinder. Sie hat mit sechszehn Jahren gelernt, was andere mit vierzig nimmer lernen. Und wie bescheiden, wie eingezogen, wie gehorsam, und ganz besonders, — wie schön sie ist! Sie sind wirklich zu beneiden um eine solche Tochter!"

Die Gerühmte stand bei Seite, von Scham übergossen.

„Sie werden Adelgunde stolz machen, Frau Hanfried," sagte die Mutter. „Man soll an den Menschen niemals die guten Seiten allein hervorheben, sondern auch die schlimmen. — Es freut uns übrigens, daß Ihnen die Stickerei gefällt."

„Es ist mit Worten gar nicht auszudrücken, wie mir die Arbeit gefällt. Darum sollen den Dank meiner Worte diese Bohnen hier, wie ebenso viele Zungen, bekräftigen."

Sie stellte ein Körbchen auf den Tisch, gerade vor Waldheim. Das Körbchen füllten, bis zum

Rande, grüne runde Kaffeebohnen, fast so kugelrund, wie die Gestalt der gütigen Frau Hanfried. Waldheim sah den Kaffee, und seine Hände falteten sich dankend zusammen.

„Das ist zu viel, Frau Hanfried!“ sprach Eleonore. „Mindestens drei Pfund, — also ein Werth von drei Thalern.“

„Von drei Thalern, wenn ich so thöricht wäre, meinen Kaffee beim Könige zu kaufen,“ versetzte die kluge Frau. „Das Pfund kostet mich sechs Groschen bei den Schmugglern, — keinen Pfennig mehr.“

„Von den Schmugglern?“ wiederholte Waldheim betroffen. „Kennen sie die Strafe für ein solches Vergehen?“

„Ich glaube, es ruhen so einige Jahre Zuchthaus darauf,“ redete Frau Hanfried unbefangen weiter. „Die Zuchthäuser sind aber nur für dumme und schlechte Menschen gebaut. Kaffee von Schmugglern zu kaufen, ist aber nicht schlecht; denn unser Herrgott hat den Kaffee für alle Menschen wachsen lassen, und der König hat kein Recht, mir das Kaffeetrinken zu verbieten.“

„Aber die Gewalt hat er, Frau Hanfried!“

„Die Gewalt, ja! Allein die Gewalt soll nicht über Recht gehen. Deßhalb setze ich der Gewalt des

Königs mein Recht entgegen. Sie können sich denken, daß weder ich, noch die Schmuggler, ein Wörtlein von unserem rechtlichen Kunstgriffe verrathen."

Die getrübte Miene des Herrn von Waldheim wollte sich indessen nicht aufheitern.

„Der Kaffee ist nicht gebrannt," sagte er, „die Revisoren haben feine Nasen."

„Das soll Ihnen keine Sorgen machen," eiferte die Hanfried. „Sie rösten den Kaffee Morgens ganz früh, bei verschlossenen Thüren. Der Wohlgeruch, welchen das Brennen den Bohnen entführt, steigt geraden Weges zum Schornsteine hinaus, und die Schnüffler müßten doch sehr lange Nasen haben, wollten sie bis zum Schornsteine hinauf riechen. Ich praktizire das schon seit drei Jahren, ohne erwischt zu werden. Wenn ich's noch vierzig Jahre praktizire, soll mich's in der letzten Stunde noch freuen, den abscheulichen Schnüfflern fünfzig Jahre lang Nasen gedreht zu haben."

Der Morgen dämmerte kühl über Potsdam. In vollen Tropfen hing der Thau an Gras und Laub, und immer noch rieselten unsichtbare Wasser-Stäubchen zur Erde. Man sah dies an der dünnen Rauchsäule, welche aus dem Schornsteine der bescheidenen

Wohnung der Familie Waldheim aufstieg. Die Rauchsäule konnte es zu keiner Höhe bringen. Von der Luft niedergedrückt, schwebte sie träge über den Dächern hin, fiel zur Straße nieder und zog, einen feinen Wohlgeruch verbreitend, an den Häusern fort. An der Straßenecke stand schlaftrunken der lahme Schnüffler. Plötzlich fuhr er auf, reckte den Kopf, sog in langen Zügen die duftende Luft, benetzte den Finger mit Speichel und hielt ihn empor. Sogleich war ihm die Richtung klar, woher die Kaffeegeister schwebten. Mit hochgetragener Nase, riechend und schnüffelnd, wie ein Spürhund, verfolgte er die Fährte. Immer sicherer wurden seine Schritte. Die bösen Geister der Lüfte schienen mit dem Menschen einen Bund geschlossen zu haben; denn sie trugen ihm die verrätherischen Kaffeegerüche zu, und leiteten seine Schritte vor das Haus der Frau Hanfried.

Ein Säbelgriff schlug an die verschlossene Thüre des Hintergebäudes. Die Schläge folgten stärker und rascher, je länger die Thüre beharrlich im Schlosse blieb.

„Im Namen des Gesetzes, — aufgemacht!" rief der Beamte.

Frau Hanfried, durch Stimme und Schläge aus dem Bette getrieben, erschien am Fenster in sehr man=

gelhafter Toilette. Sie gewahrte den schrecklichen Menschen, und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

Herr von Waldheim öffnete.

„Sie lassen lange rufen und klopfen," sagte der Beamte ungehalten. „Den Brennschein, wenn's beliebt."

Waldheim stand entsetzt und murmelte unverständliche Worte.

„Ah so, — ist's um diese Zeit!" rief der Lahme und hinkte in die Küche. „Hier glüht noch das Feuer, — die Pfanne leer, aber noch heiß," schnüffelnd tastete er umher. „Da sind auch die Bohnen," rief er triumphirend, den gefüllten Becher aus einer dunkeln Ecke hervorziehend. „Sie haben also keinen Brennschein? Ihr Namen?"

„Ich habe keinen Brennschein, weil derselbe wohl überflüssig ist," sagte Waldheim.

„Ueberflüssig? Hat königliche Majestät das Gesetz aufgehoben?"

„Der Kaffee wurde mir geschenkt. Für geschenkten Kaffee wird aber kein Brennschein verlangt."

„So — so! Von wem geschenkt?"

„Ich halte mich keineswegs verpflichtet, Ihm das zu sagen."

„So — so! Ich schwöre darauf, der Kaffee ist Contrebande. Schon gut, — so — so — Sie halten sich nicht verpflichtet, — schon gut, — ich halte mich an Sie! Jetzt also ihr Namen?“

„Adolph von Waldheim.“

„Ah — von Adel? Ein seltener Fang, — ich glaube gar der erste dieser Farbe,“ sagte der Mensch kopfnickend. „So — so — von Adel, das ist schön!“

Er zog die Brieftasche, und laut sprechend schrieb er hinein:

„Morgens fünf Uhr attaquirt Adolph von Waldheim, Friedrichstraße Nr. 12 im Hintergebäude, wahrscheinlich geschmuggelten Kaffee röstend ohne Brennschein.“

Er schloß die Brieftasche, schob den Stift hinein und sagte mit der größten Gemüthsruhe:

„Der Herr wird das Vergnügen haben, drei Jahre auf der Festung den Karren zu schieben.“

„Unterlassen Sie die Anzeige,“ bat Waldheim. „Auf mein Ehrenwort, der Kaffee wurde geschenkt, ich habe das Gesetz nicht übertreten.“

„Drei Jahre Festung also,“ fuhr der Schnüffler mit derselben Gemüthsruhe fort, die Brieftasche langsam einsteckend. „Vielleicht auch vier Jahre, — in Anbetracht, daß der Kaffee Contrebande ist.“

„Gibt es keine Möglichkeit, das Unglück abzuwenden? Ich bin Familienvater, für die Existenz der Meinigen nothwendig."

„So — so! Hab' mindestens zwanzig Familienväter bereits attaquirt, — sie alle schieben nach Recht und Gebühr den Karren, geradeso wie die Ledigen."

Frau von Waldheim kam herein, todesbleich und zitternd. Dem Gatten fuhr bei ihrem Anblicke ein jäher Schmerz durch die Seele.

„Beruhige Dich, Lorchen!" sprach er tröstend. „Der Mann mußte seine Schuldigkeit thun. Die Sache steht nicht so schlimm, — man wird Rücksicht haben."

„So — so — Rücksicht! Man wird das Gesetz berücksichtigen, und das Gesetz diktiret drei Jahre Festungsarbeiten."

„Gerechter Gott!" rief Eleonore händeringend.

Bei dem Angstschrei der Mutter stürzte Adelgunde aus ihrem Kämmerlein, nachdem sie nothdürftig einige Kleidungsstücke um sich geworfen. Ihre großen Augen ruhten entsetzt und flüchtig auf dem Schnüffler. Sie trat zur Mutter und schlang den Arm um ihren Leib.

„Lorchen, fasse Dich!" sprach Waldheim. „Diesen Mann hat das Gesetz hart und gefühllos gemacht. Höre nicht auf seine Worte. Ich werde den Gnadenweg betreten, der König wird Nachsicht üben."

„So — so — Nachsicht! Dies wäre das erste Mal. Es steht geschrieben: drei Jahre Schubkarren auf der Festung! Das hat der König selber geschrieben, und der König wird die eigene Schrift nicht auslöschen."

Geistlos starrte Eleonore auf den Mann, der so sprach.

„Adelgunde, führe Deine Mutter in das Zimmer."

Langsam und gebrochen, wie von schwerer Krankheit kaum genesen, wankte die bleiche Dame in das Zimmer. Dort that sie einige Schritte und brach bewußtlos zusammen.

Adelgunde schrie laut auf. Waldheim trug die Ohnmächtige auf das Bett, ergriff das Waschbecken und sprengte kühles Wasser in das fahle Angesicht. Adelgunde rieb, nach des Vaters Anleitung, mit Essig Puls und Schläfe, und mit dem Essig mischten sich ihre Thränen.

Der Schnüffler betrachtete theilnahmslos das Unheil, welches seine Pflicht in die arme und stille Familie geschleudert. Jetzt ging er.

„Immer die alte Geschichte!" sagte er, brummend über den Hof schreitend. „Thränen, Bitten, Ohnmachten, — hilft Alles nichts! Das Bettelvolk soll Bier-

suppe essen, wenn es Kaffee nicht bezahlen kann. — Muß sogleich rapportiren."

Kaum verschwand der Schnüffler, als Frau Hanfried nach dem Hintergebäude lief. In Angst und Eile hatte sie die Mangelhaftigkeit ihrer Toilette gänzlich übersehen. Daher kam es, daß der Pantoffel auf der Treppe mehrmals stehen blieb, weil ihn der strumpflose Fuß nicht festhielt, und daß Frau Hanfrieds großes Tuch, zur Bedeckung aller Blößen um die Schultern geworfen, mit den langen Zipfeln wie eine Fahne im Winde flatterte, da sie über den Hof rannte. Sie begegnete Waldheim im Hausflur und las in seinem verstörten Gesichte all das Unglück, welches ihr Kaffee angestiftet.

„Ach Gott, — Herr von Waldheim! Ach Gott, — der Mensch hat doch nichts entdeckt?"

Waldheim nickte schwermüthig mit dem Haupte.

„Hat Er? Jesus, Maria und Joseph!" — und Frau Hanfried schlug die Hände zusammen.

„Nicht so laut, — meine Gattin ist sehr angegriffen."

„Gerechter Himmel, an Ihnen ist doch alles Unglück!" versicherte die aufrichtge Bürgersfrau. „Seit Jahren röste ich Kaffee und wurde niemals erwischt. Aber," — und ein jäher Schrecken befiel sie, „haben

Sie es ihm gesagt? Sie haben es verrathen? Gott steh' mir bei, — Sie haben es ihm entdeckt!"

„Was denn, Frau Hanfried?"

„Woher Sie den Kaffee hatten, — fragte er nicht darnach?"

„Ja, es lag ihm daran, dies zu erfahren."

„Ach Gott, Sie bringen mich in's Unglück," schrie sie entsetzt. „Wird mir so vergolten? Habe ich an Ihnen drei Jahre Festung verdient?"

„Mäßigen Sie sich, — schonen sie meine kranke Gattin," bat Waldheim. „Ich habe dem Beamten nicht gesagt, von wem wir den Kaffee erhielten."

„Nicht, — Sie haben es nicht gesagt?" — und flüsternd stand Frau Hanfried auf den Fußspitzen vor dem großen Manne, die Hände gefaltet, Tod und Leben auf dem emporgereckten Gesichte. „Sie haben nichts verrathen? Gott sei gepriesen, — Gott segne Sie dafür! Sie haben also die ganze Schuld auf sich genommen?"

„Ja!"

„Sie sind ein edler Mann, — ein großer Mann, ein ganz respektabler Mann, Herr von Waldheim! Das hab' ich immer gesagt, und jetzt hab' ich den augenscheinlichsten Beweis für meine Behauptung. Sie

gehen großmüthig drei Jahre auf die Festung, und verschweigen, wer Ihnen den Kaffee gab."

„Das werde ich thun, wenn der König die Begnadigung versagt."

„Sie verlangen Audienz? Wenn aber der König fragt nach dem Ursprunge des Kaffees?" — und neuerdings erwachte ihre Angst vor Karren und Festung.

„Wenn der Monarch nach dem Ursprunge des Kaffees fragt, werde ich sagen, daß er auf Cuba gewachsen ist, oder auf Sumatra, oder sonst wo."

„Ach nein, — nein, Herr Jesus, ich bin ganz toll! Ich meine, wenn er fragt, wo Sie den Kaffee kauften."

„Ich werde sagen, daß er ein Geschenk sei."

„Ein Geschenk? Um Gotteswillen, sagen Sie das nicht: — ein Geschenk. Sagen Sie, Ihre Gunde habe den Kaffee gefunden auf der Straße, — oder nein, sagen Sie, — was sagen Sie doch gleich?"

Waldheim betrachtete die geängstigte Frau und hatte Mitleid.

„Seien Sie ohne Sorge, Frau Hanfried! Woher der Kaffee kam, bleibt unser Geheimniß. Ich werde allein die Strafe tragen, — ich allein. Sie sollen nicht verwickelt werden in mein Unglück."

„Herr von Waldheim, ich schwöre, daß Sie der edelste Mann von der Welt sind!"

„Vielleicht auch der unglücklichste. — Trösten Sie meine Gattin, indeß ich den Arzt hole.“

„Den Arzt? Das ist überflüssig!“ wehrte sie entschieden. „Aerzte können Frauen nicht behandeln, das ist meine Erfahrung. Nur Frauen verstehen sich auf die Frauen. Bleiben Sie da, ich will zuerst Ihre Gattin sehen.“

Waldheim griff nach der Klinke der Zimmerthüre, Frau Hanfried hielt ihm den Arm, stellte sich vor ihn auf die Zehen und flüsterte dringend:

„Hören Sie, auch mein Mann darf nichts wissen, — den ganzen Tag würde er mir die Ohren voll brummen wegen des Kaffees und wegen des Unglücks, das ich über Sie gebracht.“

Adelgunde stand vor dem Bette der Mutter, still in sich hinein weinend. Frau von Waldheim lag sehr entkräftet, sehr bleich. Jetzt schlug sie die matten Augen zur Hanfried auf, die mit warmen Worten ihre Theilnahme ausdrückte und dabei nicht unterließ, Hände und Wangen der Kranken zu befühlen.

„Fräulein Adelgunde,“ sagte sie eifrig, „gehen Sie doch hinauf zu meiner Tochter, holen sie das Fläschchen, welches in meinem Schlafzimmer auf der Kommode steht.“

Adelgunde eilte fort.

„Es geht schon besser, Frau von Waldheim! Der Arzt ist ganz und gar überflüssig. Heute bin ich Ihr Arzt, ich verspreche Ihnen, daß Sie bis morgen hergestellt sind. Es war nur eine kleine Ohnmacht, und diese war ganz überflüssig. Glauben Sie mir, der König wird vor dem Edelmuthe des Herrn Gatten den Hut abziehen, weil er die ganze Verantwortlichkeit auf sich nimmt. Der König wird fühlen, daß man, um eines solchen Edelmuthes willen, Gnade für Recht ergehen lassen muß."

Adelgunde kehrte mit dem Fläschchen zurück. Die Kranke roch daran, die Wirkung war wunderbar. Die Schwäche floh, Eleonore athmete leichter.

„Sie behalten das Fläschchen zu Ihrem Gebrauche. Ich gehe, Ihnen einen guten Thee zu bereiten. Auf den Thee folgt eine kräftige Suppe, auf die Suppe gedämpftes Kalbfleisch. Sind sie dann nicht vollkommen gesund, dann sagen Sie, die Hanfried sei die größte Thörin von Potsdam."

Wieder flatterte das große Tuch über den Hof, und eine gebietende Stimme herrschte in die Küche hinein:

„Sogleich Wasser zum Sieden aufgestellt!"

Die Thüre zum Schlafzimmer des Herrn Hanfried wurde rasch geöffnet. Der löbliche Bürger saß im

Bette, die bezipfelte Schlafmütze auf dem Kopfe und drängende Spannung im Gesichte.

„Nun, wie steht's?"

„Es ist richtig, Mann! Der Kerl hat den Kaffee ausgeschnüffelt. Waldheim thut mir leid, — entsetzlich leid."

„Hatte er keinen Brennschein?"

„Wie Du fragst, Mann! Besäßen sie einen Brennschein, dann hätte der lumpige Schnüffler gar nichts zu bedeuten, und der arme Waldheim müßte nicht drei Jahre auf die Festung. Seine Frau wurde ohnmächtig vor Schrecken, und auch vor Elend. Mich hat schon oft gewundert, wie sie nur leben kann bei der armseligen Kost. Ich hielt ihre Hände, mein Gott, — nichts als Haut und Knochen. Die Arme hungert und kargt an sich, damit die Gunde weniger Noth leidet. Ich will ihr etwas Kräftiges kochen, damit sie wieder auf die Füße kommt."

„Woher hatten Sie den Kaffee?

„Geschenkt, — von wem, verrathen Sie nicht, und das ist sehr löblich; denn Derjenige, welcher den Kaffee schenkte, müßte sicher auch auf die Festung."

„Das versteht sich!"

„So, — daß versteht sich?" rief sie aufgebracht.

„Du bist ein hartherziger Mensch, Du hast kein Gefühl!"

„Weßhalb fährst Du so auf? Hab' ich das Gesetz gemacht, Frau? Du weißt, wie ich und alle ehrsamen Bürger von dem Kaffeegesetz denken. Das Kaffeegesetz ist eine Gewaltthat, eine Tyrannei! Unser Herrgott läßt den Kaffee für alle Menschen wachsen, der König hat nicht das Recht, ihn den armen Leuten zu verbieten. Geht das so fort, dann ist es in Preußen nicht mehr zum Aushalten. Wir werden ausgesaugt, geplündert, geschunden. Den letzten Pfennig zieht er seinen Sklaven aus der Tasche. Möchte nur wissen, was er mit all dem Gelde anfängt? Salz müssen wir essen, wie die Bergkobolde. Der Tabak ist ungeheuer theuer, weil der König zehnfache Steuer d'rauf legte. Jetzt will er gar vom Brennholz Profit, — es ist viermal so theuer, wie bisher. Bald wird jeder Preuße einen Kasten an der Nase tragen. Des Morgens kommt ein Luftschnüffler, läßt zehn Maß Luft ein, schließt den Kasten und erhebt zehn Pfennig Luftgeld. Wer täglich die zehn Pfennig nicht zahlen und ohne Luft nicht leben kann, der mag sterben. Der König ist ein Tyrann, ein Despot, und wir alle sind seine Sklaven."

„Um Gotteswillen, Mann, bist Du verrückt? An den Galgen kommst Du!“

„Wir hängen Alle am Galgen, und dürfen es nicht einmal gestehen,“ murrte Hanfried. „Auf den Plätzen, in den Wirthshäusern spricht man von dem „guten König,“ von dem „großen König,“ von dem „berühmten König,“ von „Friedrich dem Großen.“ Das ist lauter Heuchelei, — ich weiß es von mir selbst. Nur die Furcht redet aus den Leuten. Zu Hause, zwischen den vier Mauern, wird ein anderes Lied gesungen von dem König. Ich weiß, daß alle, mit Ausnahme der Freidenker und Junker, gerade so denken, wie ich: der König ist ein Tyrann, ein“ —

Frau Hanfried hielt ihm den Mund zu.

„Willst Du mit Gewalt nach Spandau? Weißt Du nicht, daß Wände Ohren haben?“

Nachdem so der heilige Zorn des Bezipfelten erstickt war, und das Haupt mit der Schlafmütze überwältigt in den Kissen lag, erzählte Frau Hanfried, daß Waldheim des Königs Gnade anrufen wolle.

„Die Mühe kann Waldheim sparen,“ sagte der Bürger. „Der Teufel läßt Keinen fahren. Hab' noch nie gehört, daß der „gute König“ Einen begnadigte, der Kaffee trank ohne Brennschein. Gehört hab' ich

aber, daß wieder dreihundert neue Karren bestellt wurden, um auf der Festung von unschuldigen Leuten geschoben zu werden."

Die Thüre öffnete sich und die Köchin sagte: „Frau Hanfried, das Wasser siedet!"

Eine Audienz.

In Einem war Friedrich wahrhaft groß, — in der Arbeit. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend, theilte sich des Königs Zeit in Arbeitsstunden. Streng hielt er an dem Stundenplane, niemals ging er freiwillig davon ab.

In dem großen Ameisenhaufen, der Material herbeitrug für den Krieg, war er vielleicht die fleißigste Ameise.

Er allein bildete das ganze Ministerium. Die Politik nach Innen und Außen, alle Geschäftszweige des Staates lagen in seinen Händen. Sein Geist beherrschte und leitete Alles.

Ein seltener Monarch!

Dem Unermüdlichen genügte dies nicht einmal. Sogar in das Familienleben wollte sein Auge dringen, in der Brust des Einzelnen lesen. Jeder Preuße durfte mit Anliegen den König belästigen. Keinem Unterthanen war der Zutritt verwehrt. Vorzüglich galt

dies von den Offizieren. Aufrichtig erzählten sie dem Kriegsherrn alle Leiden, das Ehekreuz, Zänkereien mit Juden, Verfolgungen der Gläubiger, Thorheiten ungerathener Söhne. In allen Stücken hofften sie Rath und Hilfe vom Könige, in der Meinung, des Fürsten Interesse entspringe wirklicher Theilnahme [1]).

Die Schaar der Mühseligen und Beladenen, welche die Noth nach Sanssouci getrieben, war heute buntgemischt. Glänzende Uniformen, schlichte Bürgertrachten, sogar die Kleidung armer Taglöhner umschloß derselbe Raum des Vorzimmers. Die Leute standen schweigend, ihre Blicke öfter nach der geschlossenen Flügelthüre richtend, welche in den Audienzsaal führte. In keinem Gesichte glänzte Freude. Kummer, nagende Sorgen, harte Bedrückung stand in allen Zügen geschrieben, — am deutlichsten in jenem des Herrn von Waldheim. Mit geringer Hoffnung kam er hieher. Die unerbitterliche Gesetzesstrenge des Königs war ihm nicht unbekannt. Er wußte, daß Friedrich Jedermann Gehör schenkte, er wußte zugleich, daß sehr Wenige den Fürsten befriedigt verließen. Er that diesen Schritt mit dem Gefühle eines Menschen, der mitten im Strome des Unglücks an den Strohhalm sich klammert. Wiederholt schlichen ihm Thränen in

1) Preuß, Urkundenbuch I. 89. 93. 97. 217.

die Augen, — er dachte an das Loos seiner Frau, seines Kindes. An das eigene Loos, drei Jahre lang, unter harter Behandlung den Karren zu schieben, dachte er nicht. Gern hätte er das Schwerste erduldet, den Seinen eine erträgliche Lage zu verdienen. Aber jeder Tag im Schubkarren verdiente nur einen winzigen Abzug von der langen Strafzeit. Kehrte er endlich aus der Festung zurück, so fand er die geliebte Gattin nicht mehr. Längst war sie gestorben an Kummer und bitterer Noth. — Und Adelgunde? Was war aus dem schönen, unschuldigen Kinde geworden? Wie fand er sie? — Vor diesen und ähnlichen Bildern stand der Vater händeringend und verzweifelnd. Aber noch lebte ein Funken von Hoffnung. Vielleicht gelang es, den König zu erweichen, und eben schlug die Schloßuhr die Stunde zum Beginne der Audienz.

Mit dem letzten Hammerschlage war Friedrich, im Geleite von zwei Hunden, in den Audienzsaal getreten. Auf dem Kopfe trug er den Hut mit weißen Straußfedern, in der Rechten den Krückenstock, ebenso bekannt mit dem Rücken der Menschen, wie das allzeit schlagfertige Rohr seines Vaters. Brillantknöpfe funkelten am Rocke des Monarchen, und an seinen Fingern blitzten kostbare Steine. Er durchschritt den Saal und betrat ein Zimmer, dessen Thüre offen

stand. Hinter dem Arbeitstische erhob sich ein Mann von gemeinen Gesichtszügen. Er machte dem Fürsten eine Verbeugung und harrte des Befehles.

„La Mettrie, führen Sie das Protokoll genau. Aeußerungen von social-politischer Bedeutung dürfen Ihnen nicht entgehen. Auch sonst Bemerkenswerthes schreiben Sie nieder. Achten Sie auf pikante Schlagwörter. Die Köpfe gemeiner Leute stecken oft voller Sonderbarkeiten in Ansichten und Vorstellungen. Man sammelt diese Dinge, wie man Abnormitäten aus der Natur sammelt. Ich möchte mir ein Naturalien-Cabinet seltsamer Ideen anlegen. Sie, der das Buch geschrieben: „Der Mensch eine Maschine," werden leicht beurtheilen, was in dem Cabinet der Seltsamkeiten würdig einen Platz findet."

Der König stieß ein helles Lachen aus. La Mettrie hatte seine Perücke auf die Seite geschoben und schnitt dazu die passende Grimasse.

„Erlauben Sie, Sire, den ersten würdigen Gegenstand in das Naturaliencabinet der Abnormitäten zu liefern."

„Unterlassen Sie jetzt Ihre Possen, Mettrie! Der König wird dem Schüler des Demokrit nichts verzeihen."

Wer war La Mettrie?

Julian Offrey de la Mettrie wurde 1709 zu St. Malo geboren. In Holland studirte er Medizin und erhielt zu Paris, im Regimente des Herzogs von Grammont, die Stelle eines Oberarztes. In einer Schrift, unter dem Titel: „Naturgeschichte der Seele,“ kleidete er die vollendetste Gottlosigkeit in kecke, fanatische Formen. Der Atheist verlor sein Amt. Aus Rache schrieb er das Buch: „Macchiavellismus der Aerzte.“ Das Buch strotzte vor Schmutz und Gemeinheiten; Religion und Sittlichkeit schleifte er durch den Koth. Auf Befehl des Parlamentes wurde das Buch öffentlich verbrannt. La Mettrie flüchtete nach Holland. Dort schrieb er sein Werk: „Der Mensch eine Maschine.“ Die holländische Regierung ließ das Machwerk durch Henkershand in die Flammen werfen. Aber ein Exemplar rettete sich in die Hand Friedrichs des Großen. Dieser berief La Mettrie an seinen Hof, machte ihn zu seinem Vorleser und zum Mitgliede der Akademie. Nebenbei bekleidete der Akademiker das Amt eines königlichen Hofnarren und Spaßmachers. Diese Stellung gestattete ihm die thörichsten Ausschreitungen seiner fantastischen Natur. Er riß die gemeinsten Possen, warf in Anfällen von Tobsucht die Perücke zu Boden, und setzte ganze Gesellschaften dadurch in Schrecken, daß er sich entkleidete. Friedrich

liebte zuweilen das Pikante, La Mettrie bot es in seltener Weise und Fülle. — Die Feder des Hofnarren war unermüdlich. Innerhalb drei Jahren schrieb er: „Betrachtungen über den Ursprung der Thiere," — „Der Mensch eine Pflanze," — Die Kunst zu genießen," — „Methaphysik der Venus."

Die Titel erzählen von dem Inhalte dieser Schriften.

„Er schrieb seine Bücher ohne Ueberlegung," versichert Maupertuis, „und manchmal ohne zu wissen, was sie enthielten. Er hat Bücher von den schwersten Materien geschrieben, ohne daß er darüber nachgedacht oder Vernunftschlüsse gemacht hätte. Er hat wider Jedermann geschrieben und die schlechtesten Sitten entschuldigt [1])."

Dies war La Mettrie, Spaßmacher, Vorleser und Philosoph am Hofe Friedrich's II.

Der König trat in den Saal zurück. Er setzte sich auf das Kanapee, auf dem die Hunde bereits Platz genommen. Bei Audienzen spielten die Hunde eine höchst wichtige Rolle. Friedrich verhöhnte zwar den religiösen Glauben, — dafür hatte eine ganze Legion abergläubiger Geister von ihm Besitz genommen. Einer dieser Geister beredete ihn, hündischer Instinkt

1) Zabuesnig, Histor. kritisch. Nachrichten. II. S. 307.

zeige an, ob Jemand, der in seine Nähe kam, es ehrlich mit ihm meine, oder nicht. Das freundliche Wedeln der Hunde versicherte den geistreichen Fürsten, daß der Mensch ein respektabler Kerl sei, — das Knurren, Haarsträuben und Bellen der Thiere verrieth ihm die Lumpen und Racker [1]).

Zur Rechten des Königs stand ein Tisch und darauf eine gewaltige offene Dose mit Schnupftabak. Jeden Augenblick fuhr er in die Dose und nahm Prisen, welche der Riesendose entsprachen.

„Biche, Thisbe," sprach er zu den Hunden, „seid aufmerksam!"

Die Hunde erkannten die Wichtigkeit ihrer Stellung und saßen lauschend zu beiden Seiten ihres Herrn.

Der Fürst klingelte, die Audienz begann. Herein kam ein Offizier in glänzender Uniform. Er that einige Schritte gegen den König und blieb in soldatischer Haltung stehen. Der Fürst sah die greisen Haare des Mannes, nahm eine Prise, bemerkte die Gleichgültigkeit der Hunde gegen den Bittsteller, und stieß die Frage hervor:

„Was begehrt der Oberauditor?"

„Eure Majestät halten zu Gnaden, gehorsamst

1) Vehse, IV. 146.

vermelden zu dürfen, daß ich, Höchstdero unterthänigster Knecht, bei der Ernennung des Generalauditors übergangen wurde. Ich diene Eurer Majestät und Eurer Majestät allerhöchst seligem Herrn Vater bereits dreißig Jahre und bin der älteste Oberauditor. Hab' mir im Amte nie etwas zu Schulden kommen lassen, hab' meine Pflicht jederzeit gewissenhaft erfüllt. Daher möge Eure Majestät mich, Allerhöchst Ihren unterthänigsten Diener, beim nächsten Avancement allergnädigst zu befördern geruhen."

„Hör' Er, Herr Oberauditor!" sprach der König barsch. „Ich habe einen Haufen alter Maulesel im Stalle, die lange den Dienst machen, aber nicht, daß sie Stallmeister werden."

Der Offizier stand verblüfft und senkte den Blick. Friedrich kommandirte:

„Linksum — kehrt, vorwärts — marsch!" — und genau nach dem Kommando wandelte der Oberauditor zum Saale hinaus.

Ein Major trat herein. Wieder nahm der König eine Priese und sah auf die Hunde. Thisbe knurrte leise, Friedrich zog die Augenbrauen finster zusammen.

„Was gibt's, Major?"

„Eure Majestät haben verboten, daß Allerhöchst Ihro Landeskinder ausländische Universitäten besuchen.

Mein Jüngster hat sich der Juristerei ergeben, und möchte darin alle Kunstgriffe und Pratiken zu Heidelberg kennen lernen, weil dort die Juristerei mannhaft betrieben wird. Majestät möchte daher allergnädigst zu erlauben geruhen, daß mein Sohn jene Universität besuche."

„Er ist ein Narr, Major! Haben wir keine Universitäten in Preußen? Hält Er unsere Professoren für Esel? Wenn aus Seinem dummen Jungen etwas zu machen ist, hat er nicht nöthig, das Geld aus dem Lande zu schleppen, und nach Heidelberg zu gehen. Das Geld muß im Lande bleiben!"

„Darin liegt's gerade, Majestät! Schicke ich meinen Sohn auf eine preußische Universität, muß ich in die Tasche greifen. Geht er nach Heidelberg, kostet er keinen Pfennig und bringt dazu noch einige tausend Thaler mit."

„Das erklär' Er mir!"

„Zu Heidelberg wohnt eine kinderlose Tante von mir. Sie hat an meinem Jungen den Narren gefressen, will ihn die Juristerei lehren lassen und ihn dereinst zum Erben einsetzen. Geht er nicht nach Heidelberg, so laufen wir Gefahr, die Erbschaft zu verlieren. Eure Majestät weiß, daß ein Major seine

Familie knapp ernähren kann, soll ich dazu für meinen Studio noch blechen, dann geht es gar nicht."

„Das hätt' Er gleich anführen sollen, Major! Wie viele Thaler braucht Sein Junge zur Reise nach Heidelberg?"

„Zwanzig Thaler müssen hinreichen."

„Gut, so mag er sich, in Anbetracht der Erbschaft, nach Heidelberg scheren. Aber hör' Er, Sein Junge darf nur zwanzig Thaler Reisegeld mitnehmen, — keinen Pfennig mehr. Ich werde den Kerl visitiren lassen; hat er mehr, dann geht er nach Spandau, statt nach Heidelberg."

Auf den Major folgte ein elegant gekleideter Herr. Die Hunde sprangen von dem Kanapee, berochen den Fremden, und kehrten mit achtungsvollen Gesichtern auf ihre Plätze zurück. Der König sah es und griff an seinen Hut.

„Worin kann ich dem Herrn gefällig sein?"

„Eure Majestät haben dem Bankier Splittgerber in Berlin die Erlaubniß gegeben, eine Zuckerfabrik anzulegen."

„Der Herr ist nicht ganz genau," unterbrach ihn der Fürst. „Splittgerber besitzt das ausschließende Privilegium auf die Zuckerfabrik. Der Mann wies nach, daß jährlich einige Millionen Thaler aus Preu=

ßen nach Hamburg und andere Seestädte fließen für Zucker. Die Hamburger beziehen den Rohzucker von Staaten, die Colonien besitzen, und fabriziren ihn. Wir müssen mit preußischem Gelde die ausländische Fabrikation bezahlen, — das ist unvernünftig. Der Arbeitslohn kann in Preußen verdient werden. Splittgerber bezieht den Rohzucker, fabrizirt denselben im Lande und das Geld geht nicht über die Grenze. Dafür gab ich Splittgerber das Monopol auf die Zuckerfabrik[1]."

„Sehr richtig Majestät! Das Geld für die Fabrikation des Rohstoffes muß im Lande verdient werden. Der Zucker ist aber in Preußen um zehn Procent theurer, als im ganzen übrigen Deutschland. Dies kommt vom Monopol. Splittgerber stellt die Preise nach Belieben, und er kann es; denn andere Capitalisten dürfen, in Folge des Monopols, Zuckerfabriken nicht anlegen, und der billige Zucker darf nicht über die Grenze, — mithin müssen alle Preußen Splittgerbers theuren Zucker kaufen. Stellt Splittgerber heute das Pfund Zucker auf einen Thaler, so müssen Eurer Majestät Unterthanen den Thaler bezahlen, weil eben durch das Monopol jede Concurrenz abgeschnitten ist. Wollten hingegen Eure Majestät

1) Klopp, König Friedrich II. S. 171.

den Vertrag mit Splittgerber aufheben, wollten Sie mir und anderen Capitalisten gestatten, Zuckerfabriken anzulegen, dann bliebe der Arbeitslohn gleichfalls im Lande und der Zucker wird in Preußen gerade so billig, wie im übrigen Deutschland."

„Was denkt Er?" rief der König ungehalten. „Steht es mir zu, Verträge aufzuheben, die mit ehrlichen Leuten geschlossen wurden?"

„Sind Verträge für das Land ein Unglück, Majestät, dann ist doch wohl der Landesherr zur Aufrechthaltung derselben nicht verpflichtet."

„Hat Er etwa bei den Jesuiten studirt, da Er den Vertragsbruch so meisterhaft versteht?"

„Mein Studium erstreckt sich auf das Geschäftsleben, Majestät! Was ich über das Verderbliche des Zuckermonopols sagte, ist die Eingebung gesunder Vernunft und die laute Sprache der Thatsachen."

Friedrich trommelte auf der Dose. Die Richtigkeit der Einwendungen gegen das Monopol leuchtete ihm ein. Der Capitalist hatte jedoch einen wesentlichen Punkt übersehen. Splittgerber zahlte für das Monopol einige hunderttausend Thaler, und diese flossen in die Kriegskasse. Gab der König die Fabriken frei, dann erhielten die Landeskinder wohl billigen Zucker, allein der silberne Strom in die Kriegskasse

versiechte. Ob die Preußen zehn oder zwanzig Procent für das Pfund Zucker mehr zahlten, als die übrigen Deutschen, war dem „Vielgeliebten" ziemlich gleichgültig. Saugte Splittgerber im Interesse des Krieges die Preußen aus, so überhob er den König einer Mühe. Dies erwog der kluge Monarch.

„Es ist schon gut!" sagte er. „Splittgerber behält das Monopol. Er kann gehen."

Der Capitalist verließ mit einer kalten Verbeugung den Saal. Friedrich sah ihm nach, wie ein Mensch, der mit sich unzufrieden ist. Er streichelte die Hunde.

„Ihr habt den Mann als einen Freund begrüßt," sagte er. „Sollte diesmal wirklich euer Instinkt meine Berechnung beschämt haben?"

Des Fürsten Verstimmung verflog sogleich durch den Anblick einer höchst eigenthümlichen Erscheinung.

Der Kammerhusar schob einen ungelenken Menschen in den Saal herein. Der Mann trug in der Hand einen mächtigen Hut, unter dessen Dach eine ganze Familie hätte Schutz und Schirm finden können. Sein Rock hing bis zu den Knöcheln herab, und die Taille saß unterhalb des Bauches. Der Rock war offenbar ein Erbstück und auf einen Körper angemessen, der viel größer gewesen, als jener des gegenwärtigen Besitzers. Das Alterthum des Rockes dokumentirten zahl-

reiche Stücke, an Ellenbogen und Brust eingesetzt, und schwulstig hervorstehend. Die Weste, durch vier Reihen blanker Stahlknöpfe geschmückt, hatte eine starke Neigung nach den Knieen, vielleicht aus Erbarmen über die zerrissenen Beinkleider. Die Füße stacken in schweren Schuhen, mit Eisen dermaßen beschlagen, als seien sie für künftige Geschlechter angefertigt. Mit der Tracht harmonirte die Gestalt des Mannes. Die Schulterknochen schlugen hart durch den Rock, das dummdreiste Gesicht erzählte von Noth und Hungerleiden.

Der Mann war an der Thüre stehen geblieben, bald den Fürsten, bald die Hunde betrachtend. Der Herr zwischen den Hunden konnte unmöglich, nach des Mannes Ansicht, der König von Preußen sein, jedenfalls war er aber ein Beamter aus der nächsten Umgebung des Monarchen. Jetzt ging er vorwärts, behutsam und schleichend, der unbeweglichen Gestalt auf dem Kanapee entgegen. Die Hunde knurrten leise. Der Bauer reckte den Körper, wie von Spannung und Neugierde getrieben, weit vor, den Kopf etwas auf die Seite neigend, und in sein Gesicht trat ein pfiffiges Lächeln. Friedrich saß regungslos, den Blick auf den Schleicher gerichtet, dessen Erscheinung und Benehmen ihn zu belustigen schien. Er sah in das Zimmer hinüber, wo Mettrie gähnend feierte.

„La Mettrie, Achtung!“ rief er in französischer Sprache. „Es gibt Stoff für unser Cabinett.“

Bei den fremden Lauten blieb der Bauer stehen. Prüfend musterte er nochmals König und Hunde, und ein gewaltiges Räuspern vorausschickend, raffte er sich auf zur Entscheidung.

„Sein Er der Herr König?“

„Mit Ihrer Erlaubniß, mein Herr, möchte ich allerdings der König sein.“

Das Gesicht des Fragestellers wurde noch dummer und pfiffiger als zuvor.

„Der Herr redet zwar deutsch, aber ich hab' doch nit verstanden, was der Herr gesagt hat. Ich hab' nur fragen wollen, ob Er der Herr König ist. Ich bin ein armer Taglöhner aus Schlesien und möcht' mit dem König ein Wort reden.“

„Den König wird es sehr freuen, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen.“

„Bekanntschaft? Der Herr sieht doch, daß ich kein Weibsbild sein, und der Herr sollt' mich nit zum Narren halten. Ich bin der Greiner-Sepp aus Schlesien, hab' den weiten Weg gemacht, und will dem König ein Licht anzünden, damit der König sieht, wie's bei uns armen Leuten hergeht.“

Friedrich lachte in sich hinein und nahm eine Prise.

Der Bauer sah die Riesendose, und von jäher Angst befallen, brach er in die Kniee.

„Ach Gott, — ach Gott, — Er ist der Herr König selber, und ich hab' gemeint, Er wär' nur des Königs Jäger."

„Stell' Er sich wieder auf die Füße! Sag' Er mir ehrlich, was Ihm den König verrathen hat."

„Der Kasten da, Herr König, hat mir's verrathen. Nur der reichste Mann im ganzen Land kann so großmächtige Tabakskasten haben und so Händevoll Tabak in die Nase stopfen. Andere Leut' brächten das nimmer auf. — Also muß Er der Herr König sein."

„Er ist wirklich ein kluger Mann, der seinen König an der Dose erkennt. — Laßt nun Euer Licht leuchten vor dem Könige, damit er Eure guten Werke sieht."

Bei dem Bibelspruche knixte der Bauer. Sodann fuhr er in die Rocktasche und zog ein schmutziges Heft hervor.

„Das ist mein Salzbüchel, Herr König! Daraus kann Er klärlich sehen, wie Eure armen Unterthanen von den Schnautzern geschunden und geplagt werden."

„Von den Schnautzern? Wer ist das?"

„Das sein die Kaffeeschnüffler, die Salzpreller, die Holzwürm und all das Ungeziefer zusammen, welches dem armen Mann das Blut aus den Adern und

das Mark aus den Knochen zieht. O — ich will Ihm ein Licht anzünden, Herr König, und Er wird die Händ' über dem Kopf zusammenschlagen, daß jene Racker Eure armen Unterthanen so drangseliren und pressiren."

„Worüber habt Ihr Euch also zu beklagen?"

„Zuerst über das Salz, Herr König! Salz muß Jedermann haben, das kann der Aermste nit entbehren. Da wir noch österreichisch waren, da raucht' ich meinen Tabak und trank meinen Wein, — jetzt hat das ein End'! Der Wein und der Tabak kosten so viel, daß ich's mit meinen Händen nit erschwingen kann. Dazu werden wir von den Schnautzern so versalzen, daß ein ehrlicher Mann in die Haut hinein zu thun hat, will er das Salzgeld bezahlen. Sieh' Er, Herr König, ich hab' zehn Stück, — dazu ich und mein Weib."

„Zehn Stück?" unterbrach ihn der Fürst. „Was versteht Er unter Stück?"

„Zehn Stück Kinder, — akkurat fünf Buben und fünf Mädel. Auf jedes Stück kommen vier Metzen Salz, — macht zusammen achtundvierzig Metzen. Ich hätt' aber mit acht Metzen das Jahr genug, — sein also vierzig Metzen zu viel. Dazu ist bei uns das Salz viermal so theuer, als bei denen drüben im

Oesterreichischen. Und wir arme Leut' müssen das Salz bezahlen, und wenn die Haare d'ran hängen bleiben. Bei dem schlechten Verdienst müssen wir nur schaffen für das Salz. Es ist zum Erbarmen! Ueberall hört man Klagen und Lamentiren. Da hab' ich gesagt, ich will mich auf die Socken machen, will zum König gehen und ihm ein Licht anzünden, wie seine Unterthanen von den Schnautzern geschunden werden."

„Wenn Er fünf Stück Buben hat, so müssen die Kerls doch auch verdienen?"

„Daß Gott erbarm!" entgegnete der Bauer, den Kopf hängend. „Mein Franz war bei Euch im Dienst, dem wurde bei Sorr ein Bein weggeschossen, — er ist lahm und elend. Mein Peter wurde in den Dienst gepreßt, und dem wurde von den Panduren der Arm weggehauen. Mein Hannes stand bei den Husaren, und der kriegt eine Kugel in den Leib, — dort steckt sie bis auf die Stund'. Der Bub' ist schwindsüchtig, liegt immer auf der Streu, — kann aber doch essen. Der Lahme und der Einarmige können auch essen, aber nix verdienen."

„Ihr habt euch um das Vaterland verdient gemacht," sprach der König. „Eure drei Söhne verspritzten ihr Blut für des Staates Ruhm und Ansehen."

Der Mann sah den Fürsten verwundert an, als begriffe er die Worte nicht.

„Ich wollt' auf meine Buben schon stolz sein, wär' nur der Hunger und das Elend nit. D'rum möcht' ich den Herr König recht inständig bitten, den Salzprellern zu befehlen, daß sie uns vom Hals' bleiben. Der Herr König möcht' gutheißen, daß wir mit acht Metzen Salz das Jahr genug haben."

„Das Gesetz gestattet keine Ausnahmen! Auf zwölf Köpfe kommen acht und vierzig Metzen — punktum! Hat Er noch Etwas?"

Der Bauer stand wie vom Blitze getroffen. Er wußte nicht, daß jene achtundvierzig Metzen auf des Königs Befehl gemessen wurden. Er wähnte, alle Bedrückungen und Quälereien geschähen hinter des Fürsten Rücken durch gewissenlose Beamten. Er glaubte, der König würde, sobald ihm „das Licht angezündet worden," zornig auffahren gegen jene Beamten und den gedrückten Leuten Hilfe schaffen. Jetzt sah er das Gegentheil. Er sah das harte Gesicht des Fürsten, seine strengen Blicke, seine furchterregenden Mienen. Der Mann verlor allen Muth. Er dachte an sein häusliches Elend, sank in die Kniee, und hob flehend die Hände empor.

„O allererbärmlichster König!" rief er jammernd

„Habt doch Gnad' mit uns armen Leuten! Wir müssen ja alle zusammen verderben. — Er will doch gewiß nit, daß wir elend umkommen."

„Neumann — hier!" rief der Fürst mit lauter Stimme.

Der Kammerlakai trat ein.

„Führe diesen Menschen fort und gib ihm fünf Goldstücke."

Der Bauer wankte gebrochen durch den Saal. An der Thüre blieb er stehen. In dem abgezehrten Gesichte loderte es, wie Grimm und Verzweiflung.

„Herr König, für die fünf Goldstücke dank' ich, — Er kriegt sie schon wieder. Mein Licht, das ich Ihm anzünden wollt', hat Er zwar nit gesehen, — aber es ist Einer über uns, der Alles sieht, der Alles vergelten thut, dem Kleinsten, wie dem Größten."

Er knixte und verschwand.

„Ein versteckter Kerl!" zürnte Friedrich. „Ich glaube, der Schuft wollte mir, unter der Maske dummer Einfalt, die Leviten lesen!"

„Sie irren, Sire!" entgegnete La Mettrie. „Sie hatten es mit einer Maschine zu thun, die nicht allein von Salz, sondern auch von Fett leben will."

Friedrich hörte des Philosophen geistreiche Bemerkung nicht. Sein Auge ruhte dräuend auf dem

eingetretenen Juden, eine Menschenklasse, die er ganz vorzüglich verachtete. Ihres Herrn Gefühle theilten die Hunde. Wüthend stürzten sie auf den Juden los, umkreisten ihn bellend, und rissen ihm ein Stück des Rockflügels weg. Der zitternde Mann gewahrte es nicht. Hätten Friedrich's Lieblinge die Zähne in sein Fleisch geschlagen, er würde den Schmerz kaum empfunden haben, — so überwältigend wirkte auf ihn die Nähe des großen Königs. Indeß die Hunde den Flügel durch den Saal zerrten, stürzte der Israelite auf sein Angesicht nieder, unverständliche Worte murmelnd, bebend an allen Gliedern.

„Auf, Schelm!" befahl der Fürst. „Sein Gewinsel kann Er bleiben lassen. Heraus mit der Farbe, — aber kurz, keine Jeremiaden!"

Der Mann hob den Oberkörper und verharrte in knieender Stellung, die Hände über der Brust kreuzend, den Kopf niederhängend, und tausend Aengste in dem kläglich verzogenen Gesichte.

„Ich armer Jüd — bin gekommen vor die Füß' — Ihro Majestät! Es ist ausgegangen ein Gesetz im ganzen Land', — daß Jeder meines Stammes, — der will nehmen ein Weib, — an die Porzellanfabrik von Ihro Majestät muß zahlen dreihundert

Thalers [1]). — Ich armer Jüd soll zahlen dreihundert Thalers an die Porzellanfabrik von Ihro Majestät, — damit ich kann heirathen die Rachel. Ich armer Jüd' hab' aber nicht die dreihundert Thalers. Ihro allergnädigste Majestät — ist darum von Ihrem allerelendesten Knecht jämmerlichst angehalten, — die dreihundert Thalers nicht zu verlangen — von einem armen Mann."

Der Bittsteller schwieg. In flehender Haltung harrte er der Entscheidung. Der Monarch nahm eine Prise. Er lachte über Thisbe, welche mit dem Kopfe durch des Juden abgerissenen Rockflügel gefahren war, und ihn, wie einen Kragen um den Hals trug.

„Was schneidet Er für Grimassen?" fuhr der König den Juden an. „Lasse Er diese Spiegelfechtereien! Meint Er, ich wüßte nicht, daß hinter dem Scheinheiligen der Schelm steckt? Mit orientalischen Verbeugungen, Kniefällen und Armensündergesichtern setzt Er bei mir nichts durch. Will Er nicht zahlen, Spitzbube, dann kriegt Er die Rachel nicht."

„Ihro Majestät unterthänigster Knecht muß ernähren einen Vater und eine alte blinde Mutter, — wie kann der arme Jüd zahlen dreihundert Thalers?"

„Hat Er Vater und Mutter zu ernähren, dann

1) Klopp, König Friedrich II. S. 315.

ist die Rachel zu viel; denn die Rachel will auch ernährt sein."

„Ihro Majestät, — es steht geschrieben — in dem Buche, welches die Christen nennen die Bibel, — „nicht gut ist's, daß allein sei der Mann!" Darum will ich nehmen die Rachel."

Bei Erwähnung der Bibel erwachte Friedrich's religiöse Spottsucht.

„Auf die Bibel beruft Er sich? Dort steht auch geschrieben: „Ihr sollt essen von allen Bäumen des Gartens, aber von dem, welcher in der Mitte steht, sollt ihr nicht essen; denn sobald ihr davon esset, werdet ihr sterben." Und im Gesetze steht geschrieben: „Ihr sollt essen von allen Bäumen im Lande Preußen, aber von dem in der Mitte sollt ihr nicht essen. Sobald ihr aber davon esset, müßt ihr zahlen dreihundert Thaler an die Porzellanfabrik." — Er sieht, Jude, daß ich gnädiger bin, als Euer Jehova. Ich verlange nicht Euer Leben, sondern nur dreihundert Thaler."

„Nu, — Majestät, — das ist mir zu gelehrt! Ich bin gekommen, zu bitten um Gnad'! Was soll ich armer Schelm thun mit dreihundert Thalers Porzellan? Hätt' ich auch das Geld, — ich müßte kau-

fen Brod und Nahrung, und das braucht der arme Mann, — aber kein Porzellan."

„Schöning — hier!" rief der Fürst.

Ein riesiger Kammerlakai trat ein. Der Monarch flüsterte ihm einige Worte zu. Schöning lächelte und entfernte sich kopfnickend.

Als bibelfester Jude muß Er wissen, daß Pharao befahl, alle Buben Eurer Race zu ersäufen. Kann Er mir sagen, warum Pharao diesen Befehl gab?"

„Majestät, ich dummer Jüd kann dies wahrhaftig nicht wissen."

„Ich will Seiner Dummheit zu Hilfe kommen. Pharao kannte den Befehl Jehova's, daß Eure Race zahlreich werde, wie der Sand am Meere und die Sterne des Himmels. Zur Verhütung dieses Uebels, ließ er die jüdischen Buben in das Wasser werfen. Da mir nun der jüdische Sternenhimmel gleichfalls nicht willkommen ist, so setze ich die jüdischen Buben nicht unter Wasser, sondern unter Porzellan!"

„Nu, — Ihro Majestät, — verzeiht, lieber unter Wasser, als unter Porzellan! Das Wasser kostet nichts, — das Porzellan ist theuer!"

Der Israelite fuhr entsetzt empor. Schöning war eingetreten und hatte ihm einen Schinken unter die Nase gehalten. Der Jude floh zeternd durch den

Saal. Der König lachte. An der Thüre blieb Rachel's Bräutigam stehen.

„Gottes Jammer, — Majestät, — laßt mir die Rachel!" rief er flehend.

Der Kammerlakai drang mit dem verhaßten Fleische vor.

„Majestät, die Rachel, — fort mit dem Schwein, — die Rachel!" und er stürzte hinaus [1]).

Der König lachte noch, als Waldheim erschien. Kaum hatte jedoch Adelgunden's tief gebeugter Vater den Gegenstand seiner Bitte erwähnt, da stieß Friedrich heftig den Stock auf und die eben erst lachenden Züge erstarrten in jähem Zorne.

„Was fällt Ihm ein? Keine Gnade, — fort nach Spandau!"

„Majestät, ich bin Familienvater —"

„Das hätte Er bedenken sollen, bevor Er das Gesetz übertrat. Kein Wort weiter, — nach Spandau!"

„Majestät, Vergebung! Mich schicken Sie nach Spandau, und daran ist wenig gelegen. Aber Sie stoßen ein edles Weib und ein Kind in das größte Elend."

1) Launen dieser Art befielen Friedrich den Großen öfter. Als Marquis d'Argens krank zu Bette lag, übergoß ihn der König mit Oel, versichernd, er wolle ihm die letzte Oelung geben. Vehse, IV. Th. S. 13.

„Ich stoße Weib und Kind in das Elend, — ich? Ist Er ein Narr? Das sind alberne Kniffe von Ihm. Jeder Verbrecher könnte auf Weib und Kind sich berufen."

„Allergnädigster Herr, ich bin kein Verbrecher. Ich röstete Kaffee ohne Brennschein, — daß ist weder schlecht, noch unmännlich, am wenigsten verbrecherisch."

Der König kniff die Lippen zusammen und betrachtete den kühnen Mann. Eine solche Sprache war ihm etwas ganz Neues.

„Er hält es demnach für kein Verbrechen, die Gesetze des Staates zu übertreten?"

„Mit Unterschied, Majestät! Jene Gesetze, ohne deren Beobachtung die Existenz des Staates unmöglich ist, zu übertreten, wäre verbrecherisch. Das Kaffeegesetz gehört nicht zu diesen. Der preußische Staat blühte, bevor jenes Gesetz gegeben wurde."

„Wie, Canaille, Er raisonnirt?"

„Ich spreche offenherzig die Gedanken von Millionen aus. Hätte ich geahnt, daß Ihrer Majestät gerade Gesinnung mißfällt, würde ich den Vorwurf des Verbrechens ohne Begründung abgelehnt haben."

„Teufel, der Kerl hat Ehrgefühl," sagte Friedrich, indem er eine Priese nahm. — „Ich gebe Ihm drei Jahre Bedenkzeit, zu überlegen, ob es ein Verbrechen

ist, an Dem zu rütteln, was ich gesetzlich bestimmte. Schiebe Er den Karren, das Mittel wirkt, für alle Zukunft den Geist des Raisonnirens auszutreiben. — Fort, packe Er sich!"

„Allergnädigster Herr, seien Sie barmherzig! Bin ich auch keines Verbrechens mir bewußt, so fehlte ich gegen des Landesherrn allerhöchsten Willen. Vergebung Majestät! Wie schön kleiden Erbarmen und Gnade die Könige! Erbarmen Sie sich einer armen Familie, — entziehen Sie derselben nicht das tägliche Brod, überantworten Sie nicht Unschuldige dem tiefsten Elende!"

Waldheim's Stimme erstickte. Friedrich stieß abermals den Stock heftig zu Boden.

„Scheren soll Er sich! Kein Erbarmen, — fort nach Spandau!"

Der Gedanke an seine Familie packte den Unglücklichen. Er brach in die Kniee und bat unter Thränen. Der Monarch blieb hart.

„In Spandau wird Er sich an Biersuppe gewöhnen, und nach Seiner Rückkehr keinen Pfennig für Kaffee verschwenden."

„Majestät, der Kaffee wurde nicht gekauft, sondern geschenkt."

„Ist der Verschenkende im Besitze eines Brennscheines?“

— Waldheim zögerte.

„Antworte Er!“

„Nein, Majestät!“

„Ah, ein Complott, eine Schmugglerbande! Von wem der Kaffee?“

„Majestät, es wäre unedel, einen Menschen in mein Unglück zu verwickeln, der mein Wohlthäter gewesen.“

Friedrich der Große, bekanntlich von Geringschätzung und Verachtung gegen die Menschen erfüllt, staunte über Waldheim's Benehmen.

„Er ist ein merkwürdiger Kerl! Zuerst bäumt Er sich, wie ein stolzes Roß, gegen den Vorwurf des Verbrechens, — nun ist Er gar noch edelmüthig. Höchst seltsam in der That!“

„Ich bitte Eure Majestät, mein Verhalten natürlich und menschlich zu finden.“

„Hör' Er!“ rief der König nach kurzem Besinnen. „Spandau sei Ihm geschenkt, Er sei begnadigt, unter der Bedingung, — daß Er Jenen mir nennt, der Ihm den Kaffee schenkte.“

Waldheim schwankte, aber nur einen Augenblick.

„Majestät, verzeihen Sie, — ich kann es nicht!

Meinem ganzen Wesen widerstrebt es, einen Menschen in das Unglück zu stürzen, der mir wohlgethan."

In des Fürsten Gesicht trat ein Zug von Hochachtung. Aber ein spöttisches Mienenspiel hatten diesen Zug rasch begraben.

„Behalte Er Sein Geheimniß! Nimm Er zugleich die Versicherung mit nach Spandau, daß Er ein Esel ist."

Waldheim hob stolz das Haupt.

„Majestät," sagte er fest, „ich bin ein Edelmann."

„Ein Edelmann?" rief der Monarch verwundert. „Ich danke Ihm für die Entdeckung. Fiel mir doch gleich Sein Verhalten auf, das einen Anstrich von Ehrgefühl bekundet, — und Ehrgefühl hat doch nur der Adel [1]). — Ich nehme daher, in Anbetracht, daß Er ein Edelmann ist, den „Esel" zurück. In Spandau wird Er übrigens Manchen vom Adel treffen, der geschickt den Karren schiebt. — Wie heißt Er?"

„Adolph von Waldheim."

„Waldheim?" rief der König überrascht, und sah in das Zimmer, wo Mettrie rasch aufsprang und im Saale erschien. „Ist er aus Potsdam?"

„Ja, Majestät!"

---

1) Oeuvr. VII. 95.

„Sire,“ sprach La Mettrie, „ich bewundere den Edelmuth des Herrn von Waldheim. Er fürchtet, Denjenigen nach Spandau zu befördern, der ihm den Kaffee schenkte, weil er glaubt, der Kaffee habe nicht den gesetzlichen Taufschein. Das ist ein Irrthum. Erfahren Sie, Sire, daß Herr von Charnier den Kaffee schenkte und vergaß, den Brennschein beizulegen.“

Im höchsten Grade erstaunt, betrachtete Waldheim den unbekannten Freund. Der König lächelte.

„Das ändert die Sache vollständig,“ sprach er. „Herr von Waldheim, Er ist frei und schuldlos! — Da ich jedoch bemerke, wie treu und fest Er an Jenen hängt, die Ihm Wohlthaten erzeigen, so möchte auch ich auf der Liste Seiner Wohlthäter figuriren. Vor kurzer Zeit starb mein Park-Inspektor. Hat Er Lust, diese Stelle zu übernehmen, womit freie Wohnung im Parkhause und ein Gehalt von zweihundertfünfzig Thalern verbunden ist?“

„O Majestät,“ rief Waldheim bewegt, „im Augenblicke bin ich unfähig, die Gefühle des Glückes und des Dankes auszudrücken, wozu mich allerhöchste Huld verpflichtet.“

„Schon gut,“ unterbrach ihn der Fürst. „Alle

Bestimmungen, über die Beaufsichtigung der Parkanlagen, werden Ihm schriftlich mitgetheilt werden. Morgen siedelt Er von Potsdam nach Sanssouci über," — und er machte eine gnädige Abschiedsbewegung.

Voltaire.

Am einundzwanzigsten Februar 1694 wurde dem Schatzmeister an der Rechnungskammer zu Paris, Franz Arouet, ein schwächliches Knäblein geboren. Der Neugeborne erhält die Namen Franz Maria. Das Kind wächst heran zum Knaben, und der Vater, ein vermögender Mann, beschließt, den Jungen wissenschaftlich bilden zu lassen. Er übergibt ihn den Jesuiten am Collegium Ludwigs des Großen. Franz Maria besitzt reiche und seltene Talente. Er entwickelt ein wunderbares Gedächtniß, großen Verstand, viel Witz, einen Hang zum Versemachen, und einen noch größeren Hang zu allerlei kleinen Bosheiten. Die guten Väter haben mit dem Jungen große Mühe, und seine Schelmenstreiche zwingen sie, ein scharfes Auge auf ihn zu richten. Ihr Scharfblick erkennt bald die ganze Bösartigkeit des kleinen Arouet. Le Jay, sein Lehrer in der Redekunst, nimmt ihn eines Tages beim Rockknopfe und prophezeit: „Unglückseliger

Bursche! Du wirst einmal ein Anführer der Ungläubigen und Gottlosen werden."

Le Jay war kein falscher Prophet.

Nachdem Arouet das Collegium verlassen, fiel er in die Hände des sittenlosen Dichters Chaulieu. Arouets Fortschritte in der Ausschweifung waren reißend. Sein Hang zum Schlechten machte ihn rasch vertraut mit dem Laster, und seine Spottsucht ließ ihn nicht ruhen, das Bestehende anzugreifen und nach Laune die Geißel des Hohnes über Allem zu schwingen. Die Geißel aber flocht er aus schönen Versen, von denen jedes Wort eine scharfe Spitze hatte.

Er zerfiel mit dem rechtlich gesinnten Vater und lebte auf eigene Faust.

Die Kühnheit, mit der Franz Maria offenkundige Mißstände der damaligen Regentschaft geißelte und laut aussprach, was Andere dachten, erwarb ihm einen Namen. Arouet verstand aber nicht blos den Spott, sondern auch die Schmeichelei. Er schmeichelte den Großen und drängte sich in vornehme Kreise. Die Großen fanden Wohlgefallen an dem Witzling, weil sie nicht die scharfen Augen des Jesuiten Le Jay hatten.

Aber der Umgang mit Großen erfordert Aufwand und Arouet hatte keine Mittel. Fieberhaft

träumte er von dem Glücke, in eigener Equipage, von Lakaien umgeben, öffentlich erscheinen zu können. Der Zufall verwirklichte seinen Traum. Er hatte bei dem Herzoge von Richelieu Zutritt gefunden. Die Frau Herzogin war von der Dichtkunst eine sehr große Freundin und drechselte selber artige Verse. Arouet stellte die hinkenden Verse der hohen Dichterin auf zwei Beine, und kleidete sie in anständige Gewänder. Die Frau Herzogin gerieth in solches Entzücken, daß sie dem Arzte und Retter ihrer kranken, lebensunfähigen Kinder einhundert Louisd'or schenkte. Arouet wurde fast toll vor Freude. In seinem Rausche, den goldenen Schatz in den Taschen, rennt er durch verschiedene Straßen und gelangt in die Dyonisgasse. Dort wird zufällig eine Kutsche mit zwei Pferden und vier Livréröcken versteigert. Der junge Mann fühlt den goldenen Druck an seinem Körper, der Traum steigt lockend vor seinem Geiste auf, und er steigert Kutsche, Pferde und Röcke für hundert Louisd'or. In die Röcke steckt er vier Lohnbediente, setzt sich in die Kutsche und fährt bei der Herzogin von Richelieu vor. Die gute Dame hört das Rollen des Wagens, tritt in das Fenster, um die hohe Herrschaft zu erspähen, welche mit vier Lakaien zum Besuche kommt. Groß war ihr Erstaunen,

als drei Bedienten den jungen Arouet aus dem Wagen heben. Sie läßt den Herzog rufen, dessen Lachmuskeln durch die neugebackene Gnade mächtig erregt werden. Von dem Herzoge fährt Arouet mit den vier Lakaien zu der übrigen vornehmen Bekanntschaft, und läßt sich allenthalben auslachen. Da jedoch die Pferde von der Luft nicht leben können, die Lakaien Zahlung fordern, so verkauft Arouet am folgenden Tage seine Herrlichkeit zu fünfzig Louisd'or, entläßt die Bedienten und ist Fußgänger, wie zuvor. — Der hoffärtige Traum war in Erfüllung gegangen, aber sehr theuer geworden.

Als er gegen den Herzog von Orleans giftige Satyren schrieb, öffneten sich ihm die finsteren Thore der Bastille. Kaum entlassen, goß er seinen Spott über einen Mann von hohem Stande. Dieser ließ den Satyriker greifen und körperlich züchtigen. Von den blauen Malen noch nicht befreit, drängte es ihn, einen Herrn zu beschimpfen, an dessen Tafel er stets einen Platz gefunden, und dessen Börse ihm jederzeit offen gestanden. Es gelang, den Spottsüchtigen in das Palais des beschimpften Wohlthäters zu locken. Dort wurden ihm hundert Peitschenhiebe aufgezählt, und er dann zur Thüre hinausgestoßen.

Allein Arouets Spottsucht war unheilbar. Weder Bastille, noch Peitschenhiebe besserten ihn. Die lodernde Bosheit seiner Seele, und der drängende Hang zu beißenden Witzen trieben ihn zu fortgesetzten Verläumdungen. Da er sich an Männer ohne Bestrafung nicht wagen durfte, griff er das schöne Geschlecht an. Arouet erfuhr jedoch, daß Frauen eben so wenig geneigt seien, mit scharfen Pfeilen des Spottes sich beschießen zu lassen. Eine hochstehende Dame, die er verunglimpfte, ließ ihn einfangen und in den Keller ihrer Wohnung sperren. Dort blieb er acht Tage hinter Schloß und Riegel, bei Wasser und Brod. Jeden Morgen wurden ihm die Beinkleider abgezogen und die Ruthe sauste auf den Unaussprechlichen des frechen Spötters. Die Dame hatte jedenfalls die beste Absicht, — jedoch ohne Erfolg. Der Kellerhaft entronnen, schmiedet Arouet neue Satyren, beißender und giftiger, als zuvor.

Plötzlich kommt er auf den Einfall, seinen Familiennamen zu ändern. Er nennt sich „Voltaire." Und da ihm der kahle Bürgernamen zu gewöhnlich ist, so schmückt er ihn durch das adelige „Von." Allein der Adel adelte keineswegs die Gesinnung des vormaligen Arouet. Herr von Voltaire begann das Schlechte in großartigem Maßstabe. Er fröhnte dem Laster mit

unerhörter Schamlosigkeit. Selbst der Koth von Paris kam in Bewegung über den unnatürlichen Schmutz.

Der Koth, welcher in gewissen, von Voltaire besuchten Häusern zusammenfloß, machte einen gefährlichen Anschlag auf den Wüstling.

Der Anschlag ist merkwürdig und bestätigt neuerdings die geschichtliche Thatsache, daß Wollust und Grausamkeit verbrüdert sind. Herr von Voltaire wird in einem solchen Hause auf den Tisch gelegt und fest gebunden. Hammer und Nägel werden gebracht, um ihn auf dem Tische an Händen und Füßen fest zu nageln. Nach der Annagelung soll eine sehr schmerzliche Operation an ihm vorgenommen werden. Die Lage des Satyrikers ist schrecklich. Er bittet und beschwört, allein die Besucher jenes Hauses sind entmenscht, sie spotten der Todesangst des Gefolterten. Dennoch kam es nicht zur Kreuzigung und auch nicht zur Operation, weil fünfzig Louisd'or Herrn von Voltaire aus den Händen seiner Schergen befreiten [1]).

Neben der Wollust beherrschte den Philosophen der unersättlichste Geiz. Zur Befriedigung dieser häßlichen Leidenschaft, ergab er sich dem Betruge und dem Diebstahle.

---

1) Stark, Triumph der Philosophie S. 38.

Ein Schriftsteller vertraute ihm ein Manuscript zur Durchsicht. Voltaire fand das anvertraute Gut ausgezeichnet. Er verkaufte es an einen auswärtigen Buchhändler für zweihundert Goldstücke. Der Bestohlene klagt. Herr von Voltaire versichert, das Manuscript sei ihm von seinem Bedienten gestohlen worden, und der Dieb sei davon gelaufen.

Weit nichtswürdiger war sein Verfahren gegen den Buchhändler Jore von Rouen.

Schmähungen gegen den Ritter Rohan hatten Voltaire im Jahre 1726 neuerdings die Bastille geöffnet. Dort saß er sechs Monate. Die Haft wurde ihm unerträglich. Er sinnt auf Mittel, dem Kerker zu entkommen. Sein Scharfsinn hat das rettende Mittel bald gefunden. Er verherrlicht in einem Gedichte die Maitresse des Regenten, die berüchtigte Marquise de Prie. Der Buhlerin gefielen die reizenden Verse ungemein. Sie findet es hart, einen so talentvollen, berühmten Mann in der schrecklichen Bastille sitzen zu lassen. Sie spricht mit ihrem Freunde, dem Regenten. Voltaire erhält die Freiheit, jedoch unter der Bedingung, daß er Frankreich verlasse. Er geht nach England, dessen Minister es für staatsklug halten, den einflußreichen Schriftsteller zu gewinnen. König Georg II. tritt an die Spitze

einer Subscription für eine Prachtausgabe der Henryade, eines Heldengedichtes, das schön geschrieben ist, die Kritik aber keineswegs erträgt. Die Subscription gewann Voltaire ein Vermögen, und das Vermögen gewann Herrn von Voltaire für das englische Interesse.

Nach drei Jahren kehrte er nach Frankreich zurück. Er wohnte sieben Monate bei dem Buchhändler Jore zu Rouen, und zwar unter dem Namen eines englischen Mylord.

Der Mylord, welcher den Wechsel liebt, wünscht auf dem Lande zu wohnen. Der gutmüthige Jore miethet ein artiges Landhaus in der Nähe der Stadt. Bei dieser Gelegenheit glänzt abermals der Geiz des Herrn von Voltaire. Er entläßt seinen Bedienten und gibt ihm nur die Hälfte des schuldigen Lohnes. Der Bediente macht Lärm, — Voltaire schimpft, Herr Jore schämt sich und befriedigt, aus Rücksicht für den berühmten Gast, den Dienstboten aus eigener Börse.

Die Magd im Hause Jore's, welche den Philosophen Monate lang bediente, erhält beim Abzuge des Mylord — vierundzwanzig Sold.

In dem Landhause überarbeitet Mylord seine Henryade, die er in neuer Ausgabe bei Jore drucken

läßt. Jede Woche geht die Gärtnerin, Mylords einzige Bedienung, drei Male mit Correkturbogen nach Rouen. Die Gärtnerin ist zugleich Voltaire's Speisemeisterin. Ihr Garten versorgt ihn mit Gemüsen, ihre Schweizerei mit Butter, Milch und Eiern. Fleisch ißt Mylord nicht, — er ist sehr sparsam und scheut alle unnöthigen Ausgaben. Bei der Rückkehr nach Paris, gibt Mylord seiner Pflegerin — einen Thaler. Die Frau klagt bitter bei dem Buchhändler.

„Nicht einmal die Eier sind bezahlt, welche Mylord gegessen hat," sagte sie. „Und das Gemüse? — die Butter? — meine sauren Gänge dreimal in der Woche?"

Herr Jore muß für den berühmten Gast wiederum in die Tasche greifen.

Kaum in Paris angelangt, schrieb Voltaire an den Buchhändler, er müsse in einer wichtigen Angelegenheit nothwendig mit ihm sprechen.

Herr Jore eilt nach Paris.

„Hier habe ich etwas für Sie, mein Lieber!" sprach Herr von Voltaire. „Es sind fünfundzwanzig philosophische Briefe, die Sie augenblicklich drucken können."

Freudig erregt stand der Buchhändler. Er hielt das Manuscript, wie einen Schatz.

„Ist die obrigkeitliche Erlaubniß zum Drucke bereits erfolgt?"

„Ja, — aber mündlich. Das Schriftliche ist Formalität. Drucken Sie auf meine Verantwortung."

Jore druckte eine starke Auflage. Jetzt wurde offenbar, daß Herr von Voltaire gelogen hatte. Für die Ausgabe der Briefe hatte er weder eine mündliche, noch eine schriftliche Erlaubniß.

Diese Erlaubniß war zugleich eine Unmöglichkeit; denn die philosophischen Briefe bildeten einen Strom von Spott, den Herr von Voltaire über Persönlichkeiten, über Religion und Regierung hinleitete.

Der betrogene Jore weigerte sich, ohne Erlaubniß der Regierung die Briefe zu veröffentlichen. Voltaire fand einen Ausweg, — ganz seiner philosophischen Bildung würdig.

„Sie haben einen Proceß mit dem Buchhändler Ferrant. Was veranlaßte diesen Streit?"

„Ferrant druckte ein Buch, auf das ich ein ausschließliches Recht besitze."

„Gut, mein lieber Jore! Züchtigen Sie Ferrant nach Verdienst. Lassen Sie ihm unter der Hand das Manuscript meiner philosophischen Briefe zustecken. Ferrant wird dieser glückliche Zufall höchst willkommen sein, er wird den Satz augenblicklich beginnen."

Der ehrliche Jore begriff den Freigeist nicht.

„Ich sehe nicht ein," sagte er, „wie auf diesem Wege die Erlaubniß der Regierung zu erlangen ist."

„Kurzsichtiger!" rief Voltaire lachend. „Ferrants Ausgabe meiner Briefe wird beschlagnahmt, weil er druckte ohne Erlaubniß. Ich werde behaupten, das Manuscript sei mir gestohlen worden, und könne nicht dafür stehen, daß noch andere Ausgaben an das Licht reten. Hiedurch bekommen wir freie Hand und können unsere Ausgabe auf den Markt bringen."

Der Buchhändler schüttelte den Kopf.

„Auf Ihren Vorschlag kann ich unmöglich eingehen, Herr von Voltaire! Ferrant ist zwar mein Widersacher, allein ich werde ihn nicht in das Unglück stürzen. Und dann läuft die ganze Geschichte auf einen Betrug hinaus, an dem sich ein rechtschaffener Mann nicht betheiligen soll."

Diese offene Sprache der Rechtlichkeit verletzte den Philosophen. Jore's Gewissenhaftigkeit machte ihn wüthend, und seine Wuth kleidete sich in beißende Spottreden, die er mit einem Hohngelächter schloß.

„Ich beklage Ihre Ehrlichkeit, mein lieber Jore," sagte er einlenkend. „Würde ein Anderer, als Sie, durch eine solche Rechtschaffenheit glänzen, ich müßte

behaupten, der Mann sei dumm und seine Ehrlichkeit erbärmlich."

Nach Verlauf einiger Wochen verlangte Voltaire zwei Exemplare des Buches, um es zu überarbeiten, die anstößigsten Stellen zu streichen. Der nichts ahnende Buchhändler schickte die verlangten Exemplare. Da geschah es, daß jene philosophischen Briefe plötzlich zu Paris und Amsterdam im Nachdrucke erschienen.

Herr von Voltaire verklagte Jore, dieser habe ein Werk von ihm ohne seine Erlaubniß und ohne jene der Regierung veröffentlicht. Jore wurde eingezogen und in die Bastille gesperrt. Es gelang dem Unschuldigen, zu beweisen, daß die Ausgabe in seiner Druckerei nicht entstanden sein könne, weil er Buchstaben, von ähnlichem Gusse, nicht besaß. Nach kurzer Haft wurde er entlassen.

Voltaire war jedoch entschlossen, den ehrlichen Buchhändler, der ihn Monate lang bewirthet und seine Schulden bezahlt hatte, zu verderben. Er schrieb an den Minister, und behauptete, Jore habe dennoch sein Werk gedruckt. Man möge in dessen Haus nachsuchen. Es geschah. Die Auflage, deren Herstellung zweiundzwanzigtausend Pfund gekostet, wurde entdeckt und weggenommen. Jore verlor sein Meisterrecht

und wurde für unfähig erklärt, jemals wieder Buchhändler oder Buchdrucker zu sein.

Jore, ohne Gewerbe, ohne Brod, war zu Grunde gerichtet [1]).

Voltaire's teuflischer Bosheit gebührt das Verdienst, die Existenz eines rechtlichen Mannes vernichtet zu haben.

Allein der Buchhändler von Rouen war nur ein Glied jener großen Schaar, die Voltaire's Tücke, Heuchelei und Bosheit zum Opfer fielen.

Dennoch wuchs der schriftstellerische Ruhm dieses Elenden täglich mehr. Seine reizende Darstellung verblendete die ganze Welt. Die schmutzigsten Dinge gestalteten sich in seiner Hand elegant. Sogar durfte er es wagen, Frankreichs Heldin, die Jungfrau von Orleans, als gemeine Lagerdirne zu besingen. Voltaire's „Mädchen von Orleans" ist ein Meisterstück von Frivolität und Gemeinheit. Sein Witz zerstört den Nimbus, welchen Geschichte und Glaube um jene Heldin gezogen. Seine Schamlosigkeit begeht die schreiendsten Verstöße gegen den Anstand. Seine Freigeisterei zieht das Heiligste herab in den Koth. Aber seine Herrschaft über die Sprache umgibt Alles

---

1) Ausführlich bei Zabuesnig, Histor. kritische Nachrichten Bd. I. S. 65 ff.

mit verlockendem Flitter. Das Gute und Schöne bewirft er mit Schmutz, das Häßliche und Lasterhafte kleidet er anziehend in das Gewand einer glänzenden sprachlichen Darstellung.

Dem Satyriker fehlte zwar jede dichterische Schöpferkraft, das Reich der Ideale war ihm verschlossen. Allein er drechselte prächtige Verse, und sein schillernder Witz, seine Kunst im Verhöhnen ließen den Mangel jener Kräfte übersehen, welche den ächten Dichter charakterisiren.

Dieselbe Stirnlosigkeit, welche den Freidenker antrieb, in das Heiligthum der Poesie entweihend einzubrechen, vermochte es über ihn, die Wissenschaft zu entehren. Er schrieb Geschichte ohne Quellenstudium. Er schrieb über Naturwissenschaften, von denen er nichts verstand. Er hatte den Muth, gerade in jenen Materien glänzen zu wollen, die ihm völlig fremd waren. Seine Sprachgewandheit bewältigte jedes Hinderniß, — sogar die Unwissenheit.

Zum Tummelplatze seiner giftigen Feder wählte er das religiöse Gebiet. Dort richteten sein Unverstand, seine Unwissenheit und seine Bosheit die gräßlichsten Verwüstungen an. Meisterhaft verhöhnte er die Geheimnisse des Glaubens, und die Kunst, über Stoffe zu raisonniren, welche dunkel und schwierig sind,

nannte er — Philosophie. Sein Haß gegen Christus und dessen Lehren war glühend. Seit der Stunde, als er in England den Schwur gethan, das ganze Leben und alle Kräfte dem Sturze des Christenthums zu weihen, schrieb er kein Buch, keinen Brief, kein Blatt, die nicht einige Geißelstreiche gegen die Religion enthielten.

Herr von Voltaire rühmte sich dieses Religionshasses und versicherte, die schmeichelhafteste Anrede sei ihm „mon cher Ante-Christ."

Aber sein Haß gegen die Religion entsprang keineswegs der Ueberzeugung von ihrer Nichtigkeit. Im Angesichte des Todes verstummte sein Hohn, Schrecken und Verzweiflung überfielen ihn. Als er im Jahre 1769 erkrankte, widerrief er alle Lästerungen gegen die Religion, er legte amtlich ein katholisches Glaubensbekenntniß ab.

Es ist merkwürdig, dieses Aktenstück kennen zu lernen.

„Im Jahre 1769 am fünfzehnten April, vor mir Claudius Raffo, unterzeichnetem königlichem Notar im Landgerichte Gex, wohnhaft zu Ferney, und in Gegenwart endebenannter Zeugen, sind erschienen, der hochwürdige Peter Gros, Priester und Pfarrer von besagtem Ferney; Peter L'Archeveque, Syndikus von

besagtem Ferney; Stephan Maugie, Goldarbeiter; Johann Baptist Bugros, Wundarzt, Mitglied der königlichen Akademie zu Montpellier, Geschworener in besagter Landschaft Gex; der hochwürdige Claudius Joseph, Priester und Kapuziner aus dem Kloster zu Gex, und Peter Jacquin, Schulmeister in besagtem Ferney, — welche erklärt haben, daß sie gegenwärtig gewesen sind, als Herr Franz Maria Arouet von Voltaire, königlicher Kammerherr, Mitglied der französischen Akademie, gebietender Herr zu Ferney, Tourney und Chambesy, wohnhaft auf seinem Schlosse zu besagtem Ferney, am ersten April des gedachten Jahres, um neun Uhr Morgens, ehe er die heilige Wegzehrung von besagtem Herrn Pfarrer zu Ferney empfieng, folgendes Glaubensbekenntniß abgelegt habe:

„„Ich glaube festiglich Alles, was die katholische, apostolische und römische Kirche glaubt und bekennt. Ich glaube an einen einzigen Gott in drei Personen, Vater, Sohn und heiliger Geist, die wirklich unterschieden sind, und gleichwohl eine gleiche Natur, gleiche Gottheit und gleiche Macht haben. Ich glaube, daß die zweite Person Mensch geworden ist, daß sie Jesus Christus heißt, welcher für das Heil der Menschen gestorben ist, daß er die heilige Kirche gestiftet hat, welcher das Recht zusteht, den wahren Sinn der heiligen

Schrift zu entscheiden. Ich verdamme auch alle Ketzereien, welche diese Kirche verdammt und verworfen hat, so wie auch alle falschen Auslegungen, die man davon machen kann.""

„„Diesen wahren und katholischen Glauben, außer welchem man nicht selig werden kann, bekenne und erkenne ich für den einzig wahrhaften Glauben. Ich schwöre und verspreche, und verbinde mich, ihn zu bekennen, und mittelst der Gnade Gottes in diesem Glauben zu sterben.""

„„Ich glaube auch mit einem festen Glauben, und bekenne alle und jede Artikel, die in dem apostolischen Glaubensbekenntnisse enthalten sind. Ich erkläre ferner, daß ich eben dieses Glaubensbekenntniß in die Hände des hochwürdigen Vaters Joseph, eines Kapuziners, abgelegt habe, ehe ich meine Beichte verrichtete.""

„Also lautet die Abhörung der gedachten Zeugen, welche sie mit einem wahrhaften Eide bekräftigt, und von mir eine Urkunde darüber verlangt haben, die ich ihnen gewährte. So geschehen 2c.

„Unterzeichnet: Gros, Pfarrer. Claudius Joseph, Kapuziner. Peter l'Archeveque, wirklicher Syndikus. Stephan Maugie, Goldarbeiter. Peter Jacquin, Schulmeister. Bugros, Wundarzt."

„In das Gegenregister aufgezeichnet zu Gex am 15. April 1769. Ein und zwanzig Solde empfangen."

De la Chaut.

„Ich unterzeichneter Claudius Raffo, königlicher Notar im Landgerichte Gex, wohnhaft zu Ferney, erkläre und bestätige, daß ich die obengenannten Urkunden nach ihren Urschriften, die mir Herr von Voltaire vorgewiesen hat, Wort für Wort ausgezogen und kollationirt habe, Alles auf sein Ersuchen. Am 15. April 1769."

Raffo. m. p.[1])

Voltaire, der sich an die Pforten der Ewigkeit gestellt sah, genügte dieses öffentliche Glaubensbekenntniß nicht. Sogar an seine Verehrer zu Paris richtete er eine Abbitte, die mit den Worten schloß:

„Leb' wohl, Du theures Volk! Sieh' meinen nassen Blick!
Er fleht nur einen Wunsch: gewähr' ihm dieses Glück!
Nimm Deine Blendung weg, hemm' Deines Beifalls Stärke,
Zerstör' mein Ehrenbild, verbrenne meine Werke."

Kaum stand Herr von Voltaire auf festen Füßen, so widerrief er Alles. Zitternd im Angesichte des Todes, hatte er, gesund geworden, nicht den Muth, mit dem Laster zu brechen, seine Lebensweise den erhabenen Lehren des Christenthums zu unterwerfen.

---

1) Zabuesnig, Hist. krit. Nachr. B. I. S. 354 ff.

Er fürchtete, seine Bekehrung möchte den Hohn der Freigeister wecken, darum veröffentlichte er eine Rechtfertigung.

Die Rechtfertigung beleuchtet schlagend die Niederträchtigkeit und die Heuchelei des Philosophen.

„Der Einsiedler von Ferney war krank," schrieb er, „und hatte nichts zu thun. Er wollte das Vergnügen haben, sich die letzte Oelung gerichtlich geben zu lassen, wie man es dort im Brauche hat. Da betrug er sich wie Jene, die man zu Paris Jansenisten nennt: er ließ durch einen Gerichtsdiener seinen Pfarrer, mit Namen Gros, einen ehrlichen Trunkenbold, der sich todt gesoffen hat, wissen, es solle besagter Pfarrer am ersten April unfehlbar zu ihm kommen und ihn auf seinem Zimmer mit geweihtem Oele salben. Der Pfarrer kam und erklärte, daß er zuerst communiciren müsse, alsdann wolle er ihm so viele heilige Oele geben, als er nur verlange. Der Kranke nahm diesen Vortrag an. Er ließ sich am ersten April die Communion auf sein Zimmer bringen und gab in Gegenwart von Zeugen und einem Notar eine Erklärung ab. Man nahm ein gerichtliches Protokoll darüber auf. Er sagte nach dieser Ceremonie: „Ich habe die Freude, wie Gusmann in der Alzire zu sterben, und ich befinde mich besser darauf. — Die Spottvögel von

Paris werden glauben, daß dieses ein Aprilmärchen sei."

Nicht alle Spottvögel glaubten dies. Voltaire's Spott über das abgelegte Glaubensbekenntniß war zu gemacht, und sein Bemühen, die Gewissensschrecken am Rande des Grabes als Comödie darzustellen, war zu unnatürlich. Viele wandelten nicht mehr mit ihm, weil er in entscheidender Stunde die eigene Sache aufgegeben.

Andere hatten den Muth, in das Privatleben des Philosophen einzudringen, seine Laster zu enthüllen, sein dämonisches Wesen vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Der englische Dichter Eduard Young schrieb an Herrn von Voltaire eine Epistel, die mit den Worten schloß:

„Du bist so geistig, so mager und häßlich, daß man in Dir den Teufel, den Tod und die Sünde vereinigt sieht."

Im Jahre 1750 rief Friedrich II. den Freidenker an seinen Hof. Die Berufung weckte rauschende Freude im ganzen philosophischen Lager; denn die hohe Bedeutung des Rufes lag klar am Tage. Der König von Preußen war offenkundig zu den Freigeistern übergetreten.

Die Engel der Aufklärung stießen mächtig in die

Posaune, mit lautem Schalle den Ruhm des philosophischen Königs verkündend.

In aller Form wurde Friedrich in den Bund aufgenommen. Er huldigte dem Losungsworte: „Ecrasez l'infame!" — und erhielt bei seiner Wiedergeburt zum Freidenker den Namen „Du Luc [1])."

Kaum zu Sanssouci angelangt, wurde Herr von Voltaire Mitglied der Akademie von Berlin, Kammerherr und Hausgenosse des Königs.

Die Freundschaft konnte inniger nicht geschlossen werden.

Voltaire gedachte seines Schwures zum Sturze der Infamen, und fand, daß die beginnenden Verhältnisse dessen Verwirklichung außerordentlich begünstigten. Seinen Haß gegen die Religion bedrohte in Frankreich die Bastille. Darum verbarg er das Gift der Gottlosigkeit in graziösen Phrasen. Das Laster durfte er nicht nackt unter die Menge schicken, — darum zog er ihm schönfarbige Kleider an, umgab es mit dem Rauschgolde des Witzes und mit schönklingenden Schellen des Muthwillens. Am Hofe des philosophischen Königs bedurfte es dieser Maskirung nicht. Dort konnte ihn das Gesetz, zum Schutze der Religion gegeben, nicht erreichen. Auch die Prügel der Pariser

1) Stark, S. 64.

und die Ruthen beschimpfter Damen brauchte er nicht zu fürchten. Bruder du Luc war ein allzeit schlagfertiger König, er konnte zum Schutze des Patriarchen „Ratón“, — so hieß Voltaire im Bunde der Verschworenen, — eine ganze Armee in das Feld schicken.

Dies erwog Herr von Voltaire, und die Springfluth seines Hasses schoß mächtig empor. Sie überschüttete jedes Dogma und jeden Stein der Kirche mit Schmutz.

Und Friedrich II., gewohnt, den Feind mit strategischer Kunst zu packen, schlug vor, die Infame systematisch zu Grunde zu richten. Die Freidenker, in allen Ländern zerstreut, wurden zur Armee vereinigt. An die Spitzen der verschiedenen Heeresabtheilungen traten kundige Führer. Jede Bewegung, jeder Angriff wurde berathen und von den Marschällen, die in Paris und Sanssouci wohnten, festgesetzt. Allenthalben wurde das Kreuz bekriegt, die Infame mörderisch angefallen, und zwar mit Kunst und schlauer Berechnung. Es entstand „Die Encyclopädie,“ um durch sie die Aufklärung rasch unter das Volk zu bringen. Es wurde am Hofe des geistreichsten Fürsten Europa's förmlicher Ton, über Religion zu witzeln, zu spotten, die Dummheit des religiösen Glaubens lächerlich zu machen. Den höchsten Schwung in die-

sem Hoftone bekundete Friedrich selbst. Er hoffte, dieser Geist werde aus den Hofkreisen in das Volk dringen, — und er täuschte sich nicht. Der Religionsspott des Hofes fand kräftigen Nachklang bei der Menge. Mit Voltaire schien eine ganze Armee von Spott- und Witzgeistern nach Preußen gekommen zu sein. Der dümmste Kopf riß die besten Schnurren gegen das Heiligthum des Glaubens. Vor Allen zeichneten sich die intelligenten Berliner aus.

„In dem französirten Berlin," schreibt Lessing, „reducirt sich die Freiheit, zu denken und zu schreiben, auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen, als man will, zu Markte zu bringen, und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen."

Die Freidenker hatten den Schlachtplan zur Vernichtung der Infamen entworfen. Die Basis des Schlachtplanes bestand in dem Angriffe auf die Existenz Gottes.

Voltaire, welchem der rühmliche Auftrag geworden, den Allerhöchsten vom Throne zu stürzen, hatte die Aufgabe mit vielem Geschicke gelöst. Sein Geheimschreiber, Francheville, mußte die heroische Arbeit in zierliche Schrift übertragen, und der Philosoph stand befriedigt vor dem großen Werke.

Ein Hofwagen war nach Berlin gefahren, Moreau von Maupertuis zur bevorstehenden Geisterschlacht abzuholen. Der Mann brachte ein ruhiges und geistreiches Lächeln mit, vor dem sogar Voltaire's unverwüstliches Hohnlächeln zu einem Lächeln der Befangenheit zusammenschmolz.

Patriarch Raton hatte mit der Gottheit zwar gründlich aufgeräumt. Er hatte den Himmel zusammengeschlagen, welcher, nach Versicherung der Bibel, Gottes Thron ist, und die Erde, Gottes Fußschemel, hatte er unbarmherzig zertrümmert. Es blieb der flüchtigen Gottheit im ganzen Universum kein Winkel, aus dem sie nicht der Satyriker hinausgespottet hätte. Dennoch wußte Herr von Voltaire, daß seine Beweise nur für schwache Geister volle Geltung hatten, und für Jene, in deren Wunsch es lag, den ewig zürnenden Rächer des Bösen zu vernichten. Er wußte auch, daß Herr von Maupertuis weder zu den Schwachköpfen, noch zu den bösen Gewissen gehörte. Endlich wußte der Philosoph, daß auf Herrn Moreau Brillantfeuer des Witzes keinen Eindruck machten. Alles betrachtete er mit kalten Geistesaugen, und sichtete Jedes mit strenger Wissenschaftlichkeit. Die herrlichsten Satyrsprünge Voltairischen Witzes ließen Herrn Moreau ungerührt. Zum Lachen verzog er keine Miene, so

daß La Mettrie behauptete, die Maschine Maupertuis sei ohne Lachmuskeln geboren.

Indem Herr von Voltaire Wesen und Waffen des Gegners erwog, fiel ein bedenklicher Blick auf seine schöne Arbeit.

Der König hatte angeordnet, daß der Kampf in seinem Studierzimmer geführt werden sollte, — eine sehr hohe Ehre. Außer dem Monarchen und dem abstäubenden Kammerlakai durfte kein sterblicher Fuß jene geweihte Stätte betreten.

Vor Beginn der Schlacht erschien Franz von Charnier in dem Zimmer Voltaire's, um den Philosophen auf den Kampfplatz zu geleiten.

„Die nächsten Stunden sind für den Sieg der gesunden Vernunft von der höchsten Wichtigkeit," sprach Raton, der Patriarch. „Behaupten die Einwürfe des Kapuziners im Urtheile des Königs auch nur den Schein von Wahrheit, dann ist es um jede gründliche Bekehrung des Fürsten geschehen."

„Ihre glänzende und schlagende Beweisführung wird Maupertuis niederschmettern," versetzte der Jünger. „Die akademische Fechterkunst des Herrn Präsidenten wird nicht bestehen vor dem scharfsinnigsten Manne des Jahrhunderts. Die beste Klinge, für den

Aberglauben des Fanatismus gezogen, muß an Ihren geharnischten Beweisen zerschellen."

Dem Patriarchen kitzelte die Schmeichelei das Lächeln hoher Befriedigung in das häßliche Gesicht.

„Wäre der Fürst auch nicht Philosoph genug," fuhr Charnier fort, „das Gold klaren Denkens von den Schlacken hohler Spekulation zu unterscheiden, — das Interesse müßte ihn auf Ihre Seite treiben. Auch der König ist sich bewußt, die göttliche Gerechtigkeit des Aberglaubens fürchten zu müssen."

„Wahr, mein lieber Charnier! Wir Alle sind schwach genug, Partei für unsere Wünsche zu ergreifen. Ein despotischer König, wie Friedrich II., würde von dem Gotte der Christen sicher dazu verurtheilt, mit Herrn Beelzebub das ewige Feuer zu schüren. — Hoffen wir, den König für den Atheismus zu gewinnen. Gelingt es, dann, — aber nur dann, können wir mit fliegenden Fahnen und lautem Trommelschlage auf die Infame losgehen."

Der Patriarch saß schweigend, und alle Gluth seines Christushasses trat in die mißgestalteten Züge.

„Wie steht es mit Deinen Erfolgen bei der Nymphe des Parkes?" fragte der Philosoph.

Den jungen Mann traf die Frage wie ein starker Griff in alle Saiten eines Instrumentes. Er fuhr auf,

sein Blick leuchtete, und das erregte Mienenspiel verrieth die Heftigkeit der Leidenschaft.

„Meine Erfolge? Sie bewegen sich auf dem Gebiete des unschuldigsten Schäferspieles," entgegnete er kleinlaut. „Adelgunde hat von dem Zwecke meiner Aufmerksamkeit nicht die mindeste Ahnung. Sie betrachtet mich als den Retter ihres Vaters. Ihre Dankbarkeit würde für mich das Leben hingeben. Aber mehr als Dankbarkeit, und mehr als das Leben würde sie auch dem Retter ihres Vaters nicht opfern."

„Sei vorsichtig, Franz!" mahnte Voltaire. „Dein Ziel muß ihr verborgen bleiben. Verletze mit keinem Worte strenge Zucht und Sitte. Sprich mit Achtung über Lächerlichkeiten des Aberglaubens, und mit Ehrerbietung über Religion. Dämpfe das Feuer Deiner Blicke, — sei rein vor ihren Augen, wie der heilige Aloysius. Aber suche, ihr allmählig Leidenschaft einzuflößen. Du bist wohlgestaltet, — benütze klug dieses Geschenk der Natur. Nach ewigen Gesetzen der Menschlichkeit wird sich ihr dankbares Empfinden in die Neigung gesunder Sinnlichkeit verwandeln, und dann in Leidenschaft. Ich kenne das Weib! Hat einmal die Leidenschaft in seinem Herzen Wurzel geschlagen, dann ist es zu jedem Opfer stark genug. Lodernde Gluth im Herzen des Weibes verzehrt auch die heilige

Flamme der Religion. — Die allmächtige Venus möge ihrem Liebling Adonis helfend zur Seite stehen."

„Ihre Rathschläge sind meisterhaft, Herr von Voltaire! Klug befolgt, müßten sie die sittsamste Nonne für den Dienst der Liebe gewinnen. St. Paulus würde behaupten, der Teufel selber habe diese Rathschläge eingeflößt, um die Reinheit keuscher Seelen zu verderben."

Raton lachte, — und jetzt würde St. Paulus behauptet haben, dies sei das Lachen der Hölle.

Das Lachen wurde durch den Eintritt eines Kammerlakaien unterbrochen. Er legte ein Billet in Voltaire's Hand.

„Mon cher Ante-Christ!" schrieb der König. „Die Campagne gegen die Infame kann heute nicht beginnen. Staatsgeschäfte hindern. Auf Morgen sei die Schlacht unwiderruflich festgesetzt. Ihr Bruder du Luc."

Würmer und Schlangen.

Herr von Charnier stand prüfend vor einem großen Spiegel, der seine Gestalt ganz und klar zurückstrahlte. Der Anzug wurde genauer Musterung unterworfen, nach Hinten, Vornen, nach allen Seiten. Die elegante Toilette bestand siegreich die empfindliche Kritik. Jetzt warf sich der prüfende Geist auf die Formen des Angesichtes. Die Stirne traf ein mißvergnügter Blick, — sogar die Eigenliebe konnte nicht verhehlen, daß die Stirne schmal und niedrig sei, nicht frei und hochgewölbt, oder in männlicher Breite sich dehnend. Er setzte den Hut auf den Kopf, und der Mißstand war beseitigt. Die Augen fand Herr von Charnier unbeschreiblich schön, flammend, ausdrucksvoll, erobernd. Er legte einen schmachtenden Ausdruck in den Blick, — die Selbstbewunderung war berechtigt. Er beschloß, dieses „Schmachten" der Augen auf Adelgunde wirken zu lassen. Die Musterung ging über Wangen und Nase. Fein geschnitten, bog sich die Nase in sanfter

Wölbung, und die Wangen, glatt und schmeichelnd, rötheten Gesundheit und Jugend. Der kleine schwellende Mund wurde allerliebst gefunden. Er lächelte, und zwei Reihen blendend weißer Zähne traten hervor; — ein Gegenstand des Neides für alle schlecht bezahnten Individuen. Das Grübchen im Kinn wurde nicht übersehen, auch nicht der sinnlichsüße Zug um den lächelnden Mund.

„Reizend — allerliebst!" flüsterte der wohlbewaffnete Freier, machte vor dem Spiegel einige galante Bewegungen, nickte zufrieden und verließ den Salon.

Er ging in den Park. Dort sah er Adelgundens Vater um Zwergbäume beschäftigt. Sie wuchsen an terassenförmigen Spalieren und waren des Königs Freude. Waldheim schenkte den fürstlichen Lieblingen alle Aufmerksamkeit. Friedrich entging die Sorgfalt nicht, und seine Anerkennung ermunterte den emsigen Pfleger.

Gegenwärtig stand Waldheim vor den blühenden Zwergen, eine lange Nadel in der Hand. Bienen flogen singend um sein Haupt, senkten die Rüssel in Blüthenkelche und sogen den Honig. Farbige Mücken saßen auf Blättern, mit den Füßen den blanken Rücken und die schimmernden Flügel bürstend, oder tanzten summend in der Luft. An der Mauer kletterten grüne

Eidechsen, sich sonnend, oder Spinnen verschluckend, die im Begriffe standen, das Netz zum Fliegenfange auszuspannen. Der Parkinspektor gewahrte nichts von der singenden, summenden und raubenden Gesellschaft. Er trieb giftiges Gewürm aus den Höhlen, wo es über Tag verborgen lag, um nächtlicher Weile verwüstend über die Blüthen herzufallen. Die Höhlen bestanden aus zusammengesponnenen Blättern, oder aus zarten weißen Schläuchlein, die zwischen den Blüthen hingen. Mit der Nadel fuhr Waldheim in die Höhlen, zwang den Wurm, hervor zu kriechen, und legte ihn zu den übrigen in die Schaale, welche vor ihm stand.

Diese Jagd auf Würmer war des Inspektors Erfindung. Er hatte wahrgenommen, wie an Birnen und Aepfeln die zarten Stiele abgefressen wurden. Er hatte den Feinden nachgespürt und sie glücklich entdeckt. Seitdem befiel Herrn von Waldheim die unersättlichste Mordlust. Täglich zog er, mit Nadel und Schaale bewaffnet, gegen das schädliche Wild, machte regelmäßig große Beute, und rettete mancher Birne das Leben.

Jetzt verbeugte er sich tief vor dem grüßenden Charnier. Der Mann stand vor ihm, dessen Edelmuth er das Amt, die Erlösung aus drückender Lebens=

lage und die Befreiung von dreijähriger Festungsstrafe zu danken hatte. Natürlich gab es für den Inspektor keine angenehmere Erscheinung, als Herrn von Charnier.

„Schon wieder auf der Jagd, Herr Inspektor? Sie machen sich verdient um die Obstbaumzucht. Sie zwingen gleichsam die Bäume zum Tragen, indem Sie die Zerstörer der Früchte tödten. Ich habe dem Könige von Ihrem löblichen Bemühen erzählt, und die Majestät zeigte große Freude über Ihr Thun.“

„Meinen freundlichsten Dank, Herr von Charnier! Längst hat mir das Benehmen des Königs gesagt, daß ein freundlich gesinnter Geist für mich thätig ist. Möchte ich einmal so glücklich sein, durch die That meinem großmüthigen Wohlthäter danken zu können.“

Charnier sah flüchtig nach der Gegend, wo das Haus des Parkinspektors lag.

„Die Freundlichkeit,“ sagte er, „mit der ich in Ihrem trauten Familienkreise stets empfangen werde, entschädigt für die geringe Mühe. — Sind Sie glücklich heute?“ fragte er in vertraulichem Tone. „Zeigen Sie einmal die Tasse!“

Ein Gewimmel von braunen, gelben und grauen Würmern regte sich in dem Gefäße.

„Ah — Ihre Nadel hat tüchtig aufgeräumt!“

Er sagte noch einige schmeichelhafte Worte und verließ den entzückten Vater der schönen Adelgunde.

Herr von Waldheim stöberte zwischen Blättern und Blüthen nach Würmern, ohne Ahnung, daß nach seiner Wohnung ein Wurm kroch, welcher die schönste Blüthe des Parkes zu benagen trachtete.

Charnier ging rascher durch den Park. Die Windungen der Pfade vermeidend, behielt er eine möglichst gerade Richtung. La Mettrie begegnete ihm.

Des Königs Vorleser war nicht bei guter Laune. Sein Hut saß tief im Nacken, und das feiste Gesicht war noch röther, als gewöhnlich. Charnier merkte den Aerger des Dicken und lächelte.

„Wohin, Offrey?" fragte er.

„Weiß ich es? Seit einer Stunde laufe ich wie besessen im Parke umher, verwünsche den König, Voltaire, den Wahn der Gottheit, sogar die Philosophie."

„Deine Verwünschungen riechen allerdings nach Besessenheit," lachte Charnier.

„Meine Verwünschungen sind gerecht, billig und ganz natürlich. Denke Dir, — General Manstein ladet mich auf morgen zu Tische. Du weißt, was die Mahlzeiten des Generals zu bedeuten haben: — zwölf Gänge, einer pikanter als der andere. Du weißt auch, daß der Bauch mein Gott ist, — nur diese Gottheit

laß' ich mir gefallen. Seitdem ich das duftende Billet empfing, wandelte ich im Geiste unabläßig zwischen den zwölf Gängen, wie St. Paulus zwischen den Seligkeiten des Himmels, die ein sterblicher Mund nicht auszusprechen vermag. Was geschieht? Der Teufel führt den englischen Gesandten nach Sanssouci. Es gibt Staatsgeschäfte. Der König ist verhindert, Voltaire's Absetzungsdekret anzuhören, das er gegen die vermeinte Gottheit geschmiedet. Demzufolge bin ich dazu verurtheilt, morgen das Dekret vorzulesen, — vielleicht gerade in der Stunde, wann bei Manstein die köstlichsten Platten duften und die Champagnerpfropfen springen. Ist das nicht zum Verzweifeln?" — und Herr Offrey schob den Dreispitz noch tiefer in den Nacken.

„Du bist zu beklagen, Freund! Doch ist zu helfen. Sir Charles Williams brachte Dich um Mansteins Platten. Der edle Lord wird fühlen, daß er zum Schadenersatze verpflichtet ist."

„Der Gedanke ist klug," und La Mettrie riß den Hut nach der rechten Seite. „Ich werde dem Engländer auflauern und Schadloshaltung beantragen."

„Dein edles Vorhaben kröne der beste Erfolg."

„Wo gehst Du hin?"

Charnier deutete nach der Richtung, wo das Haus des Parkinspektors lag.

„Schon wieder?“ — und Offrey's Hut fuhr abermals nach dem Nacken. „Vergeblich ist Deine Mühe! Bist zwar ein hübscher Junge. Aber ein Herz, das sich hinter Gebetbücher, Rosenkränze und Messen verschanzt, wirst Du niemals erstürmen. Glaube mir, Franz, — in dem Fache habe ich Erfahrungen.“

„Die mir vielleicht nützen könnten.“

„Höre mich an! Adelgunde ist eine Fromme, — ich kenne diese Zunft. Ihr erster Gedanke beim Erwachen ist Gott, — ihr letzter Gedanke beim Einschlafen ist Gott. Ohne zehnmal das große Kreuz geschlagen zu haben, alle bösen Geister zu vertreiben, geht sie nicht aus dem Hause. Züchtig ist sie und sittsam, wie eine Nonne des Mittelalters. Ausschweifende Gedanken werden strengstens controlirt. Einschmeichelnde Sinnlichkeit wird zertreten, wie höllisches Natterngezücht. Kurz — an ihrem ganzen Wesen ist nirgends eine Bresche, wo Du eindringen könntest. Darum ist es Deine Aufgabe, die Fromme zu bekehren, ihr Wesen umzuwandeln. Langwierig ist zwar die Arbeit für einen brennenden Liebhaber, allein es gibt ein rasch wirkendes Mittel: — Liebespulver.“

„Liebespulver? An Hexerei glaube ich nicht.“

„Warte nur! Mein Liebespulver ist weder Hexerei, noch Apothekerpfuscherei. Glaubte ich an Geist, ich würde sagen: — es sei geistiger Natur. Du kennst Voltaire's Zayre."

„Ah — ich ahne!" that Charnier überrascht.

„In Zayre," fuhr La Mettrie fort, „zeichnete Voltaire meisterhaft die zärtlichste Liebe. Die Verse sind göttlich, sie überwältigen den Leser und nehmen das Herz gefangen. Die Sprache, die Bilder, die Scenen, — Alles ist durchduftet von dem Reize der Liebe. Zayre ist unwiderstehlich. Adelgunde wird in langen Zügen den Liebestrank schlürfen, und der Trank wird seine Wirkung thun. Ihre Phantasie wird erfüllt mit anziehenden Bildern. Ihr Herz, weich und empfänglich, wird sich der gewonnenen Eindrücke nicht erwehren. Die künstlich niedergehaltene Sinnlichkeit wird mächtig erwachen und die rigorose Strenge des Christen-Gottes bekämpfen. Ein zweites Liebesspiel wird aus Zayre entspringen, und der Held dieses Spieles ist — der hübsche Franz von Charnier."

„Vortrefflich! Dein Rath ist meisterhaft!" rief Charnier. „Aber ich fürchte, der göttliche Amor möchte überraschen, sogar erschrecken."

„Eitle Furcht! Der Kleine ist nicht nackt. Voltaire hat ihm Höschen angezogen, verlockend durchsichtige

Höschen. Sogar die Engelsflügel haben christliche Färbung. Sein Bogen zwar ist stramm gespannt, und der Pfeil trifft sicher. Anstößiges aber enthält das Buch nicht, — wenigstens für Deine Adelgunde nicht. Ein schärferes Auge gehört dazu, als das ihrige, die Scorpionenstiche, der Infamen zugedacht, wahrzunehmen. Kurz, ich stehe für den Erfolg."

Beide gingen nach dem Schlosse. La Mettrie, um Sir Williams aufzulauern; Charnier, um die vielversprechende Lectüre zu holen. Er fand das Buch, elegant gebunden, auf seinem Arbeitstische, schob es in die Tasche und eilte durch den Park.

Bald ruhte sein Blick auf einem niedlichen Hause zwischen Bäumen und Gebüschen. Es lag auf künstlicher Anhöhe und übersah einen großen Theil des Parkes. Die Wohnung war nur einstöckig, aber tief und geräumig. An den Wänden kletterte Epheu bis zum Dache, und die hellen Fenster sahen freundlich hinter der grünen Decke hervor. Im Rücken des Hauses ragte ein Bestand hoher Buchen, die schattigen Aeste schirmend über das grüne Haus hinstreckend. Niederes Buschwerk, theilweise blühend und duftend, umfriedete halbkreisförmig Haus und Garten. In einer Ecke des Gartens hob sich einladend von wilden Reben eine Laube, und Charniers Auge drang for-

schend durch den dämmernden Eingang derselben. Zwei Frauengestalten saßen vor einem Tische. Er sah die Frauen, ging langsamer, und ließ zur Uebung das bewußte „Schmachten" in die Augen fahren. Sodann maß er prüfend seine elegante Erscheinung und fühlte mit Befriedigung, wie Erregung die Wangen dunkler färbte.

In der Laube blieb der nahende Besuch nicht unbemerkt. Frau Hanfried, in gehobener Stimmung vor der vollen Kaffeeschaale thronend, überkam bei Charniers Anblick die aufrichtigste Bewunderung. Sie sah mit leiblichen Augen den guten Herrn, dessen Edelmuth den Abgrund ausgefüllt, welchen ihr Geschenk der Existenz der Miethsleute gegraben. Es fuhr elektrisch in ihre Glieder, und kaum vermochte sie den Drang zu bewältigen, dem Herrn entgegen zu eilen und ihn zu umarmen.

„Frau von Waldheim, ich versichere Sie, das ist die schönste Stunde meines Lebens! Ich darf ihn sehen, darf sogar mit ihm sprechen, darf diesem hochherzigen Manne meinen unterthänigsten Respekt vermelden. Mich hat er vor Verzweiflung bewahrt, — Ihnen hat er den Gatten gerettet, — es ist gar nicht auszusprechen, was er für uns gethan. — Und wie schön er ist! Wirklich, so prächtig hab' ich mir den Herrn nicht

vorgestellt. Sehen Sie doch, wie leicht, wie schwungvoll er geht! Man meint, er habe Springfedern in den Beinen. So können nur leichtfertige Franzosen gehen, ein plumper Deutscher brächte so etwas nimmer fertig. Und sein Anzug, — Du mein Gott! Wie geleckt ist Alles an ihm. Die zierlichste Puppe am Christabend darf sich mit ihm nicht vergleichen. — Er hat uns bemerkt. Er geht nach der Gartenthüre, — er kommt, — Du mein Gott! — was werd' ich dem Herrn nur sagen?"

Charnier, von den Blicken der begeisterten Frau Hanfried verschlungen, trat grüßend in die Laube.

„Frau Hanfried, unsere liebe Hausfrau," sagte Adelgundens Mutter vorstellend.

Und Frau Hanfried nahm ihr Kleid zwischen die Fingerspitzen, machte zierliche Knixe und lächelte den schönen Herrn an.

„Es freut mich sehr, die beste Bürgersfrau von Potsdam kennen zu lernen," sagte er.

Frau Hanfried entging nicht, daß ihr die französischen Laute galten. Wiederum knixte sie, und ihre Augen leuchteten fast jugendlich über zwei brennenden Wangen. Und als der Besuch auf den Rohrstuhl sich niederließ, da wollte sie aus Ehrfurcht stehen

bleiben. Vergeblich war die Einladung der Frau von Waldheim.

„Es schickt sich nicht für mich," sprach sie, „vor so einem Herrn zu sitzen."

Als jedoch der Herr den gleichen Wunsch durch Wort und Zeichen ausdrückte, gehorchte sie augenblicklich und folgte mit Bewunderung der weichen, fließenden Sprachweise. Obschon sie keine Sylbe der lebhaften Wechselreden verstand, entging ihr doch kein Wort aus Charnier's Mund, dessen Reden sie andächtig lauschte. Empfindlich war ihr nur, dem bewunderten Herrn ihre Gefühle nicht offenbaren zu können. Endlich, als der Besuch zum Weggehen sich erhob, wagte sie einen schüchternen Versuch.

„Frau von Waldheim, ich bitte, sagen Sie dem Herrn, ich möchte mich unterfangen, ihm zu danken für die großmüthige Lüge beim König. Sagen Sie ihm, daß er ein Recht habe, von mir zu verlangen, was er nur wolle, und daß mein gerührtes Herz ihm gar nichts abschlagen könne."

Der Dank wurde in veränderter Form vorgetragen und von dem Franzosen mit einer Verbeugung angenommen. Sodann schweifte sein Blick flüchtig um das Haus.

„Fräulein Adelgunde hat nicht das Vergnügen,"

sprach er, „den Besuch Ihrer verehrten Hausfrau zu genießen.“

„Meine Tochter begleitet ihre Freundin Franziska nach der Mühle.“

Unter Bücklingen schied der Franzose, geleitet von trunkenen Blicken der Frau Hanfried.

Stolz, wie ein Edelsitz, thront auf des Hügels höchster Spitze die Windmühle. Sie blickt kühn herab auf den Park, auf das Schloß, auf Potsdam, auf See und Fluß. Im engeren Umkreise, an die Gebäude sich lehnend, prangen hoffnungsvolle Saatfelder, und für diese hat die Windmühle einen vertraulichen Blick; denn das Ländliche ist ihrem Wesen nicht so fremd, wie der gekünstelte Park und das Königsschloß. Ohne Zweifel hatte Franziska Muth und Verwegenheit, sogar Fürsten und Schnüfflern gegenüber, der hohen Lage ihrer Wiege zu verdanken.

Unbeweglich stehen die Flügel der Windmühle. Kein Luftzug fährt über die Höhe, und die langen Flederwische starren wie Ausrufungszeichen in den lachenden Aether. Ueber den Feldern liegt es warm und sonnig. Die leuchtende Posaune am Munde des Himmels rief alles Todte lebendig aus den Gräbern. Knospen sprangen, Blüthen entfalteten sich, Halme

und Gräser schossen freudig und froh zum Lichte. Die letzten Käfer kriechen aus den Verstecken des Winterschlafes, bürsten Sand und Staub von den Flügeln, und ziehen singend durch die Lüfte.

Charnier trat aus dem Parke auf den Weg der zur Windmühle führt. Er ging zwischen Kornfeldern, aus denen jeden Augenblick Lerchen singend zum Himmel stiegen. Da hemmt Beachtenswerthes seine Schritte. Hart am Wege, von der fruchtbaren Flur begrenzt, liegt eine winzige Oede. Steintrümmer umgeben ein geborstenes Kreuz, zwischen den Steinen springen wilde Rosen und verkrüppeltes Dorngestrüpp hervor. Die Steine sind Bruchstücke menschlicher Gestalten. Köpfe liegen da, Beine, Arme, — Alles roh gearbeitet. Ein Christuskopf, an der Dornenkrone kenntlich, steht auf dem mächtigen Rumpfe eines geharnischten Leibes, während die Beine, welche zum Kopfe gehören, noch am Kreuze hängen. Ein behelmtes Haupt hat sich neben das Fahrgeleise hingewälzt, als sei es bedacht, die Wagenräder von der Stätte abzulenken.

Der Philosoph betrachtet die Trümmer. Er sieht auf die steifen Gewänder, auf die Form der Rüstungen, auf die verenkten Glieder, auf die Gestaltung der Helme, aus Allem den unfehlbaren Schluß der

Entstehungszeit zu finden. Nachdem dies gelungen, suchte er den Zweck der Gruppe zu erkunden. Viele Wahrscheinlichkeiten boten sich, doch zur Gewißheit konnte der Forscher nicht gelangen. Die Steine redeten zwar Einiges über Ursache und Zweck ihres Daseins, im Ganzen aber ließen sie den Philosophen im Stiche.

Während sich der Kopf eines exakten Forschers über Zweck und Ursache vergeblich müht, tauchen zwei andere Köpfe auf. Diese Köpfe drängen sich aus den Spalten der Trümmer hervor, vorsichtig und lauschend. Sie sind breit und glatt, sie haben ein Gepräge, das unwillkührlich abstößt. Die Köpfe bewegen sich nach dem sinnenden Philosophen, betrachten ihn klug und verständig mit Augen, aus denen List und Schlauheit hervorleuchten.

Die Köpfe mochten schneller ein Resultat ihres Anschauens gewonnen haben, als Herr von Charnier. Zischend verschwanden sie. In den Trümmern regt es sich, dürres Laub rasselt, kleine Steinchen werden von unsichtbaren Kräften verschoben, und jetzt kommen die Köpfe an der entgegengesetzten Seite zum Vorschein, wohin die Blicke des Forschers nicht dringen. Rasch wachsen die Köpfe, sie entwickelen sich zu Schlangen von seltener Größe, die langsam

zwischen den Steinen hervorkriechen, und jetzt züngelnd in der Sonne liegen.

Charnier blickte nach der Mühle. Adelgunde stieg leichten Schrittes den Hügel herab. Aus den Zügen des jungen Mannes floh der Forschergeist. Er zog das Buch aus der Tasche und schob es unter den Arm.

Die Schlangen bemerkten die Bewegung, sie äugelten listig und züngelten vergnügt. Wahrscheinlich errieth ihre Schlangennatur die arglistige Bedeutung des Buches. Sie hoben die Köpfe, welche flink und gewandt auf dem schlanken Halse sich drehten, zischten mit einander und schlichen züngelnd durch die Hecke. Jedenfalls von sympathischen Gefühlen geleitet, zogen die giftigen Würmer gerade auf Charnier los. Ihre Ahnfrau hatte es mit dem Apfel nicht klüger angestellt, als der Philosoph mit dem Buche. Der Apfel, nach Innen und Außen so unschuldig, wie eine gebratene Schnepfe am Freitage, trug wesenhaft zum Falle der schönen Eva nicht das Mindeste bei. Der Ungehorsam gegen des Allerhöchsten Willen hatte Alles verschuldet. Nicht so unschuldig war die Lockspeise des Philosophen. Unter gleisender Hülle barg sie ein schleichendes Gift, die Unschuld befleckend und die Seelenreinheit mordend. Eva's Fall, jäh und

schrecklich, wurde nicht durch das zarte Fleisch der Frucht bewirkt, — Adelgundens Fall sollte lediglich der Genuß schlüpfriger Geistesnahrung veranlassen. Ihr fleckenloses Wesen durch anziehende Bilder und lockende Formen bethört, sollte vergehen und dem Bösen dienstbar werden durch Reize und Wirkungen, die in dem Gegenstande der Versuchung selber lagen.

Höher reckten die Schlangen ihre Köpfe, zischende Laute der Bewunderung dem lauernden Versucher entgegentragend. Jetzt hatten sie das letzte Dorngestrüpp überwunden, sie fuhren über den Rand und lagen, kräftig und lang, über dem Wege. Entsetzt wich Charnier zurück.

Der kurzsichtige Mann verstand die kriechende Symbolik nicht. Er sah die starren, grellen Blicke, die grüßend geöffneten Rachen, die schwarzen, gespaltenen Zungen, den häßlich gewundenen Leib. Der gedankenträge Philosoph ahnte nicht, daß die Verkörperung des eigenen Wesens ihm Entsetzen einflöße.

Was hat Ihre Gegenwart zu bedeuten, Herr Philosoph? Die Schlangen liegen gemüthlich in der Sonne, ihr Gift zu verspritzen, daran denken die gutmüthigen Thiere gar nicht, — Sie aber sind ein bedenkliches Reptil, ein Wegelagerer der gefährlichsten

Art. Halten Sie einmal Ihrem Wesen den Spiegel gesunden Denkens vor. Was soll das beabsichtigte Schmachten in den Augen? Sind das keine tödtlichen Basiliskenblicke? Ihre Zunge scheint zwar nicht schwarz und auch nicht gespalten, ist sie aber nicht geschärft und in das Gift der Arglist getaucht, zur Verführung eines unschuldigen Wesens? Die häßlichen Windungen des Schlangenleibes erwecken Abscheu, — und Ihre trügerischen Windungen, eine Jungfrau zu umgarnen?

Doch, wie gesagt, Herr von Charnier verstand die Schlangensymbolik nicht. Er sah, häßlich und abschreckend, das eigene Selbst verkörpert über dem Wege liegen, und wußte es nicht.

Indessen war das Anschauen der Schlangen von kurzer Dauer. Nahende Tritte und dann ein gellender Aufschrei trieb die sonnenfreundlichen Thiere hinweg. Behend schossen sie über den Weg in die Hecken. Adelgunde verfolgte die lebenden Ringe und Windungen mit ängstlichen Blicken, bis in einer Oeffnung die Spitzen der Schlangenschwänze verschwanden. Und der Philosoph, hingerissen von ihrer Erscheinung, vergaß Schlangen, Trümmer, beinahe sich selbst.

Sie aber, ohne Kenntniß des Bösen, stand vor ihm, rein und strahlend, wie das Frühlingslicht, in

dem ihr goldenes Haar glänzte. Den Retter des Vaters grüßte sie mit holden Blicken. Sie hatte freundliche Worte für seine verbindlichen Redensarten, und von den schlimmen Absichten und der Schlangennatur des eleganten Herrn keine Ahnung.

„Ich bedaure, mein Fräulein, daß Sie mich in verfänglicher Gesellschaft gefunden. Ihr Nahen blieb unbemerkt, sonst würde ich die Bestien verscheucht haben."

„Keinem Geschöpfe bin ich abgeneigt, selbst jenen nicht, deren Aeußeres abstößt, sagte sie. Aber die Schlangen flößen unwillkührlich Ensetzen ein. Woher kommt dies nur?"

„Alles Kriechende und Schleichende ist auch mir widerwärtig," versetzte er, „obwohl mein Empfinden an Zartheit dem Ihrigen weit nachsteht," — und in seine Blicke, die auf Adelgunde voll und schwärmerisch ruhten, trat gut gelungen das einstudierte „Schmachten."

„Vielleicht hat das Abschreckende der Schlangen einen tieferen Grund," sagte sie. „Vielleicht steht der menschliche Abscheu mit dem besonderen Fluche des Schöpfers in Verbindung, welcher auf diesem Thiere ruht."

Im Geiste des Freidenkers schlug ein schallendes Gelächter auf.

„Ihre Auffassung ist tiefsinnig, mein Fräulein, und sehr verständig. An der Verführerin unserer Stammeltern klebt mit Recht ein ewiger Fluch. — Oft sind religiöse Wahrheiten Gegenstand meiner Betrachtungen. Manches spottet aller Vernunft, Vieles bleibt unklar. Dahin gehört die Verführungsgeschichte. Wie die Schlange sprechen konnte, ist mir bis jetzt geheimnißvoll."

„Und doch hören Sie täglich ein Thier sprechen, Herr von Charnier," erwiederte sie lächelnd. „Der Papagei des Königs ist ein sehr gewandter Sprecher. „Raisonnir' Er!" ruft der Vogel. Sogar französisch weiß der Schelm. Oft höre ich ihn aus vollem Halse schreien: „Ecraséz l'infame!" Das ist freilich Alles angelernt. Sinn und Bedeutung der Worte versteht der Vogel nicht. Allein er spricht aus, was der Geist des Menschen ihn lehrte. Aehnlich mochte die Schlange das Werkzeug Satans gewesen sein. Ihre Zunge war das Organ des Versuchers, wie die Zunge das Organ des Menschengeistes ist."

„Die Erklärung ist überraschend," versetzte er. „Die Vernunft dürfte Stichhaltiges dagegen nichts einzuwenden haben. Fragen könnte man jedoch, weßhalb Satan gerade das widerwärtigste Thier zum Werkzeuge erkoren."

„Widerwärtig war vor dem Sündenfall kein Thier dem Menschen. Adam lebte mit allen auf sehr vertrautem Fuße. Er rief alle zusammen und gab ihnen Namen, was für Beziehungen zwischen Mensch und Thier spricht, die nicht mehr bestehen. Vielleicht übertraf die Schlange, vor dem Fluche, an Schönheit alle übrigen Thiere und auch an Eigenschaften, die sie dem Menschen zunächst stellten. Wenigstens sagt die heilige Schrift: „Die Schlange war listiger als alle Thiere der Erde, die Gott der Herr geschaffen hatte.“ Ihre Gewandtheit, von der jetzt noch Spuren übrig sind, und ihr Organ, dessen flüsternde, einschmeichelnde Laute der göttliche Fluch in häßliches Zischen verwandelt haben mag, eigneten sich jedenfalls am Besten für den Zweck des Versuchers.“

„Ich bewundere Ihr theologisches Wissen, mein Fräulein! Ohne Schmeichelei, — von Ihnen kann man lernen. Woher haben Sie dies Alles?“

„Von der Mutter, die aus Büchern schöpft, und mir liebreich mittheilt.“

„Ah, — ich habe eine Quelle religiösen Wissens entdeckt, aus der ich, mit Ihrer Erlaubniß, den müden Geist zuweilen erfrischen möchte.“

Sie erröthete und ließ im Gehen die Kornhalme durch die Hand gleiten.

„Ich bin doch nur ein unwissendes Mädchen," sagte sie. „Was mir dunkel ist in religiösen Wahrheiten und verschlossen, das erfasse ich mit gläubigem Sinne. Ich bin kein Philosoph, Herr von Charnier," fuhr sie mit einem Lächeln fort, welches den Franzosen beinahe um alle Fassung brachte, „der von Allem das „wie und warum" zu erforschen strebt."

„Und der auf viele Fragen keine Antwort erhält," sagte er aufrichtig.

„Wir sprachen von des Königs Papagei, und von seinem Rufe: „Ecrasez l'infame!" Wer ist eigentlich unter der „Elenden," welche niedergetreten werden soll, zu verstehen?"

Eine höchst verfängliche Frage. Der Philosoph kam in Verlegenheit.

Wann hätte jedoch die Lüge einen Voltairianer im Stiche gelassen?

„Genau weiß ich das selbst nicht. Wahrscheinlich hat das Wort Bezug auf des Königs Amt. Der Bann wird über jede verkehrte Regierungsweise gesprochen, und es ist sinnig von Friedrich dem Großen, sogar durch einen Vogel vor Abwegen sich warnen zu lassen."

Sie gingen durch den Park. Schon leuchteten die Fenster des grünen Hauses im Abendrothe durch die

Bäume. Die Zeit drängte, und der Versucher hielt das Buch in zitternden Händen.

Mochte selbst den Freidenker das Verwerfliche beengen, schädliche Geistessaat in ein lauteres Wesen zu streuen?

„Mein Fräulein," sprach er, „mit Vergnügen habe ich Ihre Neigung für religiöse Stoffe wahrgenommen. Dieses Buch enthält in zierlichen Formen verwandte Wahrheiten. Es streiten sich darin Geburt, Ehre, Vaterland, Religion, christliche Sitten im Gegensatze zu türkischen Bräuchen. Die Lektüre ist sehr interessant. Könnte sie Ihnen angenehme Stunden verschaffen, so wäre dies für mich eine sehr schmeichelhafte Genugthuung; denn Herr von Voltaire, mein Freund, ist der Verfasser dieser reizenden Dichtung."

Das Buch ließ sich kaum zurückweisen. Sie hielt es in den Händen und verneigte sich dankend gegen den Herrn.

„Bisher las ich nur die Legende und Betrachtungsbücher," sagte sie. „Zum Lesen bleibt auch wenig Zeit. Die Mutter hält strenge an der Aufgabe des Tages, und die häuslichen Arbeiten fordern meine ganze Kraft."

„Ich darf Ihnen nicht verhehlen, mein Fräulein, Ihr stilles, enge beschränktes Dasein ist oft Gegenstand

meiner Bewunderung. Ihre ganze Kraft fordert die Arbeit, und an das Leben stellen Sie keine Ansprüche."

Sie verstand die Rede nicht, weil unbefriedigte Wünsche ihr fremd waren.

„Mein Arbeiten ist zwar gering, dennoch gewährt es Unterhaltung und Vergnügen. Und dann ist jede Arbeit, selbst von dem ärmsten Taglöhner vollbracht, ehrwürdig und heilig."

„Taglöhnerarbeit ehrwürdig und heilig? Eine gewagte Behauptung, mein Fräulein! Dürfte ich um Erklärung bitten?"

„Ich finde das einfach, mein Herr! Im Heidenthum, bevor Jesus Christus die Menschennatur angenommen, lag alle Arbeit auf den Schultern der Sklaven. Der freie Heide schämte sich der Arbeit. Die Arbeit war ihm eine Schmach, eine ausschließliche Last rechtsloser Menschen. Da kam Christus. Arm wurde er geboren. Er galt für den Sohn eines Zimmermannes. Der heilige Joseph arbeitete und Jesus mit ihm. Die Hoffart des Heidenthums, welches der Arbeit sich schämte, war gerichtet. Der Befehl Gottes: „Im Schweiße des Angesichtes sollst Du Dein Brod essen," — hatte die heidnische Welt vergessen. Der Heiland brachte jenen Befehl durch sein Beispiel in Erinnerung. Der arbeitende Jesus

erhob die Arbeit und heiligte sie. Darum sagte ich: ehrwürdig sei die Arbeit und heilig."

„Eine großartige Auffassung von der Arbeit!" rief er. „Und tief eingreifende Folgerungen knüpfen sich daran. Den ächten Christen wird die Arbeit niemals verbittern, — hat er ja Gott selber in Menschengestalt zum Arbeitsgenossen. Von der Höhe christlichen Berufes wird er niemals auf jene Menschenklasse neidisch herabsehen, die nicht arbeitet, die nur dem Genusse und dem Vergnügen lebt. Nach dieser erhabenen Anschauung, ist der ärmste Taglöhner, dem harte Arbeit Schwülen auf die Hände getrieben, größer, als der vornehmste Müßiggänger. Mein Fräulein, käme Ihre Deutung der Arbeit zu allgemeiner Geltung, jede sociale Revolution wäre unmöglich."

Sie standen vor dem Garten. Er nahm Abschied, und abermals versuchte „das Schmachten" seine anhäckelnde Macht. Nirgends konnten jedoch die Häckchen in Adelgunden's Seele Grund fassen. Für Widerhacken lag in ihrem Wesen kein Stoff, kein empfänglicher Boden. Kindlich unbefangen lächelte sie zu dem Herrn empor, und ihr Mund sprach freundliche Abschiedsworte.

Herr von Charnier ging zufrieden nach dem Schlosse. Von der Lektüre hoffte er die beste Wirkung. Dann

fuhr ein spöttisches Lächeln über sein Gesicht. Der Hohn galt dem religiösen Gespräche.

„Tief steht sie noch," sprach er bedauernd. „Von den fleischlosen Armen der Infamen umschlungen, fehlen Sinn und Verständniß für alle Genüsse und Reize des freien Lebens. — Voltaire's schmeichelnder Geist wird klug und bedächtig die Banden bigotter Bethörung lösen. Und mein bischen Kunst soll das Reifen der süßen Frucht fördern."

Adelgunde eilte durch den Garten. Im Hausflur rief ihr laut das gebrauchte Kaffeegeschirr entgegen. So lange hingen die Flecken des braunen Saftes noch nie an den Tassen, denen blanke Reinlichkeit zur zweiten Natur geworden. Adelgunde verstand die Sprache der befleckten Schaalen, und fühlte die drängende Lösung der gestellten Aufgabe. Nur einen Blick wollte sie in das gerühmte Buch werfen. Bis die Mutter heimkehrte vom Geleite der Frau Hanfried, war die Küche in Ordnung.

Sie ging in ihr Zimmer und las.

Wie fesselte das Buch! Im herrlichsten Tonfall, durch prächtige Reime geschmückt, zogen die Verse dahin. So schöne Worte, so verlockende Phrasen hatte sie niemals gelesen. Und durch die anziehenden Formen blickten noch anziehendere Geister. Verwun-

dert betrachtete sie zum ersten Male den holden Amor. Schön war der Kleine und liebenswürdig. Er hatte goldene Flügel, gewinnendes Lächeln und ein Wesen, das Adelgunden's Wesen durchschauerte. Bekümmert sah sie den Kleinen vor ernsten Geistern entfliehen, und eifrig weiter lesend, spähte sie nach dem Entflohenen. Reizender kam er wieder, Pfeil und Bogen in den Händen. Sie hielt die gefährlichen Waffen für kindliches Spielwerk und merkte nicht, wie Herr Amor mit sicheren Schüssen ihr Herz zu treffen begann.

Leise rauschten die Blätter. Scene um Scene flog dahin, und jede prägte ihren Geist in Adelgunden's weiches, empfängliches Gemüth.

Da traten, laut mahnend, die befleckten Kaffeeschaalen vor sie hin. Sie bat um Geduld. Nur ein Blatt noch, — eine Seite. Auch die Dämmerung legte Verwahrung ein. Adelgunde flüchtete an das Fenster. Enger und enger umstrickte sie Voltaire's Kunst.

Plötzlich schrack sie empor. Die Tritte der Mutter klangen im Wohnzimmer. Sie schob das Buch bei Seite, wie einen Gegenstand, den man vor den Augen der Mutter verbergen müsse. Sie that dies unwillkührlich, ohne Klarheit und Rechenschaft vor sich selbst.

„Du bist dennoch zurück, mein Kind?“ sprach die eintretende Mutter. „Die unerledigte Arbeit in der Küche ließ mich glauben, Du seist noch nicht da.“

„Eben kam ich, — Franziska hielt mich zu lange fest,“ und sie verbarg, den Tisch aufräumend, vor der Mutter ein verschämtes Gesicht.

Sie eilte in die Küche, flink das Versäumte erledigend. Allein ihr Geist war nicht bei der Arbeit. Bilder umgaukelten sie, und seltsame Empfindungen wogten durch ihre Seele.

Und als der Abend den kleinen Familienkreis vereinigte, da beschlich Adelgunde Langweile. Bedeutungslos schienen ihr die Reden der Aeltern und gar zu schlicht; denn die Musik der Dichtung klang in ihrer Seele fort. Mit Ungeduld harrte sie des Augenblickes, der sie nach ihrem Zimmer wies. Und als dies endlich geschah, verschloß Adelgunde die Thüre, wie Jemand, der bei verbotenem Thun nicht ertappt sein will. Hastig griff sie nach dem Buche, ein buntes Gewoge schön gestalteter Geister umgab sie, in deren Anblick vertieft, sie den Abfluß der Zeit nicht gewahrte. Zuletzt versagte das abgebrannte Licht den Dienst, und Finsterniß legte die schwarze Hand über das Buch.

Adelgunde, im Innersten bewegt, suchte das Lager. Mächtig arbeitete die Phantasie, lebhaft umtanzten sie

lockende Bilder, aus denen Amors Gestalt vor allen Figuren hervortrat. Sogar das Abendgebet blieb unerledigt, — ein Fall, der einzig in dem jungen Leben stand.

Offrey's Liebespulver erwies sich demnach wirksam. Es schuf ein strafbares Geheimniß vor der Mutter, eine Lüge, und ein unterlassenes Abendgebet.

Lucifer und St. Michael.

Des Königs Studierzimmer hatte sechs Männern sich aufgethan. Die Wände des Zimmers sind mit Cedernholz getäfelt. Auf hohen Gestellen, die Hälfte einer Wand bedeckend, harren größtentheils philosophische Geister, in starken Einbänden verschlossen, der Erlösung. Alle Bücher sind in französischer Sprache geschrieben, weil deutsch der preußische König sehr schlecht versteht.

Die sechs Männer sitzen um einen großen Tisch. Friedrich glänzt, dem bevorstehenden Kampfe zu Ehren, in kostbaren Gallakleidern von Gold- und Silberstoffen. Sogar das Haupt trägt er entblößt, was sonst nur bei Tische geschieht, und wenn er den Filz mit der bescheidenen Schlafhaube vertauscht.

Auch die übrigen Herren kleidet ihr bester Staat, — Marquis d'Argens ausgenommen, der in Feldzügen Gicht und Rheuma sich zugezogen. Er ist mehr für Wärme, als prächtige Tracht besorgt. Er trägt zwei

Röcke übereinander und auf dem Kopfe eine dick wattirte Mütze, — letztere das unausgesetzte Stichblatt für des Königs satyrische Laune.

Auf dem Tische steht eine goldene Platte. Sie trägt stolz Voltaire's Arbeit.

In den Zügen der Männer liegt bange Erwartung. Sie alle fühlen den Ernst dieser Stunde und die Tragweite ihrer Entscheidung. Gelingt es, Friedrich II. zum Abfalle von Gott zu bringen, so steht bei der gewaltigen Kraft dieses Herrschers, eine vollständige Umwälzung aller Verhältnisse in Aussicht, welche der Glaube an Gott erzeugte und mittelbar hervorgerufen.

Dem Fürsten mochte die Bedeutung verborgen sein, welche die Verschworenen zum Sturze der Religion gerade ihm zugedacht. Indem er dem Kampfe gegen die Gottheit beiwohnte, folgte er vielleicht absichtslos einem Drange zur Spekulation.

„Sie kennen meinen Geschmack für die Philosophie," schreibt der König. „Er ist bei mir eine wahre Leidenschaft, er begleitet mich unabläſſig auf allen meinen Schritten. Einige Freunde, welche diesen meinen überwiegenden Geschmack kennen, unterhalten mich oft mit spekulativen Gegenständen aus der Physik, Metaphysik oder Moral; es sei nun, weil sie selber daran Ver-

gnügen finden, oder, um sich nach meinem Geschmacke zu richten [1])."

Des Königs Theilnahme an der gewaltigen Geisterschlacht darf mithin als Geschmacksache betrachtet werden. Sein Wesen, zum Verneinen geneigt, fand hohen Genuß darin, sogar die Gottheit von einem Manne bekämpft zu sehen, den er für den größten Geist des Jahrhunderts hielt.

Nicht so unbefangen betrachteten Voltaire und seine Verbündeten die Lage. Die Arbeit des großen Patriarchen aller Freidenker setzte kühn und verwegen die Entscheidung auf die Spitze des Schwertes. Sie war ein scharfer Streich, in der Absicht geführt, den Monarchen zu trennen von aller geoffenbarten Religion. Mißlang der Streich, so fiel er theilweise auf Jenen zurück, der ihn geführt. Friedrich's Meinung von der Sicherheit spekulativer Freidenkerei war vernichtet, der erleuchtete Patriarch von Irrung nicht frei, und der unbezwungene Gott der Christen schied den König für immer von Voltaire's Richtung vollendeter Gottlosigkeit.

Der Patriarch mochte die Klippen und Riffe betrachten, die sein Schiff bedrohten, schmuck ausgerüstet, den König dem Reiche des Fanatismus zu entführen.

1) Friedrich's II. hinterlassene hist. Werke. B. VI. S. 171.

Jede Bewegung verrieth Unbehagen, vorzüglich dann, wenn er auf Maupertuis hinschielte, der in sicherer Haltung den Ausbruch des Kampfes erwartete.

La Mettrie, des Königs Vorleser, hatte das Manuscript von der Platte genommen. Er las feierlich langsam, als sei ihm die Aufgabe geworden, Orakelsprüche des Gottes von Delphi zu verkünden. Bei jedem Absatze hielt er einige Secunden inne, den Hörenden zur Ueberlegung.

„Von dem Ursprunge Gottes."

„Ein alter Denker, Cicero, schreibt: „„Es gibt nichts, worüber sowohl Gelehrte, als Ungelehrte mehr streiten, als über das Wesen der Gottheit. Da ihre Meinungen so verschieden und einander so widersprechend sind, so ist es allerdings möglich, daß keine derselben die richtige sei, — jedenfalls ist es unmöglich, daß mehr als eine derselben wahr sei.""

„Ein noch älterer Denker, Plutarch, sagt: „„Es ist leichter, Städte ohne Mauern, ohne Häuser, ohne Könige, ohne Reichthum und ohne Wissenschaft zu finden, als eine Stadt, die keine Tempel und keine Götter hätte, die von Gebeten, Eidesformeln und Opfern nichts wüßte.""

„Das höchste Alter des Götterglaubens ist unbestreitbar. Wie entstand dieser Glaube?"

„Alle Völker waren Jahrhunderte hindurch das, was heute noch die Bewohner der südlichen Küsten von Afrika, verschiedener Inseln und die Hälfte der Amerikaner sind. Diese Völker haben gar keinen Begriff von einem einigen Gott, der Alles gemacht hat, der an allen Orten gegenwärtig ist, und sein Dasein, von Ewigkeit her, aus sich selbst hat."

„Die Kaffern wählen zu ihrem Schutzgott ein Insekt, die Neger eine Schlange. Bei den Amerikanern beten einige den Mond, andere einen Baum an."

„Um zu wissen, wie alle diese Verehrungen, oder diese Aberglauben, entstanden sind, muß man, wie mich dünkt, dem Gange des sich selbst überlassenen Menschenverstandes nachspüren. Eine Dorfschaft halbwilder Menschen sieht die Früchte zu Grunde gerichtet, von denen sie sich zu nähren denkt. Einige ihrer Hütten werden von der Wasserfluth weggerissen, die übrigen vom Blitze angezündet und zerstört. Wer hat ihnen diesen Schaden zugefügt? Von ihren Mitbürgern kann es keiner gethan haben; denn alle leiden auf dieselbe Weise. Also war es irgend eine verborgene Macht, welche sie mißhandelte, und welche ausgesöhnt werden muß. Wodurch ist die Aussöhnung zu bewerkstelligen? Dadurch, daß sie jener Macht dienen, wie man Diejenigen zu bedienen pflegt, denen

man gefallen will, nämlich durch Anbietung kleiner Geschenke. In der Nachbarschaft hält sich eine Schlange auf; das kann wohl die Schlange gethan haben. Man setzt ihr also Milch vor den Eingang ihrer Höhle. Von dem Augenblicke an ist sie heilig. Man ruft sie um Beistand an, wenn man eine benachbarte Dorfschaft bekriegen will, welche ihrerseits wieder einen andern Schutzgott erwählt hat."

„Andere kleinere Völkerschaften befinden sich in dem nämlichen Falle. Weil sie aber in der Nähe keinen Gegenstand finden, der ihnen Furcht einjagt, oder sie zur Anbetung reizt, so nennen sie das Wesen, welches sie des erlittenen Schadens wegen in Verdacht haben, mit dem allgemeinen Namen: Herr, Meister, Herrscher."

„Wir finden, daß viele Nationen keinen andern Gott kannten, als den Meister, den Herrn. Das war Adonai bei den Phöniziern, Baal, Melkam, Hadad bei den Völkern in Syrien."

„Jeder Staat bekam also mit der Zeit seine Schutzgottheit, ohne einmal zu wissen, was ein Gott ist, und ohne einmal den Gedanken sich einfallen zu lassen, daß der benachbarte Staat nicht ebenso, wie er, einen wahren Schutzgott haben sollte. Denn wie konnte man denken, wenn man selbst einen Herrn hatte, daß andere nicht auch einen hätten? Es kam nur darauf

an, zu wissen, welcher von so vielen Herren, Meistern, oder Göttern, die Oberhand behalten würde, wenn die Nationen mit einander kämpften."

„Dies war unstreitig der Ursprung jener so allgemein und so lange Zeit angenommenen Meinung, daß jedes Volk von der für sich gewählten Gottheit beschützt würde. Diese Meinung war bei allen Menschen so tief eingewurzelt, daß man dieselbe, in weit späteren Zeiten, von den Juden selbst angenommen findet. Jephta sagt zu den Ammonitern: „Besitzt ihr nicht mit Recht das, was euer Herr Chamos euch gegeben hat? Lasset uns also auch das Land besitzen, welches unser Herr Adonai uns verheißen hat [1])."

Immer weiter dehnte sich die Abhandlung. Endlich kam ein Abschnitt. La Mettrie hielt inne.

Friedrich war mit gespannter Aufmerksamkeit der Vorlesung gefolgt. Jetzt blickte er forschend auf Maupertuis, der ein feines Lächeln in den geistreichen Zügen trug.

„Ich habe vorläufig nur eine Bemerkung zu machen," sprach der Gelehrte. „Das Resultat Ihrer Forschungen, Herr von Voltaire, ist die Thatsache, daß alle Völker, sogar die rohesten, an Gott glauben, daß es niemals ein Volk gab ohne Gott. — Und Ihre Folgerung aus dieser Thatsache?

1) Voltaire's sämmtl. Schrft. B. IV. S. 20. ff.

Sie ist wunderlich im höchsten Grade! Sie behaupten, alle Völker seien übereingekommen, dem Aberglauben und der Thorheit zu huldigen."

„Das habe ich nicht behauptet," stieß Raton hervor.

Maupertuis griff kaltblütig nach dem Manuscripte.

„Sie behaupten wörtlich, mein Herr," — und der Mathematiker las: „„Man könnte dicke Bücher über diesen Gegenstand schreiben; aber alle diese Bücher laufen auf die wenigen Worte hinaus, daß das menschliche Geschlecht, im Ganzen genommen, sehr lange Zeit dumm und schwachsinnig, diejenigen aber vielleicht unter allen die dümmsten gewesen sind, welche diesen abgeschmackten Fabeln einen Sinn beilegen und Vernunft in der Thorheit finden wollten [1]."" Sie nennen mithin den Götterglauben „abgeschmackte Fabeln," und Jene „die dümmsten" aller Menschen, „welche diesen abgeschmackten Fabeln einen Sinn beilegen und Vernunft in der Thorheit finden wollen." — Sie sehen, ich habe Ihnen keine Behauptung unterschoben, die Sie nicht gemacht hätten."

„Dennoch haben Sie das gethan!" rief Voltaire erregt. „Sie verdrehen meine Worte. Meine Ver-

1) Voltaire's sämmtl. Schrft. B. IV. S. 30.

urtheilung trifft nur den Unsinn des Götzencultus, nicht den Glauben an Gott."

„Auch diese Ausflucht hilft nicht aus der Klemme," sprach der rücksichtslose Gelehrte. „Ihre Abhandlung stellt den Glauben an Gott so hin, als sei er eine Folge „der Furcht und der Dummheit." Ich richte die Frage an Sie, Herr von Voltaire, wie „Furcht und Dummheit" gerade zu dem nämlichen Resultate, — zu dem Glauben an Gott führen konnten? Ich meine, „Furcht und Dummheit" müßten zuweilen doch auf etwas Anderes geführt haben, und nicht immer auf ein höchstes Wesen. Erwägen Sie, daß Stämme, abgeschlossen von jeder Verbindung mit anderen Völkern, auf Inseln lebend, Gott dennoch kennen. Woher dieses Wissen von Gott bei allen ohne Ausnahme? Woher diese merkwürdige Uebereinstimmung? — Sie entgegnen: Furcht und Dummheit haben den Glauben an Gott gelehrt! Und ich frage: wie kamen „Furcht und Dummheit" gerade immer auf ein höchstes Wesen? — In Bildung und Sitten gehen die Völker weit auseinander, — in dem Glauben an Gott stimmen sie alle wunderbar zusammen. Allen Völkern scheint der Glaube an Gott ein ebenso nothwendiges Bedürfniß, wie die Befriedigung des Durstes und des Hungers. — Wie wollen Sie diesen geheimnißvollen Einklang erklären?"

Der Gefragte rückte verlegen auf dem Stuhle. Friedrich sah verwundert auf den großen Philosophen, der vergebens nach Auswegen suchte. Zuletzt griff er, wie ein Ertrinkender, nach einem Strohhalme.

„Diese Uebereinstimmung ist ein Spiel des Zufalles," sagte er.

Maupertuis zuckte bedauernd mit den Achseln.

„Bei wissenschaftlichen Erörterungen," sprach er, „ist das nichtssagende Auskunftsmittel des „Zufalles" ohne alles Gewicht. Alle Völker des Erdballes tragen das Bewußtsein von der Existenz eines höchsten Wesens in sich. Abgeschmackt wäre es, den „Zufall" dieses Wunder wirken zu lassen."

Voltaire biß die Lippen zusammen. Charnier eilte dem verlegenen Meister zu Hilfe.

„Vielleicht ist der Herr Präsident im Stande, dieses unerwartete Räthsel zu lösen."

„Die Lösung bewegt sich keineswegs auf dem Gebiete der Räthsel, sondern auf jenem der Wissenschaft," antwortete Moreau mit mathematischer Kälte. „Und auf die Frage, nach dem Ursprunge der Allgemeinheit des Glaubens an Gott, hat die Wissenschaft allerdings eine Antwort. Ich fasse mich kurz. Der Menschengeist erkennt sich selbst, und alle Dinge außer ihm, als endlich und beschränkt. Dieser Erkenntniß

entsprang das uralte Sprichwort: „Nichts Vollkommenes gibt es auf Erden.“ Das Bewußtsein aber von der Unvollkommenheit und Endlichkeit aller Dinge, beweißt eben, daß der Begriff des Unendlichen im Menschen liegt. Läge dieser Begriff nicht im Menschengeiste, so könnte er alles übrige Sein, außer dem Unendlichen, nicht als endlich und beschränkt erkennen. Gerade das Bewußtsein von der Unendlichkeit liefert den Maßstaab und den Gegensatz des Beschränkten und des Endlichen. Kurz — der Begriff des Unendlichen, die Gottes-Idee, ist jedem Menschen angeboren. Sogar die Bibel lehrt dieses durch die bildliche Darstellung, daß Gott dem Menschen die Seele einhauchte. Das Körperliche an dem Menschen ist irdischer Stoff, der Geist aber ist aus Gott, Gotteshauch. Und diesen Ursprung aus dem Unendlichen kann der Menschengeist niemals vergessen. Daher die Erscheinung, daß jedes Volk seinen Gott haben muß, weil eben das Gottesbewußtsein im Wesen des Menschen unverwüstlich lebt. — Ich gebe zu, daß äußere Naturerscheinungen dieses Gottesbewußtsein wecken und hervorlocken. Läge aber der Begriff des Unendlichen nicht in dem Menschen, so könnte weder die sichtbare Natur, nicht einmal „die Furcht und die Dummheit“ alle Völkerstämme zur Gotteserkenntniß bringen.“

Der König nickte beistimmend. Voltaire bemerkte das Nicken und verwünschte Maupertuis.

„Wenn die Gottesidee allen Menschen inne wohnt," fragte La Mettrie, „woher die Gottesläugnung? Wie ist der Atheismus möglich?"

„Ich gebe Ihnen die Antwort in der Frage: Da es eine Wahrheit gibt, woher der Irrthum? Der abgeschmackteste unter allen Irrthümern ist der Atheismus. Alles Geschaffene gibt Zeugniß vom höchsten Wesen. „Jeder Strohhalm beweist Gottes Dasein," — hat schon ein alter Philosoph gesagt. Jeder Mensch von gesunden Sinnen, muß den Schöpfer in der Schöpfung finden. Die Gesetze in der Natur, angefangen von der Großartigkeit des Planetensystems, bis hinab zur Gliederung des einfachsten Insektenkörpers, verurtheilen die Läugnung eines allmächtigen Schöpfers."

La Mettrie, den Voltaire den „Hof-Atheisten Seiner preußischen Majestät" nannte, kam in Bewegung.

„Der Wahn ist auf Ihrer Seite, Herr Präsident," rief er. „Die Werke Ihres Schöpfers sind weiter nichts, als Ergebnisse zufälliger Naturbildungen."

Der Gelehrte würdigte den Herrn keiner Antwort. Marquis d'Argens hingegen verdroß der Blödsinn.

„Das ist eine Ansicht," sagte er, „welche in die

Atmosphäre des Irrenhauses gehört, nicht aber in den Kreis denkender Männer."

La Mettrie schnellte vom Stuhle empor und fuhr wüthend auf Boyer los.

„Sie haben mich beleidigt, — Sie haben mir eine Grobheit an den Kopf geworfen. Augenblicklicher Widerruf, — oder," — und die Fäuste des zornigen Mannes ergänzten das Uebrige.

Der König gebot Ruhe.

„Gelassen, Mettrie! Zurück auf den Stuhl. Fällt Ihnen Raison schwer, sollen zwei handfeste Kammerlakaien den tollen Herrn zur Ordnung bringen. — Boyer hat Recht. Ich mache seine Behauptung zu der meinigen."

La Mettrie, seiner nicht mächtig, fuhr nach dem Kopfe, riß die Perücke herab und schleuderte sie gegen die Wand. Die Seltsamkeit des Benehmens fiel nicht auf. Man kannte den exaltirten Menschen.

Herr Offrey aber, nachdem er wenigstens die Perücke seiner Wuth zum Opfer gebracht, sank kahlköpfig in den Stuhl.

„Der Atheismus kann nicht Gegenstand einer Erörterung bilden," sagte Voltaire, Mettrie einen bedeutsamen Blick zuwerfend. „Die Gottesläugnung ist ein Faustschlag in das Angesicht der Weltgeschichte

und eine Verhöhnung der gesunden Vernunft. — Haben Sie die Güte, Herr de la Mettrie, weiter zu lesen."

In schöner Form bewältigte Herr von Voltaire den göttlichen Stoff. Blendend waren die Phrasen und entzückend die Satyrsprünge des witzigen Philosophen. Mit feinem Takte wurde der Christengott entthront, und das höchste Wesen christenthumsfeindlicher Philosophie, unter Brillantfeuer sprachlicher Darstellung, erhoben. Sogar La Mettrie, der geistesrohe Bauchmensch, war entzückt. Wie Honig flossen die Worte über seine Lippen. Charnier vergoß Thränen der Rührung. Marquis d'Argens lauschte fast athemlos und erkannte mit Bewunderung die Meisterschaft, Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, oder sie mit überraschenden Wendungen zu verdecken.

Der König rührte sich nicht. Sein Haupt ruhte auf der Hand, die zusammengezogenen Brauen offenbarten, daß er ungetheilt dem Vortrage folge.

Und Moreau von Maupertuis?

Der Mann saß ungerührt und kalt. Vergebens verschwendete Voltaire alle Kunst, vergebens klingelten goldene Phrasen, vergebens kitzelten geistreiche Witze. Zuweilen lächelte der Mathematiker, — ja! Aber das Lächeln galt dem Geschicke, über Hindernisse

geschmeidig hinweg zu schlüpfen, und über Abgründe, die nur tiefes Denken erforscht, verwegene Brücken zu schlagen. Es geschah auch, daß sich des Gelehrten Stirne finster zusammenzog und Blitze aus seinen Augen fuhren.

Der Vorleser hatte das letzte Wort gesprochen. Tiefe Stille herrschte im Kreise. Voltaire sah forschend auf den Monarchen und scheu auf Maupertuis.

„Herr von Voltaire," begann der König, „Ihre Arbeit ist prachtvoll und ein Verdienst für den Fortschritt vernünftigen Denkens. Sie verstehen es, zu fesseln. Ihre Form umstrickt und blendet den Geist. Man vergißt, was Sie sagen wollen, und hat nur Aufmerksamkeit dafür, wie Sie es sagen. — Den wissenschaftlichen Werth Ihrer Arbeit zu bestimmen, maße ich mir nicht an. Der Herr Präsident der Akademie wird sein competentes Urtheil nicht versagen."

„Sire, ich bitte, das Urtheil über die Arbeit des Herrn von Voltaire für mich behalten zu dürfen."

Der Fürst sah verwundert auf den Gelehrten.

„Ich begreife Sie nicht, mein Herr! In meinen Staaten wird ein Gott angebetet, der ein Phantom ist, eine Erfindung groben Pfaffentruges. So viel ist mir klar geworden durch die Arbeit des Herrn von

Voltaire. Mit dem Glauben an diesen Gott hängt die ganze sociale Ordnung zusammen. Sie dürfen von meinem Muthe erwarten, daß ich den alten Gott mit seinem ganzen Anhange in Kirche, Schule und öffentlichem Wesen aus Preußen vertreiben werde, sobald in mir die Berechtigung der neuen Gottheit fest steht. Die Anerkennung des Gottes der Vernunft hat zur nothwendigen Folge, daß eine friedliche Revolution die Welt ebenso umgestalten muß, wie der Christengott die heidnische Welt umgestaltet hat. Die Sache ist ernst, — sehr ernst!"

„Der Ernst der Frage entgeht mir nicht," versetzte Moreau. „Klar sind mir auch die tief eingreifenden Wirkungen der Frage in das ganze gesellschaftliche Leben. Dennoch fällt mir ein Votum über die Arbeit schwer, weil es schneidend ist und verletzen muß, soll es bestimmt und ausführlich sein."

„Keine Rücksichten, Herr Präsident!" ermuthigte der Fürst. „Sitzen Sie zu Gericht, — halten Sie strenges Gericht!"

Der Gelehrte griff nach dem Manuscripte. Die Hand, welche es von der goldenen Platte nahm, erhielt in Voltaire's erregten Blicken die Form von Adlerklauen.

Herr Moreau suchte in dem Manuscripte. Rasch

fand er die Stelle, strich mit der Hand darüber hin, und sein Auge hob sich langsam zum harrenden Verfasser. Ueber der Stirne des Gelehrten trieben schwarze Wetterwolken zusammen, und Geister, mit scharfen Waffen, leuchteten aus Blick und Mienen.

„Herr von Voltaire, Sie haben eine Materie von der höchsten Wichtigkeit behandelt," begann er mit Würde. „Ja, die ganze sociale Ordnung ruht auf dem Glauben an einen persönlichen Gott. Sie läugnen die Existenz eines persönlichen Gottes. Das nennen Sie: „Fortschritt der Wissenschaft, — gesundes Denken, — Befreiung von der Bethörung des Aberglaubens." Mit Aufbietung aller Kraft, erstreben Sie die Verbreitung dieses Fortschrittes der Wissenschaft. Gut, — bilden Sie ein Volk von Gottesläugnern. Reißen Sie Kirchen und Altäre zusammen, — und Ihr „gesundes Denken" ist die Mutter der allgemeinsten, furchtbarsten Revolution. Aber bei den Altären wird die Revolution nicht stehen bleiben, — auch Throne wird sie verschlingen," — dies sprach er mit starker Betonung und einem Blicke auf den König.

„Herr Präsident," rief Voltaire wüthend, „das ist eine Verdächtigung meiner Absichten."

„Ich habe von den Folgen Ihrer Philosophie ge-

sprochen, und nicht von Ihren Absichten," sprach der Gelehrte mit Haltung. „Ihre geheimen Absichten gehen mich nichts an. Mit Ihrer Philosophie habe ich es zu thun, und diese ist voll Widersinn. Sie ist unwissenschaftlich, unvernünftig und abgeschmackt."

Wie zerplatzende Bomben fielen diese Worte mitten unter die Tafelrunde.

„Unerhört, — überaus beleidigend," stieß Charnier hervor.

Marquis d'Argens schrack zusammen, als sei ihm ein Bombensplitter in den Schenkel gefahren.

Der König saß mit leuchtenden Augen und erregten Zügen. Den Krückenstock hielt er fest umspannt, wie es in Schlachten geschah, wenn die blutige Entscheidung drängte.

Voltaire lachte. Aber dieses Lachen war gräßlich und abschreckend. Seine glühenden Blicke verschlangen den unerbittlichen Feind, und sein häßliches Gesicht war zur höhnenden Fratze verzerrt.

La Mettrie war fluchend vom Sitze aufgefahren, warf wilde Blicke umher, und lief schließlich nach seiner Perücke, die kahle Blöße zu bedecken.

Maupertuis sah ruhig in die Gährung und noch geistreicher wurden seine Züge.

„Was ich gesagt habe, wird bewiesen," fuhr er

fort. „Herr von Voltaire behauptet: „„Gott ist das absolute Sein. Er ist das Unendliche, das All. Sein Wesen ist unbeschränkt und ewig. Er ist der Urgrund aller Dinge. In Gott liegt der dunkle Trieb, die eigene Natur zu entwickeln, um Alles, was in ihm liegt, hervortreten zu lassen. Gott ist jene Kraft der Natur, die sich in alle Geschöpfe ergießt. Um es kurz zu sagen: Gott ist die ewig schaffende Natur."" — Was Sie da lehren, mein Herr, ist weiter nichts, als jener Pantheismus alter Völker, deren Gottesbegriffe Sie selbst „abgeschmackte Fabeln ohne Sinn und Vernunft" genannt haben. — Gehen wir näher ein. Sie sagen: Gott sei unendlich, — die Natur sei Gott. Zur Natur gehört auch jene Fliege, die eben über den Tisch läuft. Da nun die Natur Gott ist, so müßte jene Fliege mindestens ein Stück Gott sein."

„Das ist in der That abgeschmackt," rief Voltaire. „Nicht das Einzelne in der Natur ist Gott, sondern die Natur in ihrer Gesammtheit. Jedes einzelne Glied in der Natur ist endlich, hinfällig, beschränkt, weil es eben nur einen Theil des Ganzen bildet. Aber alle Wesen in der Natur zusammen, das All der Dinge, das ist das Unendliche, das Unbeschränkte, das Absolute, — Gott."

„Sie behaupten demnach, das Einzelne in der Natur sei „endlich", die Zusammensetzung des Einzelnen aber zu einem Ganzen, das sei „unendlich." Nicht so?"

„Ja, mein Herr!"

Maupertuis lächelte.

„Das ist, gelinde gesagt, ein Widerspruch," fuhr der Gelehrte fort. „Die Natur, das All, soll „endlich" und zugleich „unendlich" sein. Wie ist das möglich? Widerspricht das nicht jedem logischen Denken? Alle einzelnen Theile der Natur sollen getrennt „endlich," zusammengesetzt aber „unendlich" sein. Dagegen protestirt der gesunde Menschenverstand, welcher findet, daß zusammengesetzte Endlichkeiten immerfort Endlichlichkeiten bleiben müssen. Mein Herr, Sie haben den Begriff „des Unendlichen" offenbar nicht bedacht. Schreiben Sie eine Reihe von Zahlen, welche reicht von der Erde bis zur Sonne. Erfüllen Sie das ganze Universum mit Zahlen, — sie werden „das Unendliche" nicht ausdrücken. „Das Unendliche" läßt sich eben in Zahlen nicht fassen, vom Raume nicht einschließen. Es ist ohne Anfang, ohne Ende, ohne Beschränkung, ohne Grenze. Wie können nun Dinge, welche entstehen und vergehen, „das Unendliche" bil-

den? Was anfängt, wie kann es ewig sein? Was aufhört, wie kann es unendlich sein?"

„Das sind Sophismen," erklärte Voltaire. „Nehmen wir die Sache praktisch. Einen Theil der Natur bildet der Baum. Der Baum entstand aus einem Saamenkorn, und das Saamenkorn wurde von einem Baume hervorgebracht. So geht es fort. Hier ist Entstehen und Vergehen, aber dies Entstehen und Vergehen hört nie auf, fängt nie an, es ist ewig, unendlich. Jeder Baum ist einzeln geworden und einzeln vergeht er, — allein er bildet das Glied einer Reihe, die unendlich ist. Und so ist's mit allen Dingen in der Natur."

„Abermals ein Widerspruch, mein Herr," entgegnete Maupertuis. „Sie reden von einer unendlichen Reihe, — der Mathematiker könnte eben so gut von einem runden Dreieck reden. Wie entsteht eine Reihe? Dadurch, daß zum Zweiten, Dritten, ein Fünftes, Sechstes, Hundertstes, Millionstes und so fort, hinzutritt. Wo aber ein Zweites und Millionstes ist, da muß auch ein Erstes sein, — das heißt: die Reihe muß angefangen haben. Machen Sie die Reihe so lange, als Sie wollen, — immer werde ich fragen: woher der erste Baum? die erste Pflanze? das erste Thier? Was aber anfängt, ist nicht „unendlich;"

denn „das Unendliche“ hat niemals angefangen. Im Wesen „des Unendlichen“ liegt kein Erstes, Hundertstes, Millionstes. Ebensowenig kann das Unendliche aufhören. Dort jener Baum,“ und er deutete durch das Fenster in den Park, „ist der letzte in seiner Reihe. Mit ihm hat die Reihe, in der er steht, thatsächlich ein Ende, — was aber ein Ende hat, kann nicht unendlich sein. Und so ist es, wie Sie richtig bemerkten, mit allen Dingen in der Natur. Alles entsteht und vergeht. Alles ist einmal geworden. Dieses Schloß ist geworden, Potsdam ist geworden, jedes Thier, jede Pflanze ist geworden und muß geworden sein, weil es aufhört; denn nur das ist nicht geworden, was niemals aufhört. Nun ist klar, daß jedes gewordene Ding nicht durch sich selbst geworden sein kann; denn was nicht ist, kann nicht wirken. Ebenso klar ist, das Alles gewordene nicht ewig oder unendlich sein kann; denn das Ewige kann niemals geworden sein. Da nun alle Dinge in der Natur, nach ihrem Ausdrucke eine Reihe von Entstehen und Vergehen bilden, — da ferner im Wesen jeder Reihe Anfang und Ende liegt, so folgt hieraus, daß die ganze Natur einmal geworden sein muß. Und durch was ist die Natur geworden? Durch das, was niemals geworden ist, durch das Unendliche, Absolute,

durch Gott. Ergo: die Natur kann Gott nicht sein, weil sie in allen ihren Theilen mithin auch im Ganzen endlich und geworden ist."

„Ausgezeichnet!" rief der König. „Bin ganz befriedigt und vollkommen einverstanden."

„Herr von Maupertuis," sagte Boyer lachend, „Ihre Logik ist unbarmherzig. Sie haben den Pantheismus erwürgt."

Voltaire hing den Kopf, fuhr mit der Hand über das brennende Gesicht und biß in die Lippen.

Seit einiger Zeit rückte La Mettrie ruhelos auf dem Stuhle, es zwickte ihn etwas. Jetzt benützte er rasch die Pause.

„Ich habe eine Bemerkung zu machen. Sie sagten, Herr Präsident, „was anfängt, kann nicht ewig sein." Dies spricht ganz für mein System von der menschlichen Seele, die von dem nämlichen Stoffe ist, wie die Seelen der Thiere. Es gibt keine Seele, die ewig fortlebt, und kann keine geben, weil alle Seelen einmal angefangen haben."

„Sehr interessant," sprach der König. „Auch mir will die Unsterblichkeit der Menschenseele nicht einleuchten, weil das nicht ewig sein kann, was angefangen hat."

„Herr de la Mettrie, haben Sie die Güte mir zu

sagen, wann die Menschenseele anfing zu existiren?“ fragte Moreau.

„In dem Augenblicke, als sie Gott erschuf. Die Bibel selber sagt, Gott habe aus Lehm den Menschenleib gebildet und ihm die Seele eingehaucht.“

„Gut, — in „dem Einhauchen“ liegt Ihre Widerlegung,“ versetzte Maupertuis. „Das Einhauchen“ drückt aus, daß die Seele aus Gott ist. Was aber dem göttlichen Wesen entsprang, das hat niemals angefangen, weil es von Ewigkeit in Gott lag. Der Geist gehört nicht der Materie an, welche durch das Wort geschaffen ist. Der Geist ist göttlichen Wesens, weßhalb die Bibel sagt: wir sind göttlichen Geschlechtes.“

„Sehr gewagt,“ entgegnete Boyer. „Lag die Seele ewig in Gott, ist sie ein Theil seines Wesens, dann wäre sie selbst Gott.“

„Nein! Gott ist ewig aus sich selbst und durch sich selbst. Die Menschenseele ist aber nicht ewig aus sich selbst und durch sich selbst, — sie ist aus Gott und durch Gott. Sie ist ein Geschöpf Gottes. — Sodann, meine Herren, dürfen wir von der Allmacht erwarten, daß sie ebenso gut theilbare — das heißt endliche, wie untheilbare — das heißt endlose Creaturen zu erschaffen vermag.“

Boyer dachte eine Weile, dann nickte er beistimmend.

La Mettrie sperrte den Mund weit auf, und der König sah mit Achtung auf den Gelehrten.

Der Kritiker war noch nicht fertig. Wieder suchte er in dem Manuscripte, wieder strich er mit der flachen Hand über die gefundene Stelle, und abermals zogen finstere Wetter auf der Stirne zusammen.

„Herr von Voltaire hat die Güte, die Bequemlichkeit des Pantheismus hervorzuheben. Hören Sie, meine Herren! Vorzüglich bitte ich Ihre Majestät, der Sie ein gerechter König sein wollen, die Worte des Herrn Verfassers zu würdigen. — „„Da nun die Natur Gott ist, somit jedes Wesen in der Natur einen Theil der Gottheit bildet, so ist jede Handlung des Menschen etwas Göttliches. Ein Wahn ist der Glaube an die Individualität. — Es gibt keine selbstständige Persönlichkeit im ganzen All. Es gibt keine Freiheit der Bestimmung. Pflanzen, Thiere, Menschen sind nur Formen des zur Entwicklung gelangenden Welt-Gottes. Auch Gedanken und Neigungen der Menschen liegen keineswegs in ihm, als in einer selbstständigen Persönlichkeit, — sie sind nur hervorbrechende Triebe des Unendlichen. Hieraus geht die Unverantwortlichkeit jeder That für den Menschen hervor. Die Lehre von Sünde und Laster ist Erfindung unduldsamer Priesterkasten. Es gibt überhaupt nichts Böses, weil

alles Geschehende mit Nothwendigkeit geschieht, und zur Entwicklung der großen Idee des Welt-Gottes dient.““ — Machen wir eine kurze Anwendung von dieser herrlichen Lehre! Fühlt ein Soldat in sich den Drang, davon zu laufen, so ist dieser Drang weiter nichts, als ein göttlicher Trieb des Naturgottes, welcher zum Durchbruche kommen will. Straflos ist der Soldat, weil er nicht freiwillig handelt, sondern mit Nothwendigkeit. — Sire, lassen Sie einen Ausreißer erschießen, so begehen Sie das größte Unrecht. Sie vergreifen sich an einem wirkenden Theile der Gottheit.“

Friedrich nahm eine Priese und bewegte mißvergnügt das Haupt.

„Fühlt ein Mensch den Drang, Jemand die Gurgel abzuschneiden, so ist auch dies ein göttlicher Trieb, ja sogar ein Gottesdienst; denn das Gelüsten zum Morde ist abermals göttlicher Drang. Und so ist es mit allen Gelüsten. Jedes Gesetz ist unberechtigte Einschränkung. Sire, — entlassen Sie die Richter, vernichten Sie alle Gesetze, schließen Sie alle Gefängnisse. Proclamiren Sie den Pantheismus in Ihren Staaten. Jedermann soll wissen, daß er Gott sei, unverantwortlich für sein Thun. Das Volk wird seine Schlüsse ziehen. Der Eid ist eine Thorheit, die staatliche Ordnung ist tyrannischer Zwang, das Eigen-

thum ist Diebstahl, der Richterspruch ist Despotie, und jedes Verbrechen ist erlaubt."

Er gab dem Manuscripte einen Ruck, daß es weit über den Tisch hinfuhr.

„Unhaltbar ist dieses System," sprach Marquis d'Argens. „Der Pantheismus besteht nicht vor der Vernunft. In das öffentliche Leben übertragen, müßte er das Grab aller gesellschaftlichen Ordnung sein."

„Ganz meine Ansicht!" versetzte der Monarch. „Sogar die bestechenden Erörterungen des Herrn von Voltaire können den Satz nicht retten: Die Natur ist Gott. Ich beklage die Unbrauchbarkeit dieser reizenden Arbeit für unsere Encyclopädie. „Ecrasèz l'infame" — steht auf unserem Banner. Es wird Ihnen nicht entgehen, daß die Veröffentlichung dieser Arbeit dem Fanatismus nützen würde."

Die letzten Worte galten zunächst Voltaire. Mit vieler Mühe hatte er den Grimm niedergedrückt, und konnte ruhig erwiedern:

„Dennoch ist meine Arbeit nicht werthlos für das erhabene Ziel unseres Bundes. Sie machte die Nothwendigkeit klar, den Gott des Christenthums nicht antasten zu dürfen."

„Sie gehen zu weit," versetzte Boyer. „Die Infame hat die ganze Majestät Gottes vernichtet. Sie

machte das höchste Wesen so tyrannisch, so grausam, so finster und pöbelhaft, als sie selbst ist. Der Philosophie bleibt die Aufgabe, Gottes Wesenheit in ganzer Reinheit wieder herzustellen."

Stumm nickten die Verschworenen Beifall. Die Tafelrunde löste sich. Der König, dem Drange zur Satyre folgend, nahte Voltaire.

„Sie haben es meisterhaft verstanden," sprach er, „für Lucifers alten schlauen Spruch: „Ihr werdet sein, wie Gott," — meine Bewunderung zu erwecken. Fast hätte ich dem Spruche geglaubt. Bereits schwoll mir der Kamm der Göttlichkeit. Da trat St. Michael," — und er deutete auf Maupertuis, „furchtbar gerüstet in den Kampf. Zürnend rief er in den Streit: „Wer ist, wie Gott!" Und von den zermalmenden Schwertschlägen St. Michaels getroffen, starb die schmeichelhafte Lüge eines jähen Todes. Ich beklage diesen Todesfall; denn er nimmt uns allen die Ehre, Götter zu sein."

„Niederlagen sind empfindlich," versetzte Voltaire boshaft. „Eurer Majestät ist das traurige Gefühl der Niederlage unbekannt, weil Sie keinem Feinde jemals unterlagen. Mir bleibt nur die Genugthuung, stehenden Fußes überwunden worden zu sein, ohne das Schlachtfeld verlassen zu haben."

Dem Fürsten ging der Stich in das Fleisch. Er dachte an seine Flucht bei Mollwitz.

„Sie haben Recht, Herr von Voltaire! Prügel und Ruthen waren nie nach meinem Geschmacke, darum suchte ich meinen Rücken dagegen zu schützen."

Die ganze Tafelrunde lachte, Voltaire ausgenommen, der Anspielungen auf die pariser Prügel mit Unlust ertrug.

„Auf Wiedersehen, meine Herren!" sagte Friedrich, und verließ das Zimmer.

Der niedergehaltene Grimm Voltaire's brach mit aller Macht los, sobald er die Schwelle seines Cabinettes überschritten. Wüthend raste er umher, warf Stühle um, schleuderte Bücher gegen die Wände, und gebährdete sich, wie besessen. Erschöpft sank er zuletzt in den Sessel. In den häßlichen Zügen lag kalter Haß und dürstende Rachsucht.

„Der Kapuziner, — verflucht sei er! Der Fahnenflüchtige, — der Schurke, — der Lumpenhund," und die gemeinsten Ausdrücke flutheten über die bebenden Lippen. „Er muß fallen! Vergeblich ist alle Mühe, so lange diese Natter an des Königs Brust liegt. Fallen muß er, — ich schwöre es!"

La Mettrie und Charnier traten ein.

„Im Grunde ist nichts verloren," sagte Charnier.

„Zum Sturze des Aberglaubens ist der Pantheismus kein nothwendiger Bundesgenosse.“

„Lassen wir die Gottheit in Ruhe,“ sagte Mettrie. „Sie wird uns im Kampfe gegen die Infame nicht stören.“

„Aber Maupertuis wird uns stören,“ warf Voltaire ein.

„Gut, — schlachten wir das Mondkalb,“ rief Mettrie lachend. „Es wird sich Gelegenheit bieten, ihm das Messer in den Hals zu stoßen.“

„Sitzen wir zu Rathe,“ sprach Raton. „Laßt uns Möglichkeiten suchen, zum Sturze jenes verfluchten Kapuziners. Stumpf sind unsere Waffen gegen die Infame, so lange ihm des Königs Ohr gehört.“

Und das Triumvirat saß rathschlagend, zum Sturze eines ehrenhaften Mannes.

Des Königs Tagesordnung.

Die Morgensonne streute zitternde Lichter über den Park von Sanssouci. Auf den Thürmen von Potsdam schlug es vier Uhr. In die Glockenschläge der Thürme mischte des Königs Weckuhr den mahnenden Ruf. Sie stand in der Nähe des königlichen Hauptes und schüttete einen langen Strom klingenden Gerassels über den Schlafenden. Vergebens. Der Fürst hatte tief in die Nacht hinein getafelt und hörte das Gebot nicht. Nur Biche, sein Lieblingshund, der immer bei ihm schlief, hob gähnend den Kopf.

Der Zeiger rückte vor, bis ein Viertel nach vier. In demselben Augenblicke öffnete sich leise die Thüre. Schöning, der Kammerlakai, sah spähend nach dem fürstlichen Lager und eilte, seines Herrn strenge Weisung zu erfüllen. Er trat zum Waschtische, tauchte ein Tuch in kühles Wasser und legte das Schreckmittel über des Schläfers Stirne. Der König fuhr auf, dehnte die Glieder und saß im Bette.

Schöning verschwand.

Auf dem Bette sitzend, zog der Monarch die schwarzen Sammetbeinkleider und die Stiefeln an. Dies geschah hastig; die verschlafene Viertelstunde sollte eingebracht werden. Sodann hüllte er die fürstlichen Glieder in einen kurzen hellblauen Rock, von kostbarem Stoffe und mit Silber reich gestickt.

„Hier!" rief der Monarch.

Abermals erschien der Kammerlakai, ein versiegeltes Päckchen in der Hand. Es kam, wie alltäglich, von dem ersten Cabinetsrathe in Berlin, und enthielt alle seit gestern eingelaufenen Bittschriften.

Friedrich saß vor einem Tische. Hinter ihm stand Schöning, den Zopf ordnend. Der Fürst sichtete die Briefe. Alle, die kein adeliges Wappen auf dem Siegel trugen, wurden bei Seite geschoben. Sie gingen zurück an zwei Cabinetsräthe, die Auszüge machten aus den wappenlosen Bittschriften, und sie dem Könige vorlegten. Die adeligen Bitten las Friedrich selbst und schrieb auf jede seine Bemerkungen.

Der Zopf war fertig, und auch der lesende Monarch. Das Waschen fand eine schnelle Erledigung.

Friedrich setzte den Hut auf, nahm den Krückenstock, ein kräftiges Rohr mit goldenem Griffe und reich mit Edelsteinen besetzt. Schöning verschwand, und in

steifer Haltung, militärisch salutirend, trat der Adjutant der Leibgarde ein. Er brachte Rapport über alle in Potsdam eingetroffenen Fremden. Die Zahl war dürftig und ließ den König unbefriedigt.

„Zwei Juden, — zwei Metzger, — einige wandernde Musikanten, — nicht einmal ein Käsehändler oder Lumpensammler. Armselig ist der Verkehr. — Woher die Musikanten?"

„Aus Böhmen."

„Das muß eingestellt werden! Die Kerle sollen in Böhmen Musik machen. Das Geld muß im Lande bleiben. Preußische Musikanten mögen wandern, — Ausländer nicht. Verstanden? Berichte Er an das Ministerium."

Der steife Mann ging.

Die General-Adjutanten erschienen. Sie waren noch steifer, als der Vorige. Sie erstatteten Bericht über die Armee. Der Kriegsherr vernahm, lebhaft interessirt, den Vortrag, und stellte Fragen über geringfügige Dinge.

„Die Mannszucht darf nicht erlahmen. Der Bürgerliche hat keinen Sinn für Ehre und Ruhm. Er dient aus Zwang und mit Verdruß. Nur der Adel besitzt Verständniß für den Ruhm und Liebe zu den Waffen. Dem Bürgerlichen muß straffe Zucht jene

Eigenschaften ersetzen. — Die Ausreißerei nimmt zu. Es müssen Alle genau erkundet werden, welche die Fahnenflucht begünstigen. Strengste Strafe ist zu exekutiren. Man jage die Lumpenkerle, die Hehler der Ausreißer nämlich, fünfzig, sechzig Male durch die Spießruthen, — so lange die Schurken es aushalten. — Unter den Rekruten sind oft störrige Lümmel. Sie lernen die Griffe und Bewegungen nicht, — weniger aus Dummheit, als aus Gleichgültigkeit. Prügel müssen nachhelfen. Ueberhaupt muß der Stock in Ehren bleiben."

Der König griff an seinen Hut. Die Generaladjutanten gingen.

Der Fürst begab sich in das Schreibzimmer. Dort harrte das Frühstück und zur Durchsicht die Küchenrechnung. Letztere mußte jeden Tag eine strenge Prüfung bestehen, ob sie mit den Lieferungen übereinstimmte.

Er trank einige Gläser Wasser, las die Küchenrechnung, verglich den genau beobachteten Inhalt der Platten und schüttelte mißvergnügt den Kopf. Schöning goß duftende Chocolade in die Tasse. Der Fürst las wiederholt die Rechnung und gelangte abermals kopfschüttelnd zum Schlusse. Die Summe für das

letzte Abendessen betrug fünf und zwanzig Thaler, zehn gute Groschen ein und ein Fünftel Pfennig.

„Impertinent!" stieß Friedrich hervor.

Er aß und trank. Schöning füllte zum zweiten Male die Tasse. Der Monarch schrieb unter die Rechnung:

„Gestohlen! Denn ungefähr hundert Austern sind auf dem Tische gewesen, — kosten vier Thaler. Die Kuchen zwei Thaler. Quappenleber einen Thaler. Der Fisch zwei Thaler. Die Kuchen auf Russisch zwei Thaler. Macht eilf Thaler, — das Uebrige gestohlen. Da ein Essen mehr gewesen ist, Häring und Erbsen kann einen Thaler kosten, — also was über zwölf Thaler, ist impertinent gestohlen. Friedrich [1])."

Er leerte die zweite Tasse, und die Butterbrode auf der Platte wurden immer weniger. Ein Schreiben seines Vertrauten, des Tresoriers Fredersdorf, lag vor. Der Vertraute schloß mit den Worten:

„Eure Königliche Majestät sind nicht lüderlich, dieses dient zu Eurer Königlichen Majestät kostbaren Gesundheit."

Die Majestät lächelte. Bei der dritten Tasse kam ein guter Gedanke. Er schrieb an Fredersdorf:

„Petit kann den Menschen schicken, und kann er

1) Vehse, Geschichte des preuß. Hofes. IV. Th. S. 37.

eine hübsche Hure mit kriegen, so ist es auch gut; denn die fehlet uns auch[1]."

Nach diesem löblichen Auftrage überreichte Schöning die Flöte, ein Instrument, auf dem es der König bis zur Virtuosität gebracht. Der Fürst liebkoste die Hunde, sprach zu ihnen und vertheilte Butterbrode. Die Vierfüßler, durch die königliche Gunst erfreut, machten weite Sätze durch das Zimmer, balgten sich und rissen nebenbei Stücke von den seidenen Gardinen. Friedrich sah lachend in das Treiben. Jetzt griff er zur Flöte. Kaum klangen die ersten Töne, als die Hunde die Ohren spitzten und lauschend niedersaßen. Der Flötist wandelte blasend hin und her. Schöner entwickelte sich das Spiel. Rein flossen die Töne, bald süß, wie ein heller Quell, bald stürmisch und nicht ohne Leidenschaft.

Seltsame Abnormität: — Friedrich II. und die Flöte!

Kein Instrument ist geschickter zum Ausdrucke idyllischer Empfindungen, keines mehr der Träger eines lauteren unbefangenen Gemüthes, als die Flöte. Wie kam Friedrich II., diese eiserne, despotische Natur, zur Verehrung der Flöte?

„Während des Flöteblasens," versichert der König,

---

1) Vehse, S. 49.

„kommen mir die besten Gedanken. Sie strömen zu unter den Wogen der Töne.“

Auch heute meditirte er. Zuweilen trat er an den Tisch und schrieb auf ein loses Blatt — Verse.

In kurzen Pausen wurde dem Obste verdiente Aufmerksamkeit, das in allen Zimmern fortwährend, Sommer und Winter, auf Spiegeltischen und Caminconsolen stand.

Es schlug neun Uhr.

Volle zwei Stunden hatte der Flötist meditirt.

Die Walze der Tagesordnung kündigte die Cabinetsräthe an. Sie traten in das Arbeitszimmer, Einer nach dem Andern, Alle in vollem Staate. Der Monarch hörte Referate aus allen Zweigen, gab Verhaltungsmaßregeln, zuweilen auch derbe Verweise. Die Räthe schrieben stehend Friedrichs Bescheide mit Bleistift wörtlich nieder.

Zehn Uhr.

Der letzte Rath war abgetreten. Der Kammerdiener puderte den König, der jetzt die gewöhnliche blaue Uniform anzog.

Von zehn bis elf Uhr gab Friedrich Audienzen. Sie fielen heute weg. Es hatten sich Bittende nicht angemeldet.

Von den Windspielen fröhlich umkreist, wandelte

Friedrich im Parke. Er sah nach seinen Lieblingen, den Zwergbäumen. Auch heute beschäftigte Waldheim die Jagd, aber nicht auf Würmer, sondern auf Rüsselkäfer, welche die zarten Früchte anbohrten.

„Das ist lobenswerth von Ihm," sprach der König. „Die Bäume gedeihen unter Seiner Hand. Wie gesund die Früchte, wie sauber die Stämmchen! Wie hat Er das fertig gebracht?"

„Ich habe die Stämmchen mit Seifenwasser gebürstet und gewaschen. Diese Behandlung entfernt zugleich Eier und Larven, welche unter der Rinde versteckt sind."

„Er ist ein Hexenmeister in der Baumzucht. Er macht sich verdient. Recht so!"

Der Monarch griff an den Hut und verließ den entzückten Parkinspector.

In weiten Sätzen sprangen die Windspiele um den gütigen Herrn. Sie fuhren durch Gebüsche, verwüsteten sorgsam gepflegte Blumenbeete, stürzten Töpfe um, und scharrten im Grunde. Den Monarchen erfreute das wilde Treiben. Frau Biche, fett und schwerfällig, keuchte gewaltig und keifte zähnefletschend gegen das junge zudringliche Volk. Friedrich nahm Partei für den Liebling und drohte mit dem Stocke der ungestümmen Jugend.

„Raison, ihr Racker! — Sei ruhig, Biche," sagte er schmeichelnd und streichelnd, „bist gescheidter, als die fünf zusammen."

Elf Uhr.

Der König lenkte nach dem Schlosse.

Zwei Adjutanten harrten zu Pferd der Ankunft des Monarchen. Lakaien hielten ledige Rosse. Herr von Voltaire trat grüßend heran.

„Ich hielt Ihre Bemerkung von gestern für Scherz," sagte Friedrich. „Sie wollen sich dem Staube des Exercierplatzes aussetzen?"

„Staub ist heute nicht zu fürchten, Sire! Der Himmel öffnete gestern seine Schleusen, wie zur Zeit des Noa. Er drohte mit einer zweiten Sündfluth, — das heißt, wenn die erste jemals stattgefunden."

„Den Fall müssen wir den Gläubigen überlassen," entgegnete Friedrich. „Thatsache ist nur, daß im Kasten des Noa das Eselsgeschlecht stark vertreten war, und durch alle Zeiten sich gedeihlicher Fortpflanzung erfreut. Lassen wir also die Esel von ihren Erlebnissen im Kasten Noa's schwatzen."

Die Adjutanten lächelten. Der verhöhnte Bibelbericht fiel nicht auf. Aus dem Munde des fürstlichen Philosophen klang der religiöse Hohn nicht mehr überraschend, — selbst nicht gegen das Heiligste.

Den König selbst freute der Einfall. Er wußte, daß heute noch in Potsdam die Esel der Sündfluth umgingen, und morgen in ganz Berlin. Er wußte auch, daß sein landesherrliches Beispiel sehr Viele zur Nacheiferung spornte, und manchen schwachen Kopf, den niemals Erfindungen quälten, zu Entdeckungen über die Dummheit der Offenbarung trieb.

Friedrich schlang den Riemen seines Stockes um das Handgelenk und schwang sich leicht in den Sattel. Voltaire gelangte mit Vorsicht und Behutsamkeit auf den hohen Sitz.

Vor dem Parke begann Friedrich einen kurzen Trab, wahrscheinlich zum schlagenden Beweise von Voltaire's Reitkunst. Der Franzose baumelte bedenklich. Wiederholt kamen seine Hände mit der Mähne in Berührung, und die Füße hatten Mühe, die Bügel zu behaupten. Die folgenden Adjutanten lachten. Den König ergötzte die Schwäche des berühmten Philosophen. Er sprach lebhaft mit ihm, stellte Fragen, lachte, riß Schnurren, als bemerke er die peinliche Lage gar nicht.

Auf dem weitgedehnten Exercierplatz empfing rauschende Musik den Kriegsherrn. Prüfend ritt er die Reihen entlang. Unbeweglich stand die Garde, jeder Mann ein tadelloses Glied vom Hute bis zur Sohle.

Blank waren alle Knöpfe, das Lederwerk sauber, und nach strenger Vorschrift genau um den Körper gelegt. Fleckenlos paradirten die blauen Röcke, und die Gewehrläufe blitzten hell geputzt in der Sonne.

„Brav, Oberst! Bin auch heute zufrieden. — Wie steht es mit der Gesundheit der Leute?"

„Vortrefflich, Majestät!"

„Das ist keine Antwort auf meine Frage. — Wie viele im Lazareth?"

Der Offizier stockte. Friedrich zog die Brauen zusammen.

„Finde ich Ihn nochmals unwissend in dem Punkte, gibt es Zimmerarrest," — und er ritt zum nächsten Bataillon. Es bestand größtentheils aus Neulingen und erregte wiederholt des Königs Unzufriedenheit. Kaum lief sein kundiger Blick durch die Glieder, als er den Obristen hart anfuhr.

„Wie stehen die Kerle da, mein Herr! Gleich der Erste, — ist das eine Haltung?"

„Majestät, halten zu Gnaden: — der Lümmel erhielt gestern hundert Stockschläge, daher die gekrümmten Kniee."

„Und das Lederwerk? Sieht Er nicht, daß der Säbelriemen um einen Knopf zu hoch sitzt? Laß' Er dem Lumpen hundert weitere Hiebe geben für diese

Nachläßigkeit. Ordnung muß sein, — strengste Ordnung. Wer sich der Ordnung nicht fügen will, den sollen Stockschläge dazu treiben."

Weitere Forscherblicke fanden Verstöße in Menge. Zorn trieb den König vom Pferde. Auch der Obrist stieg bebend herab. Das Rohr fester greifend, ging Friedrich auf einen Burschen los, dessen nacktes Bein zwischen der offenen Gamasche hervorsah.

„Lumpenkerl, wo sind die Knöpfe Deiner Gamasche?"

Der Gefragte sah mit starren Blicken auf den Fürsten.

„Willst Du antworten, Canaille?" — und drohend hob Friedrich den Stock.

„Ja, Majestät!"

„Warum fehlen hier die Knöpfe?" — und er schlug empfindlich nach der ärgerlichen Blöße.

„Nein, Majestät," — und der Soldat hob unwillkürlich die getroffene Kniescheibe.

„Esel, Dummkopf!"

„Ja, Majestät!"

„Halten zu Gnaden, Majestät!" sprach der Obrist. „Der Lümmel versteht allerhöchste Frage nicht."

„So frage Er den Schafskopf!"

„An Deiner Fußmontur fehlen drei Knöpfe, — woher kommt das?"

Der Bursche sah ängstlich nach seinen Füßen und dann auf den Obristen.

„Mit Respekt zu vermelden, — kommt daher, weil die Knöpfe auf dem Marsche hierher abgesprungen sind."

„Springen die Knöpfe wieder ab, Kerl," diktirte der König, „dann erhältst Du so viele hundert Stockschläge, als Knöpfe fehlen," — und musternd schritt er weiter.

Kopfschüttelnd blieb er vor einem Soldaten stehen, dessen linkische Haltung dem blauen Rocke zur höchsten Unehre gereichte.

„Tritt vor!" befahl Friedrich.

Der Rekrut that einige Schritte aus der Reihe.

„Kehrt!"

Der Soldat machte eine Wendung nach Rechts, dann nach Links, zuletzt blieb er unentschlossen stehen.

„Ist das „Kehrt"?" schrie der König wild. „Ist das Exercitium? Heißt das Aufpassen? Ist das Raison?" — und bei jeder Frage fuhr das Rohr auf die Schultern des Blauen.

So ging es fort. Die geringsten Versehen wurden entdeckt. Alle wurden scharf gerügt, und wiederholt

kam der gefürchtete Krückenstock in Berührung mit den Strafwürdigen.

„Oberst,“ lautete Friedrichs entscheidender Spruch, „so will ich Seine Leute nicht wieder finden. Ihm fehlt es an Strenge und Energie. — Heimführen kann Er Seine Esel.“

Der Fürst stieg zu Pferde und ließ das Garderegiment einige Bewegungen ausführen. Er selbst commandirte. Allmählig kam die Garde in die Nähe eines Teiches. Er hatte sich in Folge des strömenden Regens und der Wasser, die von den Born'schen Höhen niederflossen, in einer Vertiefung gebildet. Die Garde marschirte im Sturmschritte. Plötzlich stand sie vor dem Teiche.

„Halt!“ commandirte Friedrich.

Und das Wort bannte die stürmenden Reihen.

„Burschen!“ rief mit lauter Stimme der Fürst. „Habt ihr mir geschworen, zu Land und zu Wasser zu dienen?“

„Ja!“ rief die Garde.

„Bataillon — vorwärts — marsch!“ und durch den Teich watete die gehorsame Garde. Die Wasser rauschten unter stampfenden Tritten. Der aufgewühlte Schlamm kam in Fluß und beschmutzte Röcke und Hüte. Immer tiefer sanken die Reihen, doch versanken

sie nicht. Das Ufer wurde glücklich gewonnen. Der rothe Schlamm hatte bis zur Hälfte des Leibes die Garde kupferfarbig angemalt.

Voltaire betrachtete mit Erstaunen das seltsame Manöver und konnte die scharfe Zunge nicht ganz bemeistern.

„Sire, ich bewundere Ihre Macht! Die Kerle würden ebenso bereitwillig durch die Straße von Calais marschiren, um das stolze England anzugreifen. Sie dürfen nur commandiren."

„Dies kommt daher," entgegnete Friedrich, „weil die Garde mein Commando immer richtig gefunden hat."

Bei der Rückkehr nach Sanssouci machte Voltaire Angriffe gegen die feste Stellung des Herrn von Maupertuis. Der König vertheidigte den Gelehrten und sprach mit Hochachtung von seinem Wissen. Den Franzosen verdroß die Wärme für den verhaßten Gegner, seine Bemerkungen wurden bissig. Der Monarch schnitt das Gespräch entzwei, indem er das Pferd in Trab setzte, und Herr von Voltaire flüchtete zur Mähne.

Schlag zwölf Uhr begann die Tafel. Sieben Gäste waren geladen. Am Platze des Königs lag der Küchenzettel. Er enthielt acht Schüsseln, vier französische,

zwei italienische, und zwei nach Friedrichs besonderer Vorschrift.

„Wer sich an acht Schüsseln nicht satt ißt," pflegte der König zu sagen, „hat auch mit achtzig nicht genug."

Aber alle Schüsseln waren ausgesucht und lecker; denn Friedrich aß viel, und liebte ausgewählte, feine Küche.

„Ich versichere Dir," schreibt der König an Fredersdorf, „daß unser Fras nicht kostbar, aber delikat ist."

Besonderen Geschmack fand er an scharfgewürzten Gerichten, an Aalpasteten, Schinken, Kohl und Käse. Jeden Morgen, bisweilen schon den Abend vorher, lag ihm der Küchenzettel zur Prüfung vor. Er änderte, bestellte Lieblingsplatten und ließ diesen zu Ehren eine Viertelstunde früher anrichten. Bei Tische machte er zu jedem Gerichte Bleistiftzeichen. Die Zeichen dienten zur Anleitung für das Gespräch, das jedesmal, nach aufgehobener Tafel, zwischen dem Monarchen und dem Küchenmeister stattfand.

Zwölf kochende Männer dienten Friedrich. Sie waren aus verschiedenen Nationen, größtentheils aber Franzosen; denn keine Nation bereitet das Delikate und Pikante besser, als die französische. An der Spitze der Zwölfe stand der Haushofmeister. Regelmäßig

nach dem Dessert erschien diese wichtige Person, Preis und Ruhm aus königlichem Munde zu vernehmen.

Bei Tische sprach der Fürst beständig, daher die langsame Erledigung der harrenden Gerichte. Von zwölf bis drei, sogar bis fünf Uhr wurde gegessen.

„Beim Essen wird der Mensch nicht älter," sagte Friedrich.

Gegenstände der Tischgespräche bildeten Geschichte, Politik, vorzüglich Religion. Mit Vorliebe geißelte er das Christenthum. Dieser Hang wurde zur Leidenschaft, seitdem er die Verwirklichung des „Ecrasez l'infame!" aufrichtig anstrebte. Der schlaue Voltaire verstand es, Verachtung und Haß gegen die Religion in dem königlichen Philosophen zu schüren.

Auch heute stach Friedrichs Zunge unabläßig gegen die Infame los. Er machte köstliche Witze, und die verhöhnte Religion barg, bei dem schallenden Gelächter der Tischgenossen, ihr göttliches Antlitz.

„Diderots letzter Brief hat mir wohlgethan," rühmte der König. „Mit der Infamen geht es rasch zu Ende. Die Philosophie macht reißende Fortschritte. Bald wird sich jeder denkende Franzose des christlichen Aberglaubens schämen. Diderots System ist ausgezeichnet. Bin ganz mit der Methode einverstanden,

daß man dem Aberglauben Nasenstüber gibt, und ihn dabei mit Höflichkeiten überhäuft."

„Sie unterschätzen die Lebensfähigkeit der Infamen, Sire," sprach Voltaire. „Die allerchristlichste Majestät hat nicht auf den traurigen Ruhm verzichtet, die Blößen der Infamen mit dem Purpur zu bedecken, und die Freunde der Vernunft mit scharfen Waffen zu bekriegen."

„Wenn die abergläubische Partei über die philosophische siegt," warf der Fürst ein, „so beklage ich die armen Wälschen. Sie sind dann in Gefahr, von irgend einem Heuchler in der Mönchskappe oder in der Soutane regiert zu werden, der ihnen mit einer Hand die Disciplin geben und mit der andern das Krucifix an den Kopf schlagen wird. Wenn das geschieht, dann gute Nacht ihr schönen Künste und ihr höheren Wissenschaften! Der Rost des Aberglaubens wird ein Volk, das sonst so liebenswürdig und für die Gesellschaft geboren ist, gänzlich vernichten."

„Es gibt noch zu viele Kapuziner in Frankreich, und der Einfluß dieser Kutten ist ungeheuer," sagte Boyer.

Der König sah lächelnd auf Voltaire.

„Von dem Einflusse der Kapuziner bin ich überzeugt, — bis nach Sanssouci reicht er," sprach der

König lachend. „Der Protector der Kapuziner ißt mit mir aus einer Schüssel.“

„Ich habe einige Zeilen zum Lobe der Kapuziner geschrieben,“ sagte Voltaire. „Feinde mögen hieraus den Schluß ziehen, daß ich sogar an Kapuzinern Lobenswerthes anerkenne.“

„Da fällt mir eine Geschichte ein,“ sagte Friedrich, „womit der Protector der Kapuziner jene heilige, stinkende Heerde bewirthen kann. — Die Russen wollten nämlich das befestigte Kloster Czenstochow belagern, das von den Conföderirten besetzt war. Man bewahrt daselbst ein Bildniß von der heiligen, unbefleckten Königin des Himmels. An diese wandten sich die Conföderirten in der Noth, um ihren göttlichen Beistand zu erflehen. Die Jungfrau nickte ihnen zu und sagte, man möchte sich nur auf sie verlassen. — Die Russen machten Anstalt zum Sturme. Sie hatten sich hohe Leitern verschafft und rückten bei Nacht vor, um jenes Nest zu ersteigen. Die Jungfrau bemerkte die Anrückenden, rief ihren Sohn und sagte: „Mein Kind, erinnere Dich Deines ehemaligen Handwerkes. Jetzt ist es Zeit, Gebrauch davon zu machen, um die orthodoxen Conföderirten zu retten.“ — Das Kindlein Jesus greift zu einer Säge und bricht nebst seiner Mutter auf. Indeß nun die Russen vorrücken, sägt er ihnen

sehr geschickt einige Sprossen von den Leitern ab. Er lacht über den Streich, verfügt sich mit seiner Mutter durch die Luft wieder nach Czenstochow, und stellt sich, nebst ihr, wieder in seine Blende. — Die Russen legen ihre Leitern an die Bastionen, aber die Leitern waren so kurz geworden, daß sie schlechterdings nicht hinauf kommen konnten. Die Schismatiker mußten sich zurückziehen. Die Orthodoxen stimmten ein Te Deum an, und seit diesem Wunder vermehrt sich die Garderobe und das Raritätencabinet unserer heiligen Mutter zusehends. Es strömen ihr ganze Schätze zu, und der Glaubenseifer andächtiger Seelen wächst im größten Ueberfluß. — Hoffentlich wird das Ungeziefer Ihrer Kapuziner über dieses schöne Wunder triumphiren, und man wird nicht ermangeln, die Legende damit zu vermehren, die seit langer Zeit keinen so schönen Rekruten bekommen hat[1]."

In diesem Style ging es fort.

Nach Tische blies der König eine halbe Stunde Flöte. Mit der Flöte vertauschte er die Feder, um die von den Cabinetsräthen aufgesetzten Schreiben zu unterzeichnen. Mit dem letzten Federzuge stand der Kaffee vor dem Fürsten, und mit dem Kaffee erschienen die Franzosen.

---

1) Friedrichs II. hinterlass. Werke. IX. B. S. 127 ff.

Die folgenden Stunden waren ausschließlich Bundeszwecken gewidmet. Es entspann sich ein lebhafter Austausch von Ansichten, die alle um die Frage sich drehten: wie das Christenthum sicher und mit raschen Erfolgen könne gestürzt werden.

Voltaire rieth zur Gewalt.

„Herkules bekämpfte die Räuber, und Bellerophon die Chimäre," sagte er. „Ich würde es nicht ungerne sehen, wenn ähnliche Herkulesse und Bellerophons die Welt von den katholischen Räubern und Chimären befreien wollten[1]."

Friedrich schüttelte das Haupt.

„Nicht der Waffengewalt ist es vorbehalten, die Infame zu vernichten," sagte er. „Sie wird durch den Arm der Wahrheit und durch die Verführung der Interessen umkommen. Wenn Ihr wollt, daß ich Euch diese Idee entwickele, so höret, was ich darunter verstehe. — Ich habe bemerkt, und andere wie ich, daß diejenigen Gegenden, wo die meisten Mönchsklöster sich befinden, auch die sind, wo das Volk am blindesten dem Aberglauben anhängt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß wenn man es dahin bringt, diese Zufluchtsörter des Fanatismus zu zerstören, das Volk gleichgültig und lau gegen jene Gegenstände werden wird, welche

1) Stark. S. 188.

gegenwärtig seine ganze Verehrung haben. Es käme also darauf an, die Klöster zu zerstören."

„Und auch die Bischofsstühle," warf Voltaire dazwischen. „Gebrechlich zwar ist dieses veraltete Möbel geworden und wurmstichig, — dennoch dürfen wir die stützenden Krummstäbe nicht übersehen."

„Falsch, mon cher Ante-Christ!" widersprach der König. „Die Krummstäbe haben nur Bedeutung durch die Macht des Fanatismus. Vernichten wir Diejenigen, welche das Feuer des Fanatismus im Volke anschüren. Ist das Feuer erkaltet, werden die Bischöfe nichts als kleine Buben sein, mit welchen die Souveräne nach Gefallen werden umspringen können. Unsere deutschen Bischöfe sollten freilich ohne Umstände gleich abgethan werden; denn es sind Schweine, die von den Zehnten Sions gemästet sind. Allein ihr wißt, daß im heiligen römischen Reiche das alte Herkommen, die goldene Bulle und andere dergleichen Narrheiten, die einmal bestehenden Mißbräuche im Ansehen erhalten. Man sieht sie, zuckt die Achseln, und die Dinge gehen ihren Gang fort. Will man also den Fanatismus stürzen, so darf man nicht bei den Bischöfen anfangen, sondern bei den Klöstern. Bringt man es dahin, die Mönche zu verringern, vornehmlich die Bettelorden, so wird das Volk lau werden und weniger aber-

gläubisch, wird es den Fürsten erlauben, die Bischöfe so zu stellen, wie es sich gebührt. — Dies ist der einzige Gang, den man gehen muß. Ganz verstohlen und ohne Lärm muß man das Gebäude der Unvernunft untergraben, und es dahin bringen, daß es von selbst zusammenstürzt [1])."

Friedrichs Calcul war richtig. Die Geschichte hat es bewiesen.

„Sie zwingen mich, Sire," sprach Voltaire schmeichelnd, „dem Plane Ihres genialen Geistes beizustimmen. Ihre Idee, den christlichen Aberglauben von Seiten der Mönche anzugreifen, ist diejenige eines großen Feldherrn. Sind die Mönche einmal abgeschafft, so ist der Irrthum der allgemeinen Verachtung Preis gegeben. Man schreibt schon viel über diese Materie in Frankreich. Jedermann spricht davon, aber man hält die Sache noch nicht reif genug. Man ist in Frankreich noch nicht kühn genug, und die Andächtigen haben noch zu viel Credit [2])."

„Hier ist ein Brief von La Mettrie aus Berlin," sagte Charnier. „Er findet die höhere Gesellschaft in rühmlicher Gährung. In allen Zirkeln wird die

---

1) Lettre du 29. Juill. et du 13. Août 1775.
2) Lettre du 8. Avril 1767.

Infame verspottet, und dieser Geist fängt an, die unteren Schichten zu ergreifen."

Charnier las den Brief.

„Diese glänzenden Erfolge haben wir vorzugsweise dem günstigen Beispiele des Königs zu verdanken," sagte Marquis d'Argens. „Im Uebrigen geschieht in Deutschland zu wenig durch die Presse. Zeitungen und Flugschriften müssen das Volk bearbeiten."

„Du hast Recht, Boyer!" sagte Friedrich. „Ich muß den Herren einen Vorwurf machen. Bruder Raton liegt zu sehr auf der faulen Haut, Boyer schläft zu lange. Arbeitet. Werft zündende Stoffe unter die Massen. Hindernisse stehen Euch keine im Wege. In Preußen darf Jeder gegen die Infame schreiben und sagen, was er will."

Ein kurzer Beschluß, den Charnier niederschrieb, faßte die Ergebnisse der Besprechung zusammen. Die Verschworenen trennten sich mit den Worten: „Ecrasez l'infame!"

Von sechs bis sieben Uhr ging der König in das Concert. Die Franzosen begleiteten ihn, Voltaire ausgenommen, dessen Feder die Infame bekämpfte.

Nach dem Concerte promenirte Friedrich im Parke bis zur Abendmahlzeit, die im Marmorsaale genommen wurde. Diese Abendtische dehnten sich zuweilen

bis nach Mitternacht. Der König trank viel und sprach noch mehr. Heute erzählte er aus den schlesischen Kriegen, und warf beißende Witze gegen Maria Theresia.

Gegen Mitternacht suchte der Fürst sein Schlafcabinet. Mit ihm trat Biche ein, die sogleich auf das Bett sprang. Der Monarch entkleidete sich bis auf Stiefeln und Hosen. In dem Kamine flackerten lustige Flammen, dem Sommer zum Trotze. Sie bewegten die starren Züge Marc Aurels, dessen antike Büste den Kamin schmückte. Eine Flasche Champagner, Burgunder und Wasser nebst Präsentirteller und Glas standen, wie gewöhnlich, vor dem Bette.

Im Vorzimmer hatten zwei Hoflakaien die Wache. Sie hörten den Pfropfen des Champagners knallen und dachten, daß der letzte Akt von des Königs regelmäßiger Tagesordnung im Ablaufen sei.

Die Mutter wacht.

Adelgunden's Seelenhimmel war umwölkt. Aus der Lektüre, welche mit Zayre begonnen, hatten sich Dünste zusammengeballt. Diese standen finster zwischen ihr und dem getrübten Frieden, der vom klaren Himmel der Unschuld in die Seele hineingeleuchtet.

Herr von Charnier gewahrte mit Vergnügen den günstigen Erfolg. Er sorgte unablässig für neue Beförderer seiner geheimen Absichten. Adelgunde las fleißig, aber nie vor den Augen der Mutter, weil die französischen Bücher keine Aehnlichkeit mit den Büchern hatten, welche die Mutter empfahl. Sie las im abgeschlossenen Zimmer am Abend. Sie saß auf versteckten Bänken im Gebüsche. Der Reiz des Neuen, die Schönheit der Formen, die ergreifenden Darstellungen zogen mächtig an. Immer tiefer gerieth sie in jenes Reich, wo Herr Amor über zahlreiche Geister gebietet, und gewahrte nicht, daß sie selbst allmälig dem zwingenden Scepter dieses gestrengen Herrn verfiel.

Die Zartheit des Gewissens verblich, Bilder lockender Sinnlichkeit durften sich bereits ohne Anstoß in der jugendlichen Phantasie schaukeln.

Aber nicht unbestritten wurde das Gebiet der fremden Invasion überlassen. Die reinen Geister protestirten, sie hoben zürnend ihre leuchtenden Waffen gegen Amor und sein lüsternes Gefolge. Es gab Kämpfe. Wie Bangigkeit und tiefe Verstimmung klang der Geisterkampf in Adelgundens Seele hinein. Sie fühlte das Ringen, den heftigen Andrang. Sie empfand den Druck feindlicher Mächte, und trauerte über den Untergang ihrer Ruhe und des süßen Friedens ihrer Seele. Die Ursache des Wechsels blieb ihr jedoch verborgen, und zuletzt hätte das arglose Kind eine Gefahr in der schönen Lektüre gesucht.

Charnier machte Fortschritte. Enger und enger umstrickte der Verführer die Unschuld. Bereits folgte ihm das Opfer seiner Leidenschaft auf Gebiete, die eine Jungfrau ohne Befleckung nicht betreten kann. Sie sprach mit dem schönen jungen Manne über Gegenstände, die nicht der Legende und nicht der Bibel entnommen waren. Sie ertrug mit Erröthen manche Anspielungen, die eine Christin nicht hören darf. Sie dachte an den eleganten Herrn mit Gefühlen, die vor dem Angesichte Gottes nicht bestehen. Sogar „das

Schmachten" seiner Augen lernte sie verstehen, und die Flammenschrift leidenschaftlicher Gluth in seinen Zügen lernte sie lesen.

Frau von Waldheim, sehr verständig, sehr klug und vertraut mit den Tiefen des Menschenherzens, gewahrte mit Schrecken ihr Kind auf Abwegen. Sie verfolgte den abschüssigen Lauf des Irrweges und fand, daß er in einen schrecklichen Abgrund führe.

Des Franzosen Leidenschaft hatte sie längst bemerkt. Anfänglich tauchte vor den mütterlichen Augen eine gute Partie auf. Bald schwand die tröstliche Aussicht. Frau Eleonore durchschaute das Wesen Charniers. Strenggläubig, würde sie unter keiner Bedingung das einzige Kind einem Freidenker vermählt haben. Sie forschte weiter und fand, daß bequeme Ehelosigkeit Grundsatz des aufmerksamen Herrn war. Oefter ging der König mit den Franzosen an dem grünen Hause vorüber. Sie standen vor dem Garten, lebhaft streitend. Eleonore verschloß den Gesprächen ihr Gehör nicht. Sie vernahm Lästerungen wider Religion und christliche Sitte, welche mit Grausen ihre Seele füllten. Auch der Plan, zum Sturze des Christenthums, blieb ihr nicht verborgen.

Alle diese Umstände stellte sie klug zusammen. Herr von Charnier dachte an keinen Ehebund, — er war

ein Mensch ohne alle Religion und sittliche Grundsätze, — voll heißer Leidenschaft und jeder Ausschweifung fähig, — er überhäufte Adelgunde mit Aufmerksamkeiten, — machte täglich Besuche, — umgarnte sie mit Künsten süßer Schmeichelei.

Was wollte Herr von Charnier?

Es gab nur eine Antwort und die Mutter fand sie mit Entsetzen.

Anfänglich beruhigte die Wahrnehmung, daß ihr Kind die Neigung des arglistigen Versuchers nicht theile. Sie war ihm gut, weil er den Vater aus dem schrecklichen Schubkarrendienste erlöst, weiter ging das Bewußtsein der Dankbarkeit nicht. Nach einigen Monaten änderte sich die Lage. Bestürzt gewahrte die Mutter Adelgundens erwachte Liebe für den stattlichen jungen Mann. Mit dem Wesen der Tochter vertraut, erkannte sie Wahrheit und Tiefe der Neigung. Es mußten Schritte geschehen, das Verderben abzuwenden. Sie sprach mit dem Gatten. Waldheim, um häusliche Dinge außer Sorge und mit Eifer Zwergbäumen und Parkanlagen wartend, vernahm überrascht die Verwickelungen im Familienkreise.

„Herr von Charnier,“ sagte Eleonore, „ist wie ein Wolf in den stillen Frieden unserer Häuslichkeit eingedrungen. Der Mensch ist gefährlich, zu jeder Schand-

that fähig. Tag und Nacht quält mich die Angst nahenden Unglücks."

„Du bist zu ängstlich, Lorchen, vielleicht auch ungerecht. Die Freigeisterei des Franzosen ist zwar richtig. Er denkt und spricht nach dem Hoftone. Unglauben und Religionsspott sind eben zur Mode geworden. Aber fraglich ist, ob Charnier so tief sank, nach den Grundsätzen einer schlechten Philosophie zu leben. Ich mag dies nicht glauben. Wenigstens hat er sich edelmüthig bewiesen gegen uns."

„Nicht dem Edelmuth entsprang seine Vermittelung," entgegnete Eleonore. „Ich brachte heraus, daß er, einige Tage vor jenem verhängnißvollen Kaffeegeschenke, unser Kind im Parke sah. Adelgundens Schönheit fesselte ihn. Gewandt benützte er den Zufall, sie in seine Nähe zu bringen. Seit Monaten arbeitet er daran, Leidenschaft dem arglosen Kinde einzuflößen. Es ist ihm gelungen, und mich quälen schwere Sorgen."

Sie fuhr mit dem Tuche nach den Augen. Der Gatte stand beunruhigt am Fenster.

„Was ist zu thun," fragte er. „Die Richtigkeit Deiner Anschauung zugegeben, — können wir ihm die Thüre weisen? Es ist unmöglich! Der Anstand verbietet es, noch mehr die Dankbarkeit und Charnier's Stellung zum Könige. Sein Einfluß hob mich zu diesem

Amte, er hat uns dem Elende entrissen, — sein Einfluß könnte uns zurückschleudern in das frühere Entbehren und Darben."

Adelgunde trat ein, erregt, tiefe Gluth in den reizenden Zügen.

„Du warst lange bei Deiner Freundin, mein Kind!" sagte die Mutter, ohne von der Arbeit aufzusehen.

„Franziska hielt mich zurück. Es war auch gar zu angenehm auf der Höhe."

„Hat Dich Franziska hieher begleitet?

„Bis an den Park, wo mich" — sie hielt inne, und suchte emsig in einer Schublade.

„Du hast den Satz nicht vollendet, mein Kind," sagte Eleonore ruhig.

„Am Parke begegnete mir Herr von Charnier."

„Er hat Dich erwartet?"

„Ich weiß es nicht, Mutter."

„Was bildete den Gegenstand Euerer Unterhaltung?"

Keine Antwort. Adelgundens Herz klopfte hörbar.

„Komme zu mir, meine Tochter!"

„Sogleich, liebe Mutter! Ich suche hier eine Nadel," brachte sie mühsam hervor.

„Laß die Nadel, — komme hieher," — und der mütterliche Befehl klang bestimmt.

Adelgunde stand vor der Mutter, deren Blick forschend auf ihr ruhte.

„Du sollst mir sagen, Kind, was Herr von Charnier zu Dir gesprochen hat."

Furchtbar klangen die einfachen Worte durch Adelgundens Seele. Sie stand sprachlos, brennende Schaam auf dem Gesichte, zitternd an allen Gliedern. Sie wagte es nicht, den Blick zur Mutter aufzuheben. Vergebens rang sie nach Fassung. Die bangvolle Stille ringsum, die Liebe und Achtung zu den Aeltern, das Bewußtsein der Verirrung, der Mutterblick, den sie auf sich ruhend fühlte, — dies Alles zog ihr den Boden unter den Füßen weg. Thränen stürzten ihr aus den Augen, sie sank in die Kniee und rief:

„O Mutter, — was er zu mir gesprochen, — das kann ich Dir nicht sagen."

Und jetzt verbarg sie das Angesicht im Schooße der Mutter.

Waldheim bewegte unmuthsvoll das Haupt. Die Gattin saß ruhig, aber in den Augen zitterte eine Thräne.

„Die Frage sollst Du mir später beantworten, mein

Kind," sprach Eleonore sanft. „Jetzt gehe in die Küche, wo Deiner die tägliche Arbeit harrt."

Adelgunde eilte hinaus.

„Dieser Auftritt sagt mehr, als meine vorigen Befürchtungen," begann Frau von Waldheim. „Wie weit mag die Verführung bereits gediehen sein? Wie ist dieser Leidenschaft zu begegnen, welche das unbefangene Herz unseres Kindes ergriff?"

„Machen wir die Sache kurz," sprach der Gatte. „Ich werde mit Charnier ein ernstes Wort reden und Adelgunde den Umgang verbieten."

„Zwei Fehler, Adolph! Der Freigeist verachtet Deine Vorstellungen. Das Verbot des Umganges kannst Du nur unter der Bedingung stellen, daß Du bereit bist, Dein Amt zu verlieren."

„Meine Stelle verlieren? In das Elend zurückkehren? Unerträglich! Aber Du hast Recht."

„Und dann," fuhr Eleonore fort, „werden Leidenschaften durch Gewalt und älterliche Autorität nicht geheilt. Jede Leidenschaft ist eine Verirrung, eine Geisteskrankheit, — Autorität verhütet Krankheiten, heilt sie aber nicht. Auch die äußeren Verhältnisse heilen sie nicht. Verlassen wir diese Stellung, Adelgunde ist darum nicht gebessert. Die Verwüstung, welche der gewissenlose Verführer angerichtet, bleibt in ihrer Seele liegen."

Waldheim schritt unruhig durch das Zimmer, wie er es in Potsdam oft gethan, wenn Nahrungssorgen drückten, oder zum verfallenen Miethzinse noch einige Groschen fehlten. Endlich stand er sorgenvoll vor der Gattin.

„Ich weiß keinen Rath!“ sprach er gedrückt. „Gegen Charnier haben wir große Verbindlichkeiten. Die Schwelle des Hauses ihm verbieten, geht unmöglich. Adelgunde den Verkehr mit ihm untersagen, geht wieder nicht. Meine Stelle niederlegen und in das Elend der Friedrichsstraße zurückkehren, geht ganz und gar nicht. Die Lage ist peinlich. — Aber das verirrte Köpfchen will ich Adelgunde zurecht setzen.“

„Im Kopfe sitzt das Uebel nicht, sondern im Herzen,“ entgegnete Eleonore. „Wäre unser Kind von Schaam und Beklommenheit so überwältigt worden, wüßte sie nicht das Unrecht?“

„Ich werde ihr also die Pflicht klar machen, nach der besseren Ueberzeugung zu handeln.“

„Die Pflicht ist ihr nicht unbekannt. Das Wollen des Guten liegt ohne Zweifel in ihr, allein das Vollbringen hindert die Leidenschaft. Sie liebt den jungen Mann. Von Charnier's verruchten Absichten hat sie freilich keine Ahnung. Bedenke die Macht der ersten Liebe in

einem Mädchen von so tiefer Empfindung, wie Adelgunde."

„Dann bin ich ganz und gar zu Ende mit meinem Rathe."

„Ueberlasse mir die Angelegenheit, Adolph!" sprach sie in ihrer sanften Weise. „Mit Gottes Hilfe werde ich unser Kind retten."

Waldheim blickte mit Hochachtung zur Gattin herab. In den kummervollen Zügen las er den niedergehaltenen Schmerz, und er küßte sie innig auf Stirne und Mund.

„Es gibt wieder etwas zum Ertragen, — ein drohendes Unglück abzuwenden, und das ist Deine Bestimmung, mein liebes Lorchen! Du scheinst zum Opfer und Leidtragen geboren. — Möge die Vorsehung gnädig die Prüfungen beschließen."

Er wandte sich ab und verließ tief bewegt das Zimmer. Er ging in den Park, die ersten Frühbirnen auf den Tisch des Königs zu pflücken. Längst hatte er sich gesehnt nach dieser schönen Stunde, und jetzt freute sie ihn nicht.

Adelgunde arbeitete den ganzen Tag Alles verkehrt. In der Küche verstellte sie Töpfe und Tassen, so daß Frau von Waldheim die Dinge nicht zu finden wußte. In den Zimmern aufräumend, brachte sie alle Gegen-

stände in Unordnung. Fortwährend stand die Frage der Mutter vor ihr: „Was hat er zu Dir gesprochen?“ Ihr ganzes Empfinden sträubte sich gegen die Beantwortung. Wie konnte sie vor der Mutter Reden wiederholen, die ein Mann in glühender Leidenschaft ihr gesagt? Mußte sie nicht dabei sich selbst blosstellen? Mußte die eigene Leidenschaft, tief im Herzen verschlossen vor den Aeltern, nicht enthüllt werden? Dennoch sollte die Frage wiederholt und beantwortet werden. An helfende Lügen dachte sie nicht. Die Lüge hatte an ihrem reinen Wesen keinen Theil. Aber zum ersten Male trat, wie ein rächender Engel, der Gedanke vor ihr Bewußtsein, daß sie, ohne Selbstanklage und tief beschämende Erniedrigung, das Innere vor der Mutter nicht erschließen könne. Unbefangen war sie den süßen Lockungen der Sinne gefolgt, und jetzt erkannte sie mit Schrecken, daß sie von den lichten Höhen der Unschuld herabgestiegen, bis an die Grenzen sündiger That. Früher hatte sie kein Geheimniß zu verbergen, ihr Herz lag offen vor Gott und den Menschen. Und jetzt! Sie fuhr nach dem Herzen und Thränen stürzten aus den Augen.

Der Tag verging, die Mutter fragte nicht. Sie war liebevoll, wie immer, nur der Vater hatte strenge Blicke und kurz gemessene Worte. Aber in der Seele

des Kindes hatte mit scharfen Augen die Mutter gelesen, und beruhigt den Kampf des besseren Selbst mit der Verirrung entdeckt.

Am folgenden Morgen ging Adelgunde nach der Stadt, Einkäufe zu machen für den Haushalt. Sie traf mit Franziska zusammen, und beide kehrten mit einander zurück. Die Freundin wußte mehr von dem Geheimniß, als die Aeltern, und jetzt wurde unter Thränen die Noth geklagt.

„Wenn es Deine Mutter wissen will," rieth die gerade Müllerstochter, „dann sage es ihr. Böses hast Du nicht gethan. Der schöne Herr hat oft dummes Zeug geschwätzt, dafür kannst Du nicht."

„Gerade darin bin ich schuldig," klagte Adelgunde. „Herr von Charnier hat schlüpferige Anspielungen gemacht, und ich habe sie ertragen."

„Was hättest Du denn thun sollen? Ihm den Mund zuhalten, oder Deine Ohren verstopfen?"

„Nein, — aber ich hätte ihn meiden sollen."

„Du bist ihm auch nicht nachgelaufen, er ist Dir nachgelaufen," entschied Franziska.

„Nachgegangen bin ich ihm gerade nicht, aber" — sie stockte und sah verschämt nieder.

„Aber lieb war es Dir, wenn er kam! Er ist auch ein gar schöner Herr. Seine Augen glühen wie

feurige Kohlen, seine Wangen sind roth wie Pfirsiche, seine Gestalt ist schlank wie ein Windmühlenflügel, und seine Rede klingt zart, wie die Flöte des Königs. Ich finde nichts Böses darin, wenn man einen schönen Herrn lieber sieht, als einen häßlichen."

„Das Sehen ist gar verschieden," entgegnete Adelgunde. „Auch ich sah anfänglich den Herrn mit klaren Augen. Früher durfte ich der Mutter ohne Erröthen gestehen, daß ich ihn gerne sehe, — jetzt kann ich es nicht mehr."

„Das verstehe ich nicht, Gunde! Nach dem Sehen wird auch gar nicht gefragt. Und was der Herr zu Dir gesprochen, dafür bist Du nicht verantwortlich."

„Dennoch bin ich es! Mein Ernst, mein stummer Widerspruch würden ihm den Mund verschlossen haben. Aber mein leichtfertiges Verhalten gab ihm das Recht zu reden. Ich kann die Gespräche des Herrn nicht wiederholen, ohne mich anzuklagen vor der Mutter."

„Nun," sagte Franziska schelmisch, „die ganze Anklage wird darin bestehen, daß du den schönen Herrn lieb hast."

Adelgunde wurde purpurroth und sah nach der andern Seite. Die Müllerstochter fuhr unbarmherzig fort:

„Sollen Mann und Frau zusammen kommen, muß die Liebe vorangehen. Die Liebe aber ist nichts Böses, so lange sie in ehrbarer Tracht erscheint.“

Sie gingen durch den Park und standen unter der Eiche, wo die Wege sich schieden. Franziska sah theilnehmend in die thränenfeuchten Augen der Freundin.

„Fasse Muth, meine liebe Gunde! Vertraue Alles der Mutter. Liegt wirklich Böses in den Reden, dann wird es die Mutter sagen.“

„Wie schmerzt es mich, meine liebe gute Mutter kränken zu müssen,“ — und neuerdings brachen Thränen hervor.

Franziska tröstete und streichelte der Weinenden schmeichelnd die Wangen.

„Warum sollte die Mutter sich kränken? Du hast nichts Schlimmes gethan. — Wie schön Du bist in Deinen Thränen, Gundchen! Du kommst mir vor, wie die Lilien in unserem Garten, wenn Thautropfen ihre duftenden Köpfe niederbeugen. — Heute Nachmittag komme ich zu Dir. Du erzählst mir, wie es ging. Darf der Herr nicht so reden, wie er that, werde ich ihm den Mund verstopfen.“

Ein Goldstück für ein Auge.

„Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen," hat Friedrich II. gesagt.

Die Preußen hat der große König „Sklaven" genannt, sie waren es, und die öffentliche Meinung hielt sie dafür.

„Auch in Berlin war ich im Frühjahr," schreibt Göthe. „Wir waren wenige Tage da, und ich guckte darin, wie das Kind in schöne Raritäten-Kasten. Dem alten Fritz bin ich recht nahe worden, da hab' ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge! Ich hab' über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde raisonniren hören. Mit Menschen hab' ich sonst gar nichts zu verkehren gehabt, und hab' in preußischen Staaten kein laut Wort hervorgebracht, das sie nicht könnten drucken lassen."

Mithin scheint Göthe Sklaverei und Tyrannei in

Preußen so vollendet gefunden zu haben, daß er ein lautes Wort nicht zu sprechen wagte.

Allein Göthe war ein Dichter. Vielleicht betrachtete er die Dinge im Wiederscheine idealer Empfindung. Ein kalter Staatsmann möge urtheilen. Der englische Gesandte, Lord Malmesbury, berichtet officiell an den englischen Staatssecretär, Lord Suffolk:

„Die Basis der Handlungsweise des Königs von Preußen, von der Zeit an, wo er den Thron bestieg, bis auf den heutigen Tag, scheint die gewesen zu sein, daß er die Menschen im Allgemeinen und ganz besonders die, über welche er zu herrschen bestimmt worden, als Wesen betrachtet, die blos geschaffen sind, um seinem Willen dienstbar zu sein, und Alles in Ausführung bringen zu helfen, was auf Vermehrung seiner Macht und Erweiterung seiner Herrschaft abzweckt. — Um bei diesem System zu verharren, war es für ihn nothwendig, sich des Mitleids und des Gewissens und folglich der Moral und Religion zu entäußern. An die Stelle der letzteren hat er den Aberglauben, an die Stelle der ersteren das, was man in Frankreich Sentiment nennt, gesetzt. Daraus kann man einigermaßen jene buntscheckige Mischung von Barbarey und Humanität er-

klären, welche ein so charakteristisches Merkmal von ihm ist. Ich habe ihn bei einem Trauerspiele weinen gesehen, ich weiß, daß er um einen kranken Hund so bekümmert gewesen ist, wie eine zärtliche Mutter um ihr Kind. Und doch hat er den nächsten Tag Befehl zur Verwüstung einer Provinz gegeben, oder durch muthwillige Vermehrung der Abgaben einen ganzen Distrikt in das Elend gestürzt. Ja er hat, was vielleicht noch unerklärlicher erscheint, den Tod seines eigenen Bruders (des Prinzen Wilhelm) dadurch beschleunigt, daß er ihm während der Dauer seiner letzten Krankheit fortwährend Beweise seiner Ungunst gab."

Dieselbe Anschauung theilt der englische Gesandte Sir Charles Hanbury Williams. Er schrieb im Jahre 1750 nach London:

„Es finden in diesem Lande oft ebenso grausame und martervolle Hinrichtungen statt, als unter irgend einem sicilianischen Tyrannen vorkommen. Freilich werden sie nicht in Berlin und vor aller Welt Augen vollzogen, sondern in Potsdam im Geheimen. Seit meiner Ankunft in diesem verdammten Lande wurde ein altes Weib lebendig geviertheilt, weil sie die Entweichung von zwei Soldaten befördert hatte. In der Regel straft jedoch Seine Preuß. Majestät die Ver-

brecher mit engem Gefängniß und harter Zwangsarbeit, läßt sie im kältesten Wetter unbekleidet und gibt ihnen Jahre lang nichts, als Wasser und Brod. Manche bringen sich hier aus Desperation selbst um; aber man thut alles Mögliche, um diese Selbstmorde zu verheimlichen."

Der härteste Sklavendruck lastete auf dem gemeinen Soldaten. Mit der Geburt war jeder preußische Knabe dem blauen Rocke verfallen. Im vierzehnten Jahre mußten die Aeltern entweder einen Todtenschein vorlegen, oder den Knaben herbeibringen, damit er dem Könige den Soldateneid schwöre. Geschah dies nicht, oder entwischte der Knabe, so wurden die Aeltern in das Gefängniß geworfen.

Unmenschlichkeiten gegen den gemeinen Blauen waren Grundsatz. Die Soldaten wurden als Sträflinge betrachtet und behandelt. Für bloße Versehen oder falsche Griffe, erhielten sie vor den Augen der zuschauenden Menge Stockschläge. Sie wurden halbnackt durch die Spießruthen gejagt, und bluttriefend in das Lazareth geschleppt. Die Unteroffiziere seufzten unter derselben Barbarei. Oeffentlich wurden sie von den Offizieren geschlagen, jedoch nicht mit dem Stocke, sondern mit der flachen Degenklinge [1]).

---

1) K. A. Menzel. B. XI. S. 157.

„Der gewöhnliche Zustand der Sklaven in Afrika," sagt der Engländer Moore, „oder der Zustand, worin sich Bürgersleute in despotischen Ländern befinden, ist gegen die Art preußischer Soldatensklaverei gehalten, noch ein Stand der Freiheit."

Sklaven konnten eben nur Schrecken und Prügel bändigen, und daß die Preußen Sklaven seien, versichert der große König.

Preußen allein besaß den Vorzug, von Sklaven bewohnt zu werden. In keinem anderen Staate Deutschlands regierten Stock und Knute so unbeschränkt, als in Preußen. Nur das Genie Friedrich's des Großen durfte dem Grundsatze huldigen, „daß die Menschen, vorab die Unterthanen, nur dazu geschaffen seien, dem Willen der Majestät dienstbar zu sein." Großes Erstaunen überkam deßhalb die guten, an Oesterreich's milde Herrschaft gewöhnten Schlesier, als mit dem preußischen Heere die Regierungsweise Friedrich's II. einzog. Die Breslauer sahen mit Entsetzen, wie auf dem großen Marktplatze Soldaten Spießruthen laufen mußten. Mit Verwunderung hörten sie aus dem Munde der Offiziere die gemeinsten Schimpfwörter, entrüstet sahen sie an jungen und alten Kriegern auf den Exercier-Plätzen Prügel austheilen [1]).

1) Menzel. B. XI. S. 155 ff.

Dieses barbarische Knutenwesen war bei Friedrich II. System.

„Es gibt für einen Offizier nichts Besseres," berichtet Lord Malmesbury nach London, „um sich beim Könige zu insinuiren, als wenn er die von demselben einem Soldaten zuerkannte Strafe überschreitet, und statt vierhundert, — fünfhundert Hiebe aufzählen läßt. Die rohesten und brutalsten Offiziere können des Avancements gewiß sein. Ein eclatantes Beispiel davon ist der General von Ramin, der sowohl Offiziere wie Gemeine mit äußerster Strenge behandelt."

Auf dem Exercierplatze vor Potsdam sollte das Schauspiel eines Spießruthenlaufens gegeben werden. La Mettrie, dessen philosophisches Gemüth an Spießruthen sich erbaute, wohnte regelmäßig dem Laufen bei. Auch heute ging er mit Charnier nach der Stätte. Sie kamen zu frühe. Aber das Schauspiel des Exercierens genossen sie. Schimpfwörter der gemeinsten Art flutheten über die Lippen der Commandirenden. Es gab Backenstreiche, Faustſtöße auf die Brust, unter das Kinn, sausende Stockschläge. Mettrie lachte; Charnier empörte die Grausamkeit.

„Das Anschauen des Exercierens, sagte Offrey, ist für mich ein ganz vorzügliches Verdauungsmittel. Die Kerle sind wahnsinnig grob, — es ist zum Lachen.

Mein Zwergfell wird erschüttert, die Verdauungsorgane werden angenehm in Thätigkeit gesetzt. Allen, die an Verhärtung leiden, ist der Besuch preußischer Exercierplätze dringend zu empfehlen."

„Ich kann diese Mißhandlung nicht ertragen," sagte Charnier. „Grausam, unausstehlich ist das. Gehen wir!"

„Sei keine Memme! Bleibe bei mir. Ich habe heute wieder meinem Gotte eifrig gedient, das heißt, sehr viel gegessen. Das Schauspiel ist mir Bedürfniß. — Aber — beim Teufel, ist das nicht Ramin, welcher dort so gewaltig dreinschlägt? Er ist's wahrhaftig!"

Offrey deutete nach einem Offizier, der furchtbar schimpfte, fluchte und mit dem Rohre auf die Soldaten losschlug. Die Franzosen nahten dem Wirkungskreise des Genannten. Ramin erblickte des Königs Hausgenossen und trat grüßend heran.

„Wie, Herr General, Sie hier?" rief La Mettrie. „Sind Sie von Berlin nach Potsdam versetzt?"

„Doch nicht! Bin blos zur Aushilfe da. Die Majestät befahl, ich möchte herauskommen und ein Bataillon exercieren, das keine Raison lernen will. Muß auch gestehen, größere Lumpenhunde sind mir nicht vorgekommen, als diese. Es ist nichts in sie

hineinzubringen. Aber ich will ihnen das Exercitium einbläuen," — und der sechs Fuß hohe General schwang drohend seinen Stock.

Friedrich Ehrenreich von Ramin war eine starke Gestalt von gemeinen Gesichtszügen, der Schrecken der Soldaten, der Abscheu der Bürger und der Liebling des Königs. Seine Rohheit war grenzenlos und seine Grausamkeit sprüchwörtlich. Friedrich aber liebte ihn; denn Keiner verstand die Führung des Stockes besser, als Ramin. Des Fürsten Huld fand Ausdruck in zahlreichen bedeutenden Geschenken. Er gab dem Grausamen Geld, niemals weniger, als sieben tausend Thaler. Er schenkte ihm Pferde, Uhren, Tabatieren, porzellanene Tafelservice und schließlich die Propstei Camin [1]).

„Wann beginnt das Spießruthenlaufen?" fragte La Mettrie.

Ramin sah auf die Uhr.

„In einer halben Stunde. Bis dahin Geduld, meine Herren," — er griff an den Hut und setzte das Exercieren fort.

Allmälig erschienen Bürger von Potsdam auf dem Platze, unter diesen Herr Hanfried. Der Spießruthenläufer war ein Bürgerssohn aus Potsdam, sein

1) Vehse. S. 172. ff.

Schicksal erregte allgemeine Theilnahme. Herr Hanfried stand in ehrerbietiger Entfernung zwischen zwei Freunden, und beobachtete das wüste Treiben Ramin's.

„Schuft, — Lumpenhund, — Canaille, — Racker, — ist das Gewehr beim Fuß?" brüllte der General einen jungen Soldaten an. „Sind das Handgriffe?" — und sein Stock fuhr sausend auf den blauen Sklaven.

„Achtung!" commandirte Ramin.

Der Soldat zwang die zerschlagenen Glieder in steife Haltung.

„Gewehr beim Fuß, — Eins — Zwei!"

Abermals verkehrt. Ramin drehte sich wüthend auf dem Absatze herum, fuhr mit dem Stocke weit aus, und traf das linke Auge des Unglücklichen. Ein Blutstreifen schoß hervor, das Auge hing zerquescht aus der Höhle.

Herr Hanfried stieß einen leisen Schmerzensschrei aus, die Freunde wandten sich ab, der Soldat taumelte.

Und Ehrenreich von Ramin?

„Haltet den Kerl fest," befahl er. „Das Auge ist hin! Da hast Du was für das zerbrochene Fenster," — und er warf dem halb Ohnmächtigen ein Goldstück vor die Füße [1]).

1) Vehse. Gesch. d. preuß. Hofes. IV. Th S. 173.

Trommeln wirbelten. Eine Schaar Soldaten, mit langen Ruthen bewaffnet, erschien auf dem Platze. Vor ihnen her schritt ein junger Mensch, bleich, zusammengedrückt, ein Opfer, das zur Schlachtbank geführt wird. Die Gasse bildete sich. Der Soldat wurde entkleidet bis auf Hosen und Hemd.

„Wie mich der arme Jansen dauert," sagte Herr Hanfried. „Seinen Vater hab' ich so gut gekannt, — und wie gleicht er seinem Vater! Findest Du das nicht auch, Lübke?"

Der Gefragte, ein Mann mit scharfen Zügen, hatte bisher die Blauen finsteren Blickes gemustert. Was die finsteren Blicke andeuteten, verkündeten laut die dräuenden Mienen. Aus allen Stirnfalten redeten verständlich Entrüstung und Zorn, um den Mund saßen Grimm, Flüche und glühende Verwünschungen. Kaum beachtete er Hanfried's Frage.

„Ich finde es!" warf er kurz hin. „Aber in die Behandlung, oder richtiger gesagt, in die Mißhandlung eines Bürgerssohnes von Potsdam finde ich mich nicht."

Herr Hanfried blickte entsetzt um, durch gewaltiges Räuspern des Freundes Worte verdeckend.

„Willst Du Spießruthen laufen, Lübke?" flüsterte er. „Ein Glück, daß kein Blauer in der Nähe steht."

Lübke lächelte höhnisch.

„Wir sind Sklaven," versetzte er, „der König sagt es, und der König ist ja ein großer Mann."

„Jawohl, der König hat Recht," bestätigte Herr Schneuze.

„Nur die blonden Haare hat er von seiner Mutter," sagte Hanfried. „Seine Mutter war eine Ratzig, und die Ratzig gehören zu den ersten Bürgern der Stadt."

„Und wir sind gekommen," grollte Lübke, „um einen Bürgerssohn blutig schlagen zu sehen. Wären wir nicht alle Sklaven, man könnte es nicht ertragen. Da uns jedoch der große König für Sklaven hält, so hat er ein Recht, uns wie Sklaven zu peitschen. — Ist das kein guter Schluß, Schneuze?"

„Ich halte mich an den Verschluß, nämlich an den Verschluß meines Mundes," antwortete Schneuze. „Das Schweigen ist für Sklaven klüger, als das Reden."

„Seht, eben stellen sie den armen Jansen vor die Gasse! Wie der unglückliche Junge zittert! Wenn das sein Vater wüßte, — im Grabe würde er sich umdrehen."

„Kommt hinweg, ich kann es nicht ansehen," sagte Lübke. „Gehen wir bis an die ersten Häuser der Stadt. Sodann kehren wir um. Sie haben ihn mittlerweile halb todt geschlagen, und wir können vielleicht dem armen Jungen irgendwie behilflich sein."

Der Offizier commandirte. Die Spießruthen sausten. Jansen krümmte sich unter den Streichen. Fünfzehn Male war er durch die Gasse gelaufen. Jetzt versagte ihm die Kraft. Allein die Stöcke der Unteroffiziere trieben ihn noch zehn Male hindurch. Beim letzten Gange brach er bewußtlos zusammen. Das Blut rann aus vielen Wunden und blaue Striemen bedeckten seinen Körper.

„Fort, — in's Lazareth mit ihm," befahl der Offizier.

Herr Hanfried und seine Freunde drängten durch die blauen Röcke.

„Was wollt ihr?" wurden die barmherzigen Samariter angefahren.

„Halten zu Gnaden!" sagte Lübke. „Der Soldat ist der Sohn eines angesehenen Bürgers aus Potsdam. Wir haben da Charpie und Binden, — auch ein Krüglein mit Wein."

„Packt Euch! Charpie und Wein mögt Ihr selber verschlucken. Die Binden aber legt Euch um's Maul, damit es in Sachen nicht redet, welche Stadtratten nichts angehen.“

Die heilige Agatha.

Aus dem grünen Hause waren Glück und Friede fortgezogen.

Adelgunde schmachtete in Fesseln der Leidenschaft, und sie war sich der Leidenschaft bewußt. Aber nicht mit Sklavensinn ging sie in Ketten, ihr sonnenhaftes Wesen strebte zum Lichte, es stritt mit den Schatten der Nacht. Sie kämpfte und rang. Sie war bemüht, den Einklang herzustellen zwischen Erkenntniß und Empfindung. Es gelang nicht. In dem Herzen hatten sich fremde Mächte festgesetzt, und diese thaten ihr Gewalt. Sie mußte zu dem schönen jungen Manne eine Neigung bekennen, unerlaubt und sündig. Wäre diese Liebe nicht strafwürdig, hätte sie deshalb vor der Mutter erröthen müssen? Wäre die Neigung vor Gott wohlgefällig, wie hätte sie Krieg und Verwirrung in die Seele gebracht? Und Adelgunde vergoß bittere Thränen.

Auch Herr von Waldheim hatte Ruhe und Sicherheit verloren. In dem geliebten Kinde sah er die

Leidenschaft glühen. Täglich sah er den Franzosen, wie einen bösen Geist, einbrechen in den stillen Frieden seiner Familie. Er beobachtete, wie der Versucher geschickt die Flammen anblies in dem jugendlichen Herzen, dieselben Flammen, welche ihn selbst verzehrten. Der Vater sah von ferne die Gefahr heranschleichen, furchtbar und schrecklich, und er stand ihr wehrlos gegenüber. Charnier war sein Retter, aus dem Elende hatte er ihn gezogen, ihm angenehme Verhältnisse bereitet. Und der Preis? — Der Vater fuhr nach der heißen Stirne, und Grimm erfaßte ihn gegen den Elenden.

Eleonore war wieder bleich und still geworden, wie in dem Hintergebäude der Friedrichsstraße. Noch schmerzlicher empfand sie die Verirrung des Kindes, als der Gatte, noch furchtbarer schreckte sie nahendes Unglück. Sie sann auf Wege der Rettung. Zunächst lag die Entfernung Adelgundens aus Sanssouci. Sie dachte an ferne Freundinen aus den Tagen des Glückes, bei denen die Tochter weilen konnte. Aber die Geneigtheit der Freundinen zur Aufnahme des Kindes war fraglich. Auch ihr wurde die traurige Erfahrung, daß mit glänzenden Verhältnissen zugleich Freundschaften erlöschen. Der reichen Baronin brachte man Dienste bereitwillig entgegen, für die arme Frau gab es keine helfende Hand.

Und dann, — würde mit der Entfernung Adelgunde geheilt worden sein? Eleonorens klarer Verstand und ihre Kenntniß des menschlichen Herzens sagten entschieden — nein! Auch in der Ferne brannte die Leidenschaft fort, vielleicht glühender angefacht durch allerlei Gaukelkünste der Phantasie.

Und Herr von Charnier, würde er Adelgundens Abwesenheit ertragen haben? Würde er nicht der Geliebten nachreisen? Und was hätte sich in der Ferne, ohne den Schutz des älterlichen Hauses, ereignet? Eleonore kannte Fälle dieser Art mit jämmerlichen Ausgängen.

So hatten die Geister des Umsturzes, welche zu Sanssouci herrschten, von dem grünen Hause Besitz genommen. Der Friede floh vor ihrem Hauche und das Glück. Verwirrung stiftend, umkreisten sie Vater, Mutter und Kind.

Die Mutter hatte immer noch nicht gefragt, und die bevorstehende Frage quälte ruhelos Adelgunde. Seit jenem Begegnen, welches die mütterliche Frage veranlaßte, gab es wieder viele Zwischenfälle. Herr von Charnier trat wiederholt in den Weg, er schien ihre Ausgänge zu belauschen, und sie konnte nicht sagen, daß ihr das Begegnen unangenehm sei. Das Gegentheil mußte sie gestehen. Fragte nun die Mut-

ter nach All' dem, — was mußte sie bekennen? Sie verhüllte das Angesicht und weinte.

Heute war Frau von Waldheim nach Potsdam in die heilige Messe gegangen und mit einem Buche zurückgekehrt. Die bleiche Frau brachte zugleich Ruhe und sichere Haltung mit, — hatte sie das Mittel der Rettung gefunden?

Nach Tisch ging Waldheim, wie gewöhnlich, in den Park. Adelgunde wirthschaftete in der Küche. Eleonore saß arbeitend. Vor ihr auf dem Tische lag das Buch. Der Besen fuhr reinigend über den Hausflur, und bald darauf kam Adelgunde herein.

„Franziska erwartet mich, liebe Mutter! Erlaubst Du den Besuch?“

„Heute nicht, mein Kind!“ lautete die sanfte Antwort. „Das regelmäßige Begegnen mit Herrn von Charnier, so oft Du nach der Mühle gehst, verstößt gegen die Sittigkeit der Jungfrau. Seine Besuche können wir zwar nicht ablehnen, Dir selbst aber wird angenehm sein, den jungen Mann nur in meiner Gegenwart zu sprechen.“

Adelgunde erröthete, griff zur Arbeit und saß an der Seite der Mutter.

„Unser aufmerksamer Herr Pfarrer gab mir da ein schönes Buch,“ fuhr Eleonore fort. „Es enthält

das Leben einiger Heiligen, unter diesen das Martyrium der heiligen Agatha. Schon oft hörte ich von dem bewunderungswürdigen Heldenmuthe jener christlichen Jungfrau. Auch Dich wird der Stoff ansprechen."

Sie öffnete das Buch und reichte es der Tochter.

Die mütterliche Weisung enthielt nichts Befremdendes. Oft bildete die Legende Gegenstand der Unterhaltung. Dennoch klang es heute wie Absicht und ernste Mahnung aus dem Auftrage. Adelgunde dachte unwillkürlich an den Augenblick, da sie aus Charniers Hand Zayre empfing.

Die Tochter las:

„Kaiser Decius wüthete gegen die Christen. Er hatte einer Secte, die sich mit der Zügellosigkeit des Heidenthums nicht vertrug, den Untergang geschworen. Das Christenblut floß in Strömen. Die Qualen waren ausgesucht und grausam."

„Auf der Insel Sicilien würgte Quintian, kaiserlicher Statthalter, die Christen. Das Erwürgen entsprach dem Charakter des Statthalters. Quintian war ein Mensch von seltener Grausamkeit. Das Morden vergnügte ihn, je mehr Blut floß, desto heißer wurde sein Blutdurst. Er ließ die Christen peitschen, bis von den zerrissenen Gliedern das Fleisch herab

hing. Er warf sie in die Flammen, er ließ sie lebend in Säcke nähen und in das Meer stürzen. Er röstete sie auf glühendem Eisen. Er spannte sie auf Räder, welche die Knochen langsam aus den Gelenken zogen. Er gebrauchte alle Qualen, welche seit zweihundert Jahren das Heidenthum gegen die Anhänger Christi ersonnen."

„Aber die herkömmlichen Martern genügten ihm nicht. Quintian machte neue Erfindungen in der Henkerkunst. Seine kalte Grausamkeit überflügelte Nero, welcher die Christen mit Pech umhüllen und lebendig anzünden ließ, um als Pechfackeln heidnischen Ausschweifungen zu leuchten. — Dennoch war Quintian ein sehr gebildeter Heide. Er schrieb classisches Latein, verehrte die Kunst, sprach mit Verständniß über die Dichter, vorzüglich über Ovid. Die Verehrung für Ovid hatte ihren besonderen Grund: — Quintian war ein Wüstling. Vor allen Götzen verehrte er Venus, die Göttin der Unzucht."

„Zu Catanea, dem Wohnsitze dieses Ungeheuers, lebte Agatha, eine christliche Jungfrau. Agatha war von adeliger Geburt, sehr reich und von wundervoller Schönheit. Quintian erspähte sie, und lodernde Leidenschaft ergriff ihn. Er machte seine schamlosen Anträge. Sie wurden mit Verachtung abgewiesen. Dies

fiel auf. Er schöpfte Verdacht, Agatha möchte Christin sein. Der Verdacht bestätigte sich, und nun war die Jungfrau wehrlos der Gewalt des grausamen Statthalters verfallen."

„Quintian saß harrend in seinem Prunkgemache. An den Wänden standen Figuren von großer Kunst, wenn Kunst die vollendete Darstellung des Natürlichen ist. Die Figuren waren ganz nackt, lüstern in Stellung und Haltung. Wollüstige Gemälde schmückten das Zimmer, und selbst in der Atmosphäre lagen Ausschweifung und Leidenschaft."

„Die schöne Jungfrau trat vor den harrenden Statthalter. Sie wurde mit süßen Worten empfangen und mit verlockenden Schmeicheleien. In dem Gesichte des Heiden brannten unreine Gluthen und über seine Lippen strömten schlüpfrige Reden. Allein die hehre Würde der Jungfrau bannte des Statthalters Gewaltthat, und ihre blendende Schönheit überwältigte seinen tyrannischen Sinn. Nicht gezwungen sollte Agatha ihn befriedigen, sondern freiwillig."

„Zu Catanea lebte Aphrodisia, ein Weib, mit ihren schamlosen Töchtern dem Dienste der Venus ergeben. Das Weib wurde vor den Statthalter gerufen."

„Du kennst die schöne Agatha," sprach Quintian. „Sie ist mir nicht willig, weil sie zur verruchten Secte

der Christen gehört. Die gemeine Lehre des Nazaräers zerstört alle Freuden des Lebens. Der gesunden Sinnlichkeit schmiedet sie Fesseln, sie hemmt den Lauf der Natur. Die reizende Agatha müßte der Liebling unserer göttlichen Venus sein, wäre sie keine Christin."

„Du hast Recht, Quintian! Nieder mit dem Christenthum! Denn es schändet die Götter und zerstört mein Gewerbe."

„Nimm Agatha in Dein Haus," befahl der Statthalter. „Behandle sie gut, versage ihr keinen Wunsch, der nicht meinen Absichten widerstreitet. Du bist erfahren in Künsten der Verführung; versuche Deine Kunst an Agatha. Gelingt es Dir, sie meinem Willen gefügig zu machen, bin ich Dein Schuldner."

Die keusche Jungfrau wohnte im Hause der Unzucht. Schreckliche Versuchungen kamen über Agatha. Sie kämpfte und rief zum Himmel.

Aphrodisia verstand wirklich die Kunst der Verführung. Ein Meisterzug dieser Kunst bestand in dem Einfalle, täglich Ovids wollüstige Dichtungen der christlichen Jungfrau vorzulesen. Agatha mußte stille sitzen und anhören. Die verlockendsten Bilder einer glühenden Phantasie zogen an der Hörenden vorüber. Das sittsame Mädchen bekämpfte die Bilder. Vergebens. Unreine Vorstellungen hafteten wider Willen in ihrer

Einbildungskraft. Und die schlüpfrigen Vorstellungen begleiteten im Hause des Lasters Anschauungen der nacktesten Wirklichkeit. Dazu kamen schlau berechnete Einflüsterungen gebildeter Heiden. Der Sinnengenuß wurde angepriesen, die Thorheit christlicher Lehren schlagend dargethan. Agatha's Kämpfe waren furchtbar, die Versuchungen überwältigend. Sie fühlte ihre Kräfte wanken, und ihre Gebete, von heißen Thränen unterstützt, drangen unabläßig zum Himmel. — Durch übernatürliche Kräfte siegte die Jungfrau.

Abermals erschien Aphrodisia vor dem Statthalter.

„Alle Mittel habe ich angewendet, das Herz dieses Mädchens zu gewinnen," sprach sie. „Es ist vergeblich. Die Christen sind unbesiegbar. Mit den Göttern scheinen sie der menschlichen Natur entsagt zu haben."

„Was that sie, — was sprach sie?" frug der Heide.

„Tag und Nacht verlangt sie nach Christus. Für ihn will sie leben und sterben."

„Die Thörin! Du hast nichts über sie vermocht, — dann wirken meine Mittel!"

Agatha wurde vor den Statthalter geführt. Er saß auf seinem Richterstuhle. Hart war sein Gesicht und dräuend seine Züge.

„Wessen Standes bist Du?" fuhr er sie an.

„Ich bin eine Freie und eine Edle!“

Quintian lachte höhnisch.

„Eine Edle, — und schämst Dich nicht, in Tracht und Lebensweise eine Sklavin zu sein?“

„Ich bin keine Sklavin, sondern eine Magd Christi.“

„Was ist das? Bist Du freigeboren und adelig, wie kannst Du eine Magd Dich nennen?“

„Christus dienen ist herrschen. Sein Dienst ist wahre Freiheit.“

Ueber des Statthalters Gesicht glitt es, wie boshafte List und Tücke.

„Wir ehren die Götter und verachten den gekreuzigten Galiläer, — sind wir deßhalb nicht frei?“

Agatha zögerte einen Augenblick.

„Nein, Du bist nicht frei,“ antwortete sie freimüthig. „Deine Götzenverehrung ist entwürdigende Sklaverei. Der Götzendienst erlaubt die Sünde, die Sünde aber unterjocht das Herz und stürzt in die Hölle.“

Quintian stampfte mit dem Fuße. Die umstehenden Henkersknechte harrten des Befehles. Der Statthalter machte eine Handbewegung. Die Knechte gaben der Jungfrau Backenstreiche, deren Macht sie taumelnd hin und her warf.

„Fort mit ihr!“

Agatha wurde in den Kerker geworfen. — Der nächste Morgen rief sie abermals vor den Tyrannen. Marterwerkzeuge lagen umher. Eine Folterbank stand bereit, die zarten Glieder auseinander zu reißen. Sie gewahrte die grausamen Dinge und betete.

„Agatha,“ redete sie der Heide zärtlich an, „wirst Du länger auf Deinem thörichten Sinne beharren? Bedenke Deine Jugend, Deine Schönheit, Deinen vornehmen Stand! Verläugne den Gekreuzigten, — ehre die Götter! Sei nicht verstockt in Deinem Wahne, — beschließe Dein Heil!“

„Mein Heil ist Christus!“

„Sei nicht von Sinnen, Agatha!“ fuhr Quintian schmeichelnd fort. „Du bist klug und verständig, — erwäge: wer ist Christus? Ein armer, namenloser Jude, den Pilatus an das Kreuz heften ließ. „Gott“ nannte sich der Betrüger, und er vermochte es nicht, den Händen seiner Mörder zu entrinnen.“

„Lästere nicht den Sohn Gottes!“ rief die Jungfrau. „Nicht gezwungen gab er sein Leben hin, sondern freiwillig zur Erlösung der Welt. An ihn glaube, zu ihm bekehre Dich, Quintian! Er ist die Wahrheit und das Leben. Er ist das Licht auf allen dunklen Pfaden, — er ist Herr und Schöpfer Himmels und

der Erde. — Betrachte Deine Götter, — was sind sie? Holz, Eisen, Stein! Was ist ihr Dienst? Entehrende Leidenschaften und scheußliche Laster."

„Sie lästert die Götter!" stießen die Henkersknechte hervor.

Der Statthalter saß in bebender Wuth.

„Dorthin!" — und er deutete auf die Folterbank.

Harte Fäuste ergriffen die Jungfrau. Sie wurde auf dem eisernen Gestelle niedergelegt. Arme und Füße wurden an beiden Enden der Folterbank festgeschraubt, und jetzt entfernten sich die Enden langsam. Agatha's zarte Glieder dehnten sich, es krachten die Gelenke.

„Halt!" gebot der Wütherich.

Straff angezogen ruhte Agatha's schöner Leib auf dem Folterbette. Quintian blickte finster zur Gequälten nieder, forschend las er in den schmerzvollen Gesichtszügen, aber keine Spur von Wankelmuth lag in denselben. Der Leib durfte weiter nicht auseinander gerissen werden, sollte das Leben nicht entfliehen. Der Heide wartete, — Agatha betete laut.

„Thörin, willst Du den Göttern opfern?"

„Nein! Christus lebe und sterbe ich!"

Wiederum winkte der Tyrann. Die Knechte rissen der Martyrin die Gewänder ab und griffen zu Geißeln, mit scharfen eisernen Häckchen an den Enden. Sau=

send fuhren die Streiche nieder, sie drangen tief in den angespannten Leib, aus zahllosen Wunden floß das Blut. Auf des Statthalters Wink ruhten die Geißeln.

„Löst sie!“ befahl er.

Mühsam erhob sich die Jungfrau von der Folterbank. Sie stand schwankend und taumelnd.

„Bist Du endlich mürbe? Willst Du dem elenden Juden entsagen? Besinne Dich wohl, — meine Geduld ist erschöpft!“

„Du bist ein Elender, Quintian! Du beschimpfst Deinen Herrn und Erlöser.“

„Ich ein Elender!“ schnaubte der Heide. „Ha — ha,“ — und häßlich klang das Lachen durch die Halle.

Er kniff die Lippen zusammen, fuhr mit der Hand zur Stirne und sann. Er winkte einem Schergen heran und gab Befehle. Agatha wurde an eine Säule gebunden. Um des Statthalters Mund spielte ein höllisches Lächeln. Offenbar hatte seine Erfindungsgabe neue Qualen ersonnen. Der Henker griff zu einem Messer und nahte der Gebundenen. Die wüste Hand des Schergen fuhr nach dem züchtigen Busen der Jungfrau. Scharfe Schnitte trennten die Brüste vom Leibe. Agatha zuckte zusammen, leise Klagetöne, kurz und durchdringend, zitterten über ihre Lippen.

Doch übernatürliche Kräfte bewahrten ihr Haltung und Bewußtsein.

„Grausamer Tyrann!" sprach sie. „Du schämst Dich nicht, an dem Weibe wegzuschneiden, was an der eigenen Mutter Dich ernährte?"

Dem Heiden erzwang Agatha's Verhalten weder Staunen noch Nachdenken. Er kannte die unverwüstliche Natur der Christen, die er auf glühendem Roste nicht selten Preislieder singen hörte zur Ehre des verachteten Galiläers.

„In den Kerker mit ihr!" befahl der Statthalter. „Sie bleibe ohne Verband und ohne Nahrung."

Nacht lag über der Stadt. Agatha betete. Sie konnte ihre Gedanken ungestört sammeln und auf den Schwingen der Andacht zum Throne des Allerhöchsten emportragen; denn kein Laut der Außenwelt drang in das finstere Verließ. Plötzlich begann es in dem Kerker zu leuchten. Die Gefange bemerkte die wunderbare Helle mit Staunen. Die Helle wuchs langsam und stetig, bis blendender Lichtglanz den Raum erfüllte. Agatha fühlte die Nähe überirdischer Gewalten, und ein nie empfundener Schauer rieselte ihr durch Leib und Seele. Vor der Martyrin stand eine leuchtende Gestalt, die ein holdes Lächeln in den strahlenden Zügen trug.

„Liebe Tochter!" sprach die Gestalt. „Ich war Zeuge Deiner Leiden und Deines Muthes. Du hast den Tyrannen überwunden. Ich komme, Dich zu heilen."

„Leiblicher Arznei bedarf ich nicht," entgegnete sie. „Mein Herr Jesus, dem ich gehöre, vermag es, wenn er will, mit einem Worte Alles wieder herzustellen. — Du kommst mich zu heilen, — wer bist Du?"

„Ich bin der Apostel Christi, zweifle nicht an mir," sprach der Leuchtende. „Der Herr selber, den Du liebst mit reinem Herzen, hat mich zur Heilung gesandt. Im Namen Jesu sei geheilt!"

Die Gestalt zerfloß, und am Leibe der Martyrin verschwand jede Spur erlittener Unmenschlichkeit.

„Du bist geheilt?" sprach am folgenden Tage verwundert Quintian. „Man kennt die Zauberkünste der Christen. Dich aber werden sie nicht retten. — Doch schöner bist Du, als zuvor. Erhalte Dich dem Leben, dem Genusse und der Ehre! Beim Jupiter schwöre ich Dir ein glänzendes Dasein! Sei klug, Agatha, entsage dem schändlichen Glauben der Christen!"

„Eitel sind Deine Worte und vergeblich," antwortete sie fest. „Steine anzubeten, ist verwerflich, und Steine sind Deine Götter. Dem höchsten Wesen,

dem einzig wahren Gott zu dienen, der mich wunderbar geheilt, ist eine süße Pflicht."

„Wer hat Dich geheilt?"

„Jesus Christus, der Sohn Gottes."

Der Name des Erlösers war dem Heiden peinvoll. Krampfhaft fuhr es durch seinen Körper und häßliche Geister verunstalteten sein Gesicht.

„Höre auf, ihn zu bekennen!" schrie er wild. „Seinen Namen zu hören, ist mir unerträglich."

„Und doch gibt es keinen anderen Namen," rief die Jungfrau begeistert, „in dem man selig werden kann, als der Name Jesus. Ihn will ich preisen und bekennen, bis zum letzten Augenblicke meines Lebens."

Wüthend sprang der Heide empor.

„Entkleidet sie!"

Von Schamröthe übergossen, ertrug Agatha die Gewaltthat der Schergen. Quintian deutete auf ein mächtiges Becken mit brennenden Kohlen. Blasbälge schürten emsig die Gluth, und wilde Funken sprangen zischend umher. Ueber die Kohlen wurde ein niederes Eisengestell gesetzt. Einige Schritte von der Eisenbahre entfehrt, lagen Glasscherben gehäuft. Die Henker fuhren in die klingelnde, schneidige Masse, und breiteten sie aus.

„Zuerst auf die Scherben," befahl der Statthalter.

Agathas zarter Leib wurde auf den Glassplittern gewälzt. Die scharfen Kanten zerschnitten die Haut und drangen in das Fleisch. Aus tausend Wunden floß das Blut. Die Heldin litt namenlose Pein. Zuweilen stöhnte sie schmerzlich, aber kein Klagelaut, keine Verwünschung gegen die herzlosen Schergen kam über ihre Lippen.

Da verhüllte die Sonne ihr Angesicht, und über der Natur lag es, wie Bangigkeit und Entsetzen. Grollende Donner fuhren durch die Stadt, aber die Donner brüllten nicht in Wetterwolken, sondern in den Eingeweiden der Erde. Der Boden wankte, heftige Stöße erschütterten die festen Grundmauern des Palastes. Der Wütherich beachtete nicht das Dräuen der Natur, sein teuflischer Sinn schwelgte im Anblicke der Gemarterten.

„Auf die Kohlen!" befahl er.

Agatha's bluttriefender Leib wurde auf den Rost gelegt. Das Blut rann in die Gluthen. Die Blasbälge der Henker schürten den Brand. Noch lauter brüllten die unterirdischen Donner, noch drohender schwankte die Erde. Das Volk lief zusammen. Bleiche Männer drangen in die Halle.

„Laß ab von Dieser!“ riefen sie Quintian entgegen. „Die Götter rächen die Unschuld.“

Der Statthalter zauderte. Das Erdbeben wuchs. Alles gerieth in schwankende Bewegung, schrecklich dröhnten die Donner, Häuser stürzten krachend zusammen, das Volk lief heulend und jammernd durch die Straßen. Viele wurden erschlagen, unter diesen des Statthalters Freunde, Silvinus und Falkonius. Quintian blieb keine Wahl. Ein Volkshaufe stürmte herein, Agatha wurde von dem Roste genommen [1]).

Die christliche Heldin lag betend im Kerker.

„Mein Herr!“ sprach sie. „Du hast von Kindheit auf mich behütet, — Du hast hinweggenommen von mir die Liebe zur Welt, — Du hast Sieg verliehen über alle Qualen, — nimm auf meine Seele!“

Mit dem letzten Worte schied der Martyrin siegreicher Geist. —

Die Legende schloß. Tief ergriffen saß Adelgunde. Bei Agatha's Qualen waren ihr öfter Thränen in die Augen geschlichen, und jetzt weinte sie still in sich

1) Quo tempore ingenti terraemotu urbs tota contremuit, ac duo parietes corruentes, Silvinum et Falconium intimos Paetoris familiares, oppresserunt. Quare vehementer comota civitate, veritus populi tumultum Quintianus, Agatham semimortuam clam reduci in carcerem imperat. Brev. rom. p. h. v. d. Februarii.

hinein. Es war ein eigenes Empfinden über sie gekommen, von dem sie keine Rechenschaft sich zu geben vermochte.

„Du hast gesehen, mein Kind," begann Frau von Waldheim nach langer Pause, „wie eine christliche Jungfrau sich verhalten muß, wenn die Pflicht an sie herantritt, ihre Unschuld zu vertheidigen. Schrecklich für Agatha müssen die Versuchungen im Hause der Sünde gewesen sein. Und wie listig Aphrodisia die Verführung einleitete! Sie träufelte das schmeichelnde Gift einer zügellosen Lektüre in das reine Herz der Jungfrau."

Diese Worte gingen Adelgunde schneidend durch die Seele.

„Glaube nicht, mein Kind, daß Quintian's Geist von der Erde geschieden ist. Lüsternes, frevelhaftes Begehren erfüllt heute noch die Gottlosen. Heute noch werden schlüpferige Bücher geboten, Schmeicheleien und tausend Verlockungskünste werden angewendet, zur Verführung der Unschuld."

Tiefer sank Adelgundens Haupt über die Arbeit herab, und Thränen fielen auf die fleißigen Hände.

„Darum ist es gut für eine Jungfrau," fuhr die Mutter berathend fort, „an leitenden Beispielen sich zu erbauen. Sie erkennt, was Pflicht und Jung-

frauenwürde fordern. — Heilsam ist auch der Blick in das häßliche Leben der Leidenschaft. Quintian war ein schrecklicher Mensch, — furchtbar durch seine Grausamkeit, gefährlich durch seine Wollust. Und hat Quintian, durch List und Verlockung, den schmählichen Zweck erreicht, — was ist aus dem Tempel des heiligen Geistes geworden? Ein wüstes Haus! Die Grundfesten der Furcht Gottes sind untergraben, das Haus bricht zusammen, und wo früher Gottes heiliger Tempel in reichem Schmucke prangte, da liegen öde Trümmer. Wo des Herrn süßer Frieden wohnte, dort nagt das Bewußtsein der Schuld. Das weiße Gewand der Reinheit, in der heiligen Taufe der Seele angezogen, ist befleckt und gräßlich entstellt. Die Lust des Augenblickes wurde zur Mutter nagender Gewissensbissen. Herabgestürzt von der Höhe jungfräulicher Würde, — in Schmach und Schande begraben, — ohne Achtung vor sich selbst, — ein Spielball der Leidenschaften, — ein Todtennagel im Sarge der Aeltern, — von ihrem Schöpfer abgefallen und verworfen: — das ist ein Mädchen, gefangen in den Schlingen Quintian's."

Adelgunde schauerte zusammen. Sie fühlte, daß in Bezug auf sie die zermalmenden Worte gesprochen wurden, daß Charnier verstanden wurde unter Quintian,

daß der mütterliche Scharfblick deutlich in ihrer Seele gelesen. Adelgundens Hände zitterten, ihr Angesicht war bleich geworden, und alle Kraft bot sie auf, die Fassung zu bewahren.

„Mein Kind!“ schloß die Mutter liebevoll. „Präge tief das Beispiel der heiligen Agatha in Deine Seele. Betrachte ihren Kampf in der Versuchung. Dieselbe Forderung stellt Gott an Dich, — behüte Deine Unschuld! Vergiß nicht, daß der wollüstige, gottlose Quintian lebt, und auch Dir versuchend nahen kann.“

Als Frau von Waldheim das Zimmer verließ, eilte Adelgunde in ihr Schlafgemach. Dort brach sie in die Kniee, und ein Strom von Thränen erleichterte das gepreßte Herz. Aber das Bild der heiligen Agatha wich nicht von ihr. Sie erblickte dieselbe lebhaft unter den Fäusten der Henker, blutend unter Geißelstreichen, gemartert auf der Folterbank, grausam verunstaltet an die Säule gebunden, gewälzt auf den Glasscherben und röstend über den Kohlen. Und alle diese Qualen wurden ertragen zur Vertheidigung jungfräulicher Reinheit. Und dann meinte sie, Agatha's Blick ruhe trauernd und anklagend auf ihr. Was hatte sie gethan, zur Abwehr Quintian's? Es war kein Zweifel: — Charnier hatte des Heiden Absichten! Klar wurde ihr das, seitdem sie wußte, was

Quintian von Agatha verlangte. Charnier's schlüpferige Lektüre, seine Schmeicheleien und zweideutigen Reden, — jetzt verstand sie Alles.

Dennoch widersprach der Vergleich Charnier's mit Quintian ihrer Neigung, die hartnäckig von dem übel beleumundeten Franzosen zu retten suchte, was zu retten war. Sie stellte ernstlich die Frage: kann der schöne junge Mann dem blutigen Heiden gleichen? Kann er mich in jenen schrecklichen Abgrund namenloser Entwürdigung stürzen wollen? — Die Fragen blieben unbeantwortet. Aber sie ging in den folgen-Tagen nicht nach der Mühle, das Begegnen zu verhüten. Sie saß auch nicht in der Laube, wo sie, in tiefer Neigung erglühend, so oft den Besuch empfangen.

Frau von Waldheim gewahrte mit Entzücken Adelgundens Kampf und Umkehr. Aber gewonnen war der Sieg noch lange nicht. Menschen von großer Willenskraft vermögen es zwar, tief eingewurzelte Leidenschaften in einer einzigen Hauptschlacht zu überwinden, und für immer aus dem Felde zu schlagen. Die Tochter des Parkinspectors gehörte aber nicht zu diesen starken Geistern. Mit Schrecken mußte sie ihre Liebe sogar zum Ebenbilde Quintian's sich gestehen. Und hätte er sie mit Ruthen gepeitscht,

auf glühendem Roste gebraten, — sie hätte ihn geliebt.

So stand Adelgunde vor einer Aufgabe, die schwache Menschenkräfte nimmer lösen werden.

Da Charnier weder auf dem Wege zur Mühle ihr begegnete, noch in der Laube sie fand, so suchte er sie im Familienkreise. Der kundige Weltmann gewahrte sogleich, daß feindliche Geister seine Absichten kreuzten. Adelgunde erschien gedrückt, in fortgesetzter Verlegenheit, von Schamröthe übergossen, und wagte nicht, den stattlichen Herrn anzusehen. Aber die Ohren konnte sie nicht verstopfen gegen den süßen Klang seiner Worte, deren Hauch die glühendste Leidenschaft verrieth und gleiche Empfindungen in ihrer Seele weckte.

Die Leidenschaft kennt keine Logik. Adelgunde durfte, ohne Selbstbetrug, Charnier's schlimmes Gelüsten nach dem kostbarsten Edelsteine ihres Wesens nicht läugnen. Dennoch begann sie, den gefährlichen Dieb zu vertheidigen. Sie fand Anwälte. Charnier's feiner Anstand, sein Zartgefühl, seine Liebenswürdigkeit, seine rettende That an dem Vater. Durfte sie ihn mit dem schrecklichen Quintian auf gleiche Stufe stellen? Und was er Verfängliches sprach, war es nicht absichtslose Galanterie seiner Nation? Die Vertheidigung spann sich weiter, bis endlich der Geliebte, gereinigt und

abgewaschen in den warmen Fluthen der Neigung, vor ihr stand.

Aber die Züchtigung blieb nicht aus.

Adelgunde saß arbeitend der Mutter gegenüber. Die Thüre öffnete sich weit, und herein trat La Mettrie, erhitzt von den Freuden der fürstlichen Tafel. Ihm folgte Charnier. Man setzte sich. Charnier, niedergedrückt und ernst, sprach wenig, dem Freunde die Unterhaltung überlassend. Als jedoch Adelgundens Blick den Schweigsamen traf, thaute er auf.

La Mettrie war im Zimmer hin- und hergeschritten und vor dem Cruzifixe stehen geblieben, das groß und hervortretend an der Wand hing.

„Frau von Waldheim," fragte Mettrie im Tone des Erstaunens, „was hat der angenagelte Mensch da zu bedeuten?"

Adelgunde schrack zusammen. Die Gefragte hob ernst das Haupt.

„Die bildliche Darstellung des Kreuzestodes unseres Erlösers," lautete kurz die Antwort.

„Ah" — und La Mettrie schnitt eine Grimasse. „Hätte nicht geglaubt, den gekreuzigten Juden hier zu treffen. Sie leben in der Atmosphäre von Sanssouci, Madame, und huldigen dem Aberglauben? Das

ist unverantwortlich! Sind Sie unempfänglich für die Luft der Aufklärung, welche Sie hier athmen?"

„Ich verstehe sie nicht, mein Herr!"

„Ohne Bild gesprochen: — ist das leuchtende Vorbild Ihres großen Königs nicht stark genug, Sie von dem Unsinne eines gekreuzigten Gottes zu heilen?"

Die Frage war verfänglich.

„Ich gebe dem Könige, was des Königes, und Gott, was Gottes ist."

„Ausgezeichnet!" rief La Mettrie lachend. „Aber ich wollte Ihnen keine Falle legen, wie die Pharisäer dem Rabbi von Nazareth. — Erweitern Sie den Spruch: — geben Sie der Vernunft, was der Vernunft ist. Ein gekreuzigter Gott! Gibt es etwas Abgeschmackteres?"

„Gott ist leidensunfähig, mein Herr!" entgegnete Eleonore mit Haltung. „Aus Liebe und Erbarmen hat er darum die leidensfähige Menschennatur angenommen. Er wurde der göttlichen Gerechtigkeit das Sühnopfer für die strafwürdige Welt."

„Neuerdings abgeschmackt," warf La Mettrie ein. „Die Lehre von der Menschwerdung Gottes ist ein Unsinn."

„Ein Geheimniß, mein Herr!"

„Gegen das sich alle Vernunft empört," — und

Mettrie schob die Perücke nach der linken Seite. „O ja, dieses Geheimniß von der Menschwerdung ist so unverdaulich und albern, wie tausend andere Narrheiten des Christenthums."

„Ist dem Allmächtigen Alles möglich, weßhalb sollte ihm die Menschwerdung unmöglich sein? — Indessen haben Sie Recht! Thorheit ist das Evangelium der Hoffart, und nur für die Armen im Geiste wird es gepredigt, — dies hat Jesus Christus selber gesagt."

La Mettrie drehte sich auf dem Absatze herum, das Gesicht häßlich entstellt, und abwehrend mit den Händen.

„Nennen Sie mir den Namen nicht, — er ist mir widerwärtig, unerträglich. Es ist der Name eines jüdischen Betrügers und überspannten Thoren."

Entsetzt blickte Adelgunde auf den Franzosen. Die Gotteslästerung packte mit Geierkrallen ihr gläubiges Herz, bittend sah sie auf Charnier. Dieser lächelte verlegen. Lächeln und Verhalten des jungen Mannes empörten Adelgunde.

„Herr von La Mettrie," sprach Eleonore entrüstet, „Sie beleidigen meine religiöse Ueberzeugung. Ich mache Gebrauch von meinem Hausrechte, — ich verbiete Ihnen jede weitere Gotteslästerung."

„Vergebung, Madame! Jede Kränkung lag mir ferne, wollte nur meine Ansicht aussprechen.“

Charnier benützte rasch den Augenblick, das Gespräch abzulenken. Allein die Unterhaltung kam nicht in Fluß, und bald verabschiedeten sich die Franzosen.

„Hast Du Quintian gesehen, mein Kind? Hat La Mettrie nicht auch gesprochen, wie jener Heide: nenne den Namen nicht, — unerträglich, widerwärtig ist er mir? Lebt nicht derselbe Christushaß in dem Franzosen?“

„Ein schrecklicher Mensch! Und Herr von Charnier schwieg. Er hat den Elenden nicht zurecht gewiesen.“

„Weil er die Gesinnung des Freundes theilt. Charnier ist ein Freidenker, wie La Mettrie. — Sittliche Abgründe umgeben uns, meine Tochter!“ fuhr die Mutter fort. „Wir müssen die Leuchten des Gebetes und der Wachsamkeit zur Hand nehmen, damit wir nicht straucheln in dieser Geistesnacht. Längst ertrug ich schwer Deinen Umgang mit Charnier. Du hast einen Blick in sein gottentfremdetes Wesen gethan. Sei auf der Hut. Die Versuchung und die Gottlosigkeit schreiten täglich über unsere Schwelle. Wir können es nicht verhindern, aber schützen müssen wir uns durch die Rüstung des Glaubens.“

An demselben Abend kniete Adelgunde in dem verschlossenen Kämmerlein. Sie betete. Allein die Gedanken stiegen nicht empor, der Geist hatte keinen Schwung. Zwischen Gott und ihr stand Charnier. Entsetzen flößte ihr das Geständniß ein, sogar den Freidenker zu lieben. Alle Kraft bot sie auf, die Neigung aus dem Herzen zu reißen. Es gelang nicht. Und jetzt kamen noch schrecklichere Geister über sie: — Mißtrauen und Zweifel an sich selbst. Sie konnte nicht erlangen, was sie erstrebte, ihr Herz war stärker, als ihr Wollen.

Die Landplage.

An der Ecke der Friedrichsstraße ist ein gewaltiger Löwe roth angemalt. Die rechte Tatze hebt er drohend empor, und den drohenden Krallen gegenüber, in einer Entfernung von wenigen Linien, steht ein halbgefülltes Weinglas. Flüchtig betrachtet, glaubt man, der Löwe halte das Glas in der Tatze und wolle es in den weit geöffneten Rachen schütten. In bedenklicher Nähe der verkehrten Fronte des Leuen ist eine mächtige Platte gemalt. Sie enthält Würste, Schinkenscheiben und ein räthselhaftes Etwas, wahrscheinlich Sauerkraut.

Dieser anziehende Schild prangt über dem Eingange einer besuchten Wirthschaft. Der Eingang führt unmittelbar in eine große Stube, wo gewöhnliche Leute sitzen. An die Stube stößt ein freundliches Gemach, wo angesehene Bürger jeden Sonntag Abend ihr Glas trinken, politisiren, raison-

niren und vor Freunden allen Jammer ausschütten, der sich im Laufe der Woche angesammelt.

Zu diesem Kreise vertrauter Freunde gehört auch Herr Hanfried. Das traute Stübchen ist ihm Bedürfniß; denn das strenge Regiment der Hausfrau duldet kein Raisonniren. Noch strenger hält sie auf Ordnung, seitdem der Schnüffler in das Hintergebäude gedrungen. Frau Hanfried beugte sich respektvoll unter den Stock des Königs, weniger aus Ehrfurcht vor der königlichen Krücke, als aus Klugheit. Mit dem Manne hatte sie ihre liebe Noth, der weniger klug war und sich der gesetzlichen Sklaverei nicht fügen wollte. Unverständliches Brummen duldete sie zwar, kam jedoch der arbeitende Vulkan zum lautverständlichen Ausbruche, dann legte sie die Hand auf den speienden Krater des schimpfenden Eheherrn. Da nun der gewaltige Arm der vorsichtigen Ehehälfte in das Stübchen zum rothen Löwen nicht reichte, und Herr Hanfried dort unter Gleichgesinnten saß, so ließ er alle drückenden Empfindungen in berechtigten Klagen erleichternd ausströmen.

Heute saßen die Bürger bedenklich. Das Talglicht warf seinen Schein auf stark geröthete Gesichter, welche drohend zwischen Tabakswolken glühten.

„Der arme Jansen ist also gestorben," sagte Han=

fried. „Drei Wochen kurirten sie an ihm, und schließlich haben sie die Wunden der Spießruthen nicht heilen können. Das ist so des Königs Art! — Den Leuten reißt er die Köpfe ab und will sie hintennach wieder aufsetzen. — Jansens Tod beklage ich nicht. Er ist gut aufgehoben, — er ist aus der Sklaverei erlöst."

„Wie lange ist es her," fragte Schneuze, „daß der König die alte Frau viertheilen ließ? Drei Monate! Viertheilen, — und weßhalb? Weil sie zwei Soldaten durchgeholfen. O ja, — der König ist groß in Allem, sogar in der Grausamkeit!"

„Im vorigen Winter hatten sich an die zwanzig Gefangene erhängt," sagte Lübke. „Frost, Hunger und Mißhandlung brachten die armen Teufel um den Verstand. Sollte aber Jeder in Preußen gehängt werden, der keinen Verstand hat, dann müßte der König zuerst an den Galgen."

„Das erkläre uns, Lübke!"

„Sehr einfach! Betrachtet Preußen, — was ist unser Land? Eine große Kaserne. Alles was lebt in Preußen und sich regt, steht im Dienste des Soldatenwesens. Um die Kriegskasse zu füllen, Kriegsmaterial aufhäufen und die blauen Röcke bezahlen zu können, legt uns der König Steuern auf alle Lebens-

mittel, — sogar auf das Salz. Dagegen unterdrückt der König Handel und freien Verkehr. Um ganz Preußen herum läuft eine hohe chinesische Mauer, — es kann nichts herein, und ohne des Königs Willen auch nichts hinaus. Wollt ihr über die Grenze in Geschäften oder zum Vergnügen, so könnt ihr es nicht ohne des Königs Bewilligung und ohne die Bestimmung des fürsorgenden Landesvaters, wie viele Thaler und Groschen ihr mitnehmen dürft. Das Recht, Fabriken anzulegen, verkauft der König an Juden und Franzosen. Diese zahlen Millionen in die Kriegskasse, und pressen die Millionen wieder an uns heraus. Daher kommt es, daß in Preußen ausländische Artikel und Fabrikate sechsmal so theuer sind, als im übrigen Deutschland. Die Erzeugnisse unseres Landes finden nach Außen keinen Absatz, weil Friedrich der Große den Handel erwürgt. Fremdes Geld kommt nicht herein, und die Preußenthaler wandern allmälig in die Kriegskasse. Wir werden ausgesaugt, ruinirt. Ein König aber, der so handelt, hat keinen Verstand."

Beifällig nickten die Bürger.

„Und die Landstraßen, wie erbärmlich sind sie!" sprach Schneuze. „Die Geleise sind Fuß tief ausgefahren, die Straßen sind voll Löcher und Gruben.

Regnet es, so ist nicht durch zu kommen. Stattliche Kasernen haben wir, aber keine Verkehrswege, — und darin liegt auch kein Verstand."

„Wißt ihr schon," sagte ein Anderer, „daß der Verkauf des Brennholzes einer Gesellschaft von Juden monopolisirt ist? Ja, — Bürger, Niemand darf Brennholz verkaufen, als jene Juden, die jährlich dem Könige für dieses Recht einige hunderttausend Thaler bezahlen. Hier steht es gedruckt," — er zog eine Zeitung hervor. „Und was kostet der Haufen Brennholz bei den Juden? Sechszehn Thaler vier Groschen."

Ein Aufschrei allgemeiner Entrüstung.

„Seht her, da steht es gedruckt! Bisher kostete der Haufen zwei Thaler, — künftig haben wir vierzehn Thaler mehr zu zahlen [1])."

„Es ist himmelschreiend!" rief Lübke. „Der König verkauft uns an Juden und Franzosen. Wir müssen diese Schufte durch unseren sauren Schweiß bereichern und selber dabei zu Grunde gehen. Ist das ein Landesvater? Eine Landplage ist er!"

„Wir sind ja Sklaven, Lübke! Vergiß nicht: — Sklaven sind wir," sagte Hanfried. „Der König behauptet es, und er beherrscht uns wie Sklaven."

---

1) Klopp, S. 320.

„Ihr thut dem Könige Unrecht," sagte ein Anderer, glühend vor Ingrimm. „Seht, der König ist ein großer Geist, — das könnt ihr jede Woche in den Zeitungen lesen. Große Geister streben natürlich nach Vergrößerung. Schlesien hat er den Oesterreichern bereits abgenommen. Jetzt kommt Böhmen an die Reihe. Der Kriegsplan soll schon fertig im Schreibtische des Königs liegen. Zum Kriege braucht man Geld. Um Geld zu bekommen, setzt er Juden und französische Pascha über uns, welche das Geld herauspressen. Im Uebrigen bin ich der Meinung, Kriege und blutige Gedanken möchten des Königs Herz verhärtet haben. Und so ist er aus einem gütigen Landesvater ein herzloser Tyrann, eine Landplage geworden [1])."

„Einverstanden, Gottsched!" sagte Lübke. „Wir haben das Glück, unter der Knute eines Tyrannen zu seufzen. Der König streckt seinen Scepter aus über Preußen, und die Landplagen nehmen kein Ende."

Die Thüre öffnete sich und ein Gast trat ein. Der Mann trug einen blauen Rock, hatte eine soldatische Haltung und nur einen Arm. Er grüßte steif die Gesellschaft und setzte sich an den Tisch. Die Unterhaltung verstummte. Blicke des Argwohnes und

1) Dohm, IV. 512.

des Hasses schossen auf den Blauen. In allen Gesichtern stand deutlich geschrieben: — „ein Spion."

Friedrich unterhielt zahlreiche geheime Polizeiagenten. Diese schlichen kundschaftend durch alle Kreise der Gesellschaft, dem Könige von allen Vorgängen berichtend.

„Herr Wirth, einen Krug Bier!" sagte der Blaue. „Der Wein ist mir zu theuer. Alles schlägt auf in Preußen, — es wird unerträglich. Früher kostete der Krug Wein drei Groschen, — heute kostet er zehn. Nun liest man gar in den Zeitungen, daß auch das Brennholz unter Monopol gestellt wird. Denkt euch, — das Brennholz, welches der Aermste braucht, will er nicht verhungern, oder im Winter erfrieren."

„Salz braucht der Aermste nicht minder, als Holz," warf Lübke gleichgültig hin.

„Auch die Salzsteuer ist ungerecht und drückend," versicherte der Einarmige. „Daraus entsteht Unzufriedenheit, — darum sitzen die Bürger in den Wirthshäusern zusammen und raisonniren. Sie haben Recht! Wer muß da nicht raisonniren?" — und forschend liefen die Augen des Blauen durch den Kreis.

„Wer ist unzufrieden, wer raisonnirt, Herr Feldwebel?" fragte Hanfried ängstlich.

„Wer? Nun, die Herren werden das wissen," und der Feldwebel blinzelte pfiffig.

„Das sind uns Neuigkeiten," versicherte Hanfried. „Jedermann ist zufrieden, Jedermann ist glücklich unter der Herrschaft des großen Königs."

„Durch seinen Kriegsruhm hat der König Preußen auf den Leuchter gestellt, und wir Alle zehren von diesem Ruhme," sagte Gottsched. „Wir sind stolz darauf, Preußen zu sein. Dabei ist Friedrich der barmherzigste Fürst. Er hat ein Herz für die Leiden seiner Unterthanen. Von Sonnenaufgang arbeitet er für uns. Er opfert uns seine Gemächlichkeit, seine Gesundheit. Er ist der ausgezeichnetste Potentat von ganz Europa."

„Barmherzig nennt Ihr den König?" warf der Feldwebel ein. „Aber die Prügel, — die Spießruthen, — die Schubkarren von Spandau und Magdeburg?"

„Das ist nothwendig, zur Aufrechthaltung der Ordnung," erklärte Schneuze. „Es ist noch Keiner geprügelt worden, der es nicht verdient. Kurz und gut, wir dulden keine üble Nachrede gegen den König."

„Gewiß nicht," bestätigte Lübke. „Friedrich der Große ist ein Muster für alle Fürsten der Welt.

Was er denkt, ist gut, — was er spricht, ist weise, — was er thut, ist groß. Er ist der beste Landesvater, milde, gerecht und besorgt. Will Er gegen den König raisonniren, Herr Feldwebel, dann muß Er sich eine andere Gesellschaft suchen."

„Nun, — nun," — brummte der Blaue, „schlimm war es nicht gemeint. In Allem stimme ich den Herren vollkommen bei."

Der geheime Agent hatte neben dem Spioniren noch eine andere Aufgabe. Er sollte die philosophischen Geister von Sanssouci nach Kräften in die Gesellschaft einführen.

„Wissen die Herren schon den neuesten Witz des Königs?" fragte er.

„Meint Er den Witz über Maria Theresia?"

„Ach nein, — der ist ja schon acht Tage alt!" rief der Blaue. — „Gestern kam ein Landpfarrer zur Audienz. Er wollte Aufbesserung seines Gehaltes. Der König examinirte den Pfaffen."

„Kann Er mir sagen, was die Arche Noa's gewesen ist?" fragte der Fürst.

„Ein großes Schiff," antwortete der Pfaff, ohne sich lange zu besinnen.

„Falsch!" rief der König. „Gott hat zu Noa gesagt: Baue Dir einen Kasten, nimm von allen

Thieren ein Paar in den Kasten, damit der Samen erhalten werde. Mithin war die Arche Noa's ein Samenkasten."

Und aus vollem Halse lachte der Feldwebel. Auch die Bürger lachten, aber das bürgerliche Lachen klang sehr gezwungen.

„Ein geistreicher Witz!" sagte Gottsched. „So etwas kann nur in dem gescheidtesten Kopfe wachsen, der jemals auf den Schultern eines Menschen saß."

„Das könnt ihr glauben, witzig ist der König, besonders im Punkte der Religion," rief der Einarmige. „Er versteht es meisterhaft, dem Aberglauben Hiebe zu versetzen. Regiert er noch zwanzig Jahre, dann hat er Pfaffentrug und Fanatismus säuberlich hinweggefegt."

„Auch meine Ansicht, — es wird immer besser," bestätigte Lübke in einem Tone, der an Spott grenzte. „Die Kirchen werden immer leerer, die Schnurren gegen die Religion immer beliebter. Und in Allem geht der König mit seinem guten Beispiele voran."

„Glaubt aber nicht, Bürger," sprach der Blaue eifrig, „daß Witze gegen die Religion dem Könige genügen. Er greift die Infame kräftiger an, — er schreibt Bücher gegen sie."

„Bücher?" riefen die Bürger verwundert.

„Und was für Bücher? Jedes Wort darin ist ein Galgen für den Aberglauben.“

„Wo sind diese Bücher zu haben?“ fragte Lübke.

„Nirgends bis jetzt! Nur Auszüge erscheinen zuweilen in den Zeitungen. Interessirt es die Herren, so könnte ich mit einem solchen Auszuge aufwarten.“

Allgemeines Verlangen, gespannte Neugierde.

„Ich will den Herren vorlesen! Es ist zwar etwas hochgeschrieben, — die Hauptsache verstehen wir aber doch.“

Und der Apostel des Evangeliums von Sanssouci las:

„Die christliche Religion hat, wie diejenige aller Herrschaften, einen schwachen Anfang gehabt. Ein Jude aus der Hefe des Volkes, von zweifelhaftem Ursprunge, der unter die Abgeschmacktheiten alter hebräischen Prophetien die Vorschriften einer guten Moral mischte, dem man Wunder beilegte, und der schließlich zu einem schimpflichen Tode verurtheilt wurde, ist der Held dieser Sekte. Zwölf Fanatiker verbreiteten sie vom Oriente bis nach Italien, und wenn man einige Wunder ausnimmt, die geeignet sind, eine glühende Einbildungskraft aufzuregen, so lehrten sie nur den Deismus. Diese Religion begann

sich zu verbreiten in einer Zeit, wo das römische Reich unter der Tyrannei einiger Ungeheuer seufzte, die nach einander es beherrschten."

„Wer sieht nicht aus der Geschichte der Kirche, daß sie das Werk der Menschen ist? Welche erbärmliche Rolle lassen sie ihren Gott spielen! Er schickt seinen einzigen Sohn in die Welt. Dieser Sohn ist Gott. Er opfert sich selbst, um sich mit seiner Creatur zu versöhnen. Er macht sich zum Menschen, um das verdorbene menschliche Geschlecht zu erlösen. Was geht hervor aus einem so großen Opfer? Die Welt bleibt eben so verdorben, wie sie gewesen ist. Dieser Gott, welcher spricht, es werde Licht, — sollte er sich unzulänglicher Mittel bedienen, um zu ehrwürdigen Zwecken zu gelangen? Ein einfacher Akt seines Willens genügt, um das moralische und physische Uebel aus der Welt zu bannen, um den Nationen einen Glauben einzuflößen, der ihm gefällt, und um sie durch die Wege seiner Allmacht glücklich zu machen. Nur enge und bornirte Geister mögen Gott ein Verfahren beilegen, welches seiner Vorsehung so unwürdig ist, indem sie ihn nämlich auf dem Wege der größten Wunder ein Werk unternehmen lassen, das ihm nicht gelingt [1]."

1) Oeuvr. VII. 133.

Die Zuhörer, gläubige Protestanten, saßen betroffen. Die Götterlästerungen empörten sie. Herr Hanfried, die Gefahr des Widerspruches erwägend, trank seine Entrüstung in langen Zügen hinab.

„Was Er uns da vorgelesen," sagte Lübke, „hat der König niemals geschrieben."

„Nicht? Warum denn?"

„Weil der geistreichste Fürst so dummes Zeug nicht schreiben kann."

Der Feldwebel riß die Augen weit auf.

„Dummes Zeug? Das sagt Er von des Königs Worten?" — und der Blaue zog die Stirne in dräuende Falten.

Herr Hanfried stieß warnend den Freund mit dem Fuße. Lübke beachtete die Warnung nicht.

„Er ist voreilig, Feldwebel! Nicht die Worte des Königs nenne ich dummes Zeug, sondern das, was man dem Könige in die Schuhe schiebt. Was Friedrich der Große schreibt, ist geistreich, — was Er uns vorgelesen, ist dumm und einfältig."

„Dumm und einfältig? Beweise Er das!"

„Gib Er mir den Wisch einmal herüber."

Lübke wiederholte die Lektüre.

„Der Schreiber behauptet," fuhr Lübke fort, „Jesus Christus könne der Sohn Gottes nicht ge-

wesen sein, weil sein Opfer die Welt nicht gebessert habe. — Das ist nicht wahr! Auch ich kenne mich in der Geschichte etwas aus, — hab' nicht umsonst einige Schulen durchgemacht. Ich weiß, daß die Lehre Christi wie ein Licht in die Nacht des Heidenthums gekommen ist, daß die grundverdorbenen heidnischen Zustände durch das Christenthum verbessert wurden. Die Lehre Christi hat Millionen und abermals Millionen frommer Menschen gebildet. Sogar Heilige hat es gegeben in den ersten christlichen Jahrhunderten, — Menschen, wie das Heidenthum nicht einen Einzigen aufweisen kann. — Ist aber die Welt heute noch verdorben, so kommt dies nicht daher, weil Christi Lehre die Menschen nicht besser machen kann, sondern daher kommt es, weil die Menschen Christi Lehre nicht befolgen. Wie hat der Herr gesagt? „Befolget meine Lehre, und ihr werdet finden, daß sie aus Gott ist." — Einfältig und albern ist es darum, der Lehre Christi die Verdorbenheit der Welt beizumessen."

„Ganz richtig," rief Gottsched. „Der König kann das Zeug nicht geschrieben haben, — es ist kein Verstand darin."

„Weiter heißt es da: der Wille Gottes reiche hin, um das moralische und physische Uebel aus der Welt

zu bannen. Auch darin liegt kein Sinn. Gott will die Freiheit des Menschen. Will er aber die menschliche Freiheit, dann muß er es geschehen lassen, wenn Menschen die Freiheit zum Bösen mißbrauchen. Mithin wird Gott das moralische Uebel nicht aus der Welt bannen können, ohne die menschliche Freiheit zu vernichten. Das ist so klar, wie der Blödsinn dieser Zeilen, welche Friedrich der Große niemals geschrieben hat."

„Lübke hat Recht!" hieß es im Kreise.

„Das Zeug hat ein Kerl geschrieben," sagte Schneuze, „in dem ein neronischer Geist steckt, — das heißt ein Kerl, der allen Menschen die Freiheit rauben und sie zu Sklaven seiner Tyrannei machen möchte. Es ist ein Majestätsverbrechen, dem Könige so ein Machwerk anzudichten."

„Hört nur weiter, Freunde," rief Lübke. „Da heißt es: „Nur enge und bornirte Geister mögen Gott ein Verfahren beilegen, welches seiner Vorsehung so unwürdig ist, indem sie ihn nämlich auf dem Wege der größten Wunder ein Werk unternehmen lassen, das ihm nicht gelingt." — Wie dumm das wieder ist! Ich frage: welches Verfahren ist der Vorsehung unwürdig? Weil er seinen Sohn in die Welt sandte, Alle, die an ihn glauben und eines

guten Willens sind, selig zu machen? Darin sehe ich nichts Unwürdiges. Ich finde darin gerade den schlagendsten Beweis von der Liebe und Erbarmung Gottes. Millionen werden gerettet durch das größte Wunder, durch die Menschwerdung Gottes. Millionen werden nicht gerettet, sie gehen zu Grunde, trotz der Erlösung. Liegt darin etwas Unwürdiges für Gott, der sich von willenlosen Sklaven nicht will dienen lassen, sondern von freien Wesen? Gewiß nicht! Im Gegentheile, — darin liegt vielmehr gerade das Unwürdige des bösen Willens, der sich eben nicht retten und bessern lassen will. Da ist ein Todtkranker, der Arzt gibt ihm die rettende Medizin. Der halsstarrige Kranke verschmäht es, die rettende Medizin zu nehmen. Er stirbt. Ist die Medizin schuld? Nein, — die Verstocktheit des Kranken ist schuld. Das sieht jeder Schuljunge ein. Und der geistreichste Fürst Europa's sollte das nicht eingesehen haben? — Da hat Er den Wisch, Feldwebel! Für meine Person verbiete ich mir die Behauptung, der König habe den Unsinn aufgesetzt."

Der Blaue schob die Zeitung ein. Es schien ihm verfänglich, die Autorschaft des Königs aufrecht zu halten.

„Ich bin in gleicher Ansicht," sprach er. „Un=

möglich kann Friedrich der Große Dinge schreiben, die keine Kritik ertragen."

Die Bürger brachen auf. Herr Hanfried wandelte langsam durch die mondhelle Straße. Aengstlich überdachte er alle Worte, die er in Gegenwart des Einarmigen gesprochen. Er konnte zufrieden sein. Ueberschwänglich war sein Rühmen des Königs gewesen, der Spion konnte Nachtheiliges über ihn nicht rapportiren. Er hatte am lautesten gelacht zu dem neuesten königlichen Witze, er hatte sogar noch ein Sololachen fertig gebracht, als die Uebrigen schwiegen. Nicht einmal die vorgelesenen Gotteslästerungen hatte er angefochten, unter der Voraussetzung, daß sie vom Könige kämen, was der erfahrene Bürger keinen Augenblick bezweifelte.

Herr Hanfried konnte ruhig schlafen. Er durfte nicht fürchten, als „raisonnirende Canaille" nach Spandau oder Magdeburg in den Schubkarren geschickt zu werden.

Er stand vor dem Thore seines stattlichen Hauses und suchte den Schlüssel. Da lärmte es durch die Straße. Männer rannten ihm entgegen.

„Haltet ihn fest!" rief es. „Packt den Ausreißer!"

Herr Hanfried wußte, was dies zu bedeuten habe,

und fand für klug, hinter dem schützenden Thorflügel zu verschwinden. In demselben Augenblicke, als sich die Thüre öffnete, keuchte der gehetzte Flüchtling heran. Er sah die Oeffnung und stürzte hinein. Die Thüre fuhr heftig in das Schloß. Der Schlüssel wurde umgedreht und abgezogen, — Alles ohne Erlaubniß des betroffenen Hausbesitzers. Nicht einmal die Geistesgegenwart hatte der bestürzte Mann, den Eindringling beim Kragen zu fassen, der im Dunkel der Einfahrt verschwand.

Heftige Schläge donnerten gegen das Thor.

„Aufgemacht, — im Namen des Königs!" — und die Stimme donnerte noch schrecklicher, als die Schläge.

Hanfried hatte alle Fassung verloren. Klar war ihm nur, daß er einen Ausreißer aufgenommen, und daß er deßhalb möglicherweise auch geviertheilt werden konnte, wie jenes alte Weib. Todesangst überfiel ihn. Die Aufforderungen zum Oeffnen wiederholten sich, die Schläge wurden für das Thor gefährlich, und Herr Hanfried brachte es, trotz aller Mühe, nicht zu einer Erklärung. Jedes Wort blieb stecken in der Kehle und der Angstschweiß stand in dicken Tropfen auf der Stirne. Die Hartnäckigkeit des Thorverschlusses steigerte den Grimm der Stür-

menden. Zugleich wurde die Entschlossenheit des Hauseigenthümers klar, dem Fahnenflüchtigen um jeden Preis durchzuhelfen.

„Aexte und Brecheisen her," befahl eine erregte Stimme.

Da erschien ein rettender Engel, in Gestalt der Frau Hanfried. Sie trug ein Licht und einen Schlüssel. Kaum beachtete sie den todtbleichen Mann. Hastig und flink, als ruhe Verderben auf jeder Verzögerung, öffnete sie das Thor. Ein Haufen Soldaten drang herein. An der Spitze ein Unteroffizier, benarbt und grimmig von Gesicht.

„Wo ist der Ausreißer?"

„Ausreißer?" fragte Frau Hanfried verwundert entgegen. „In meinem Hause ein Ausreißer? Was denkt Er von uns?"

Der Benarbte lachte roh in das unerschrockene Gesicht der Hausherrin.

„Da hilft kein Ausreden, alte Fuchtel! Der Kerl da," und er deutete auf Herrn Hanfried, „hat den Ausreißer hier am Thore erwartet und ihn eingelassen. Heraus mit ihm!"

Groß war die Bestürzung der Frau Hanfried, aber noch größer ihre Empörung über die Frechheit des Soldaten.

„Ich eine Fuchtel?“ zürnte sie. „Wer gibt Ihm das Recht, ehrsame Bürgersfrauen zu insultiren?“

„Ehrsame Bürgersfrauen, — oho!“ höhnte der Soldat. „Das Militärgericht wird euch schon sagen, was ihr seid. — Mannschaft, vorwärts, — durchsucht das Haus,“ — und er riß der zitternden Dame, welcher das Militärgericht in alle Glieder gefahren, das Licht aus der Hand.

Der Benarbte, erfahren im Aufspüren versteckter Menschen, leuchtete zur Erde.

„Da ist die Spur seiner schmutzigen Schuhe, — folgt mir,“ — und sicheren Trittes stieg er die Treppe empor.

„Allmächtiger Gott, — wir sind verloren!“ stöhnte Frau Hanfried. Auch der Ehegemahl stöhnte, aber wortlos.

Sie folgten den Suchenden. Aus dem Schlafzimmer der ehrbaren Bürgersleute schallten Frohlocken, Flüche und Verwünschungen. Entsetzt sah Frau Hanfried, wie ein bleicher junger Mann unter dem Bette des Gatten hervorgezogen wurde.

„Wie steht's, — wollt ihr noch läugnen?“ rief der Unteroffizier triumphirend.

„Gott sei mein Zeuge, daß ich von Allem nichts begreife,“ versicherte Frau Hanfried. „Der Mensch

hat die Thüre offen gefunden, da ich hinabging, zu öffnen, und ist hereingeschlichen."

„Ganz der Wahrheit gemäß," lachte der Soldat. „Der Ausreißer hat die Thüre offen gefunden, weil ihr sie ihm geöffnet habt. Dieser ehrsame Bürger hier ist arretirt, als Hehler eines Ausreißers."

„Gerechter Himmel!" schrie Frau Hanfried laut auf. „Um Gottes willen, — Mann, — sprich doch, wie ist das Alles so gekommen?"

Der Aufgeforderte machte Anstrengungen zum Sprechen.

„Das Erfinden von Ausflüchten wird ihm schwer," höhnte der Benarbte. „Die ehrsame Bürgersfrau muß dem ehrsamen Bürger ein bischen helfen."

„Das ist so gekommen," brachte Hanfried mühsam hervor. „Ich gehe von dem rothen Löwen heim. Ich stecke den Schlüssel in die Thüre. Ich höre Schreien und Laufen. Ich störe mich nichts daran, — bin ein ruhiger Bürger, ein getreuer Sklave des Königs. Ich gehe durch die Thüre. Da springt zugleich ein Kerl herein, — schließt die Thüre und zieht den Schlüssel ab. Das ist Alles."

„Gut erfunden!" sagte der Unteroffizier. „Unser Klopfen und Rufen hat Er natürlich nicht gehört, sonst würde Er Rede gestanden haben."

„Ich brachte kein Wort hervor. Die Angst schnürte mir die Kehle zusammen.“

„Nicht so gut erfunden!“ sagte der Benarbte. „Kurzum das Militärgericht wird Ihm den Spruch thun. Und weiß Er, was für ein Spruch auf der Hehlerei von Ausreißern liegt? — Aufhängen!“

Frau Hanfried stieß einen Schrei des Entsetzens hervor. Der Gatte wankte und wäre umgesunken, hätten ihn zwei Burschen nicht ergriffen und zur Thüre hinausgeschoben.

Herzzerreißend war das Jammern der Frau Hanfried. Wie eine Löwin stürzte sie auf den Gatten, um ihn festzuhalten. Harte Fäuste stießen sie zurück. Ihr Wehegeschrei erfüllte das Haus und lockte die Bewohner herbei. Tröstende Frauengestalten waren um sie beschäftigt. Der Gatte sank unter der Einfahrt ohnmächtig nieder, und wurde von Soldaten hinausgetragen.

Der gute Hirt.

Das grüne Haus nahm innigen Antheil an dem Unglücke der Friedrichsstraße. Frau Hanfried suchte Trost und Rath bei den alten zartfühlenden Miethsleuten, und eine ganze Stunde hindurch flossen ihre Thränen über den bedrohten Gatten. Eleonorens sanften Worten gelang es, die erschütterte Seele zu beruhigen. Im Geheimen bewunderte sie die innige Liebe des bürgerlichen Weibes zum Gatten. Nicht entfernt hätte sie geglaubt, daß unter Frau Hanfrieds gestrenger Herrschermiene ein so zartfühlendes Herz schlage, und daß die Füße, welche die Pantoffelherrschaft mit tadellosen Regententritten andeuteten, ruhelos umherlaufen würden, zur Rettung des Beherrschten.

Die Insassen der Plauderstube im rothen Löwen, Lübke an der Spitze, hatten bereits Audienz. Sie bewiesen, daß Hanfried unmöglich dem Ausreißer mit Absicht das Haus öffnen konnte. Lübke brachte

schlagende Argumente, er führte so ausgezeichnet die Vertheidigung des Eingekerkerten, daß Friedrich überrascht dem beredten, klarsehenden Manne folgte, — der nicht von Adel war, keinen blauen Rock trug, sondern zur Klasse der Ehrlosen und Sklaven gehörte.

Dennoch erlangten die Bürger nichts. Der König verwies auf die gerichtliche Untersuchung, deren Resultat abzuwarten sei.

Mittlerweile lebte Frau Hanfried in großen Nöthen und schweren Sorgen. Fortwährend hing vor ihren Augen das Schwert des Damokles an dünnem Faden über dem Haupte des Gatten. Adelgundens Mutter fühlte aufrichtige Theilnahme für die Unglückliche. Sie ging öfter nach Potsdam, und jedesmal gelang es, die hinsterbende Hoffnung neu zu beleben.

Auch heute war Frau von Waldheim nach Potsdam gegangen. Adelgunde saß nähend in der Gartenlaube. Vor ihr auf dem Tische stand ein Käfig, der einen Canarienvogel enthielt, — ein Geschenk des Königs für den sorgsamen Parkinspector. Sie war mit dem gelben Sänger rasch vertraut geworden. Sie gab ihm Hanfkörner, Zucker und allerlei Naschwerk. Dafür sang der Gelbe seine schönsten Lieder,

ergriff mit dem Schnabel Adelgundens Finger, versuchte es sogar, die verlangten Küsse anzubringen.

Die Näherin arbeitete emsig. Charnier's Besuch durfte sie nicht erwarten; denn er weilte seit einigen Tagen zu Berlin. Aber sie dachte an den jungen Mann, und ihr Herz sträubte sich gegen jedes schlimme Urtheil über ihn. Hatte er La Mettrie's Gotteslästerungen nicht angefochten, so geschah dies keineswegs in Folge übereinstimmender Ansichten, sondern aus Vorsicht, die Geistesroheit jenes Menschen nicht zu reizen.

Die Gartenthüre ging. Charnier trat ein. Adelgunde empfing den Besuch tief erglühend. Der Vogel flatterte unruhig im Käfig, als sei eine Katze eingebrochen.

„Ich benütze den ersten freien Augenblick, mich Ihnen vorzustellen, mein Fräulein! Heute Nacht kehrte ich aus Berlin zurück, wo ich kein Vergnügen fand, und wo mich nur ein Gedanke beschäftigte."

Er ließ sich auf dem Stuhle nieder und saß ihr gegenüber.

„Die Hauptstadt des Reiches bietet doch viele Zerstreuung," entgegnete sie, dem schmachtenden Blicke des Franzosen ausweichend. „Berlin ist reich an Kunstschätzen, die besonders dem Kundigen erhabene

Genüsse bieten. Ihre Beziehungen zu dem Könige öffnen Ihnen die ersten Familienkreise, wo man Gelegenheit findet, manches edle Gemüth und manchen reichen Geist kennen zu lernen.“

„Das edelste Gemüth habe ich hier gefunden,“ sagte Charnier schwärmerisch. „Und was sind alle Kunstwerke der Welt gegen das Meisterwerk Gottes, das ich hier bewundern darf? Heimweh trieb mich zurück, Heimweh nach Ihnen. Entfernt von Ihnen zu leben, ist mir ganz und gar unmöglich. Wiederholt habe ich Ihnen meine Liebe gestanden, — und diese Liebe ist die Seele meines Daseins. O Adelgunde, — könnten Sie in Wahrheit nur das Geständniß ablegen, daß ich Ihnen wenigstens nicht gleichgültig bin.“

Sie beugte das verschämte Antlitz tief herab über die Arbeit, ihre Finger zitterten. Der Franzose, hingerissen von ihrer Schönheit, schwärmte in ihrem Anblicke, und der gefiederte Sänger stieß Klagetöne aus.

„Sie sprechen von Liebe,“ sagte sie mit unsicherer Stimme und ohne das Haupt zu erheben. „Sie nennen die Liebe zu einem sündigen Geschöpfe die Seele Ihres Daseins. Das ist unrecht, Herr von Charnier. Nur Gott und die ewige Bestimmung des Menschen

kann die Seele unseres Daseins bilden. Welchen vernünftigen und erlaubten Zweck könnte aber Ihre Liebe zu mir haben?"

„Diese Liebe ist sich selbst Zweck, theuerste Adelgunde! Die Liebe ist ein Himmel. An Ihnen liegt es, sich hievon zu überzeugen. Wollten Sie nur genießend in diesen Himmel der Liebe eingehen."

Sie überlegte und schrack zusammen. Ihr Auge ruhte forschend auf dem Franzosen, dessen Leidenschaft in hellen Flammen aufloderte. Sie blickte in diese Flammen, und mit Entsetzen las sie in brennender Schrift in Charnier's Zügen das lüsterne Begehren Quintians. Sie senkte das Haupt und Thränen stürzten über die erblaßten Wangen.

Er fuhr vom Sitze und kniete vor ihr.

„Verzeihung, mein Fräulein! Ich habe Ihr zartes Empfinden beleidigt, — Vergebung!"

Sie erhob sich und stand ernst vor ihm.

„Ja, Sie haben mich beleidigt, mein Herr! Was Sie von mir begehren, darf unter Christen nicht einmal genannt werden. Niemals habe ich Ihnen das Recht gegeben, ein Ansinnen an mich zu stellen, das ich verabscheue. Gehen Sie, mein Herr, — gehen Sie!"

„O Adelgunde, — Barmherzigkeit!" bat er

flehend. „Stoßen Sie mich nicht hinweg, — Vergebung!"

„Ich verzeihe Ihnen, — aber gehen Sie!"

Bestürzt erhob er sich.

„Ich gehe, wie ein zum Tode Verurtheilter. Nur die Hoffnung lassen Sie mir, wiederkommen zu dürfen."

„Sie wissen es, mein Herr, daß die Tochter des Parkinspectors dem Freunde des Königs Besuche nicht verwehren kann, mit denen er uns beehrt. Allein die Schmach, welche Sie mir angethan, zwingt mich, jede fernere Aufmerksamkeit entschieden abzuzuweisen."

Er ging.

Sie saß kummervoll vor der feiernden Arbeit. Klar hatte sie in der Seele des jungen Mannes gelesen, was seine Worte verhüllt ausdrückten. Thränen flossen unabläßig auf das weiße Linnen in ihrem Schooße, und der Gelbe im Käfig sang frohe Lieder über den Sieg der Gebieterin.

Allein der Sieg war nicht vollkommen, die Neigung keineswegs überwunden. Es kamen schwere Tage und mühevoll rang sie mit dem unbotmäßigen Herzen.

Die Mutter beobachtete genau. Sie hatte von

Adelgunde selbst Charnier's Besuch und Reden erfahren, und fand es an der Zeit, entscheidend einzugreifen.

„Mein Kind, Du kennst unsere Gewohnheit, öfter im Jahre die heilige Communion zu empfangen. Seit fünf Monaten ist dies nicht geschehen. Wir sind lau geworden. Morgen werden wir dem Allerhöchsten nahen, — bereite Dich."

Diese Worte machten auf Adelgunde ganz denselben Eindruck, als wenn ihr gesagt worden wäre: „Morgen hast Du vor Gottes Gericht zu erscheinen, um Rechenschaft abzulegen über Dein Thun, Denken und Wollen."

Bis Mitternacht brannte Licht im Zimmer Adelgundens. Sie saß betrachtend, sie blickte in ihr Gewissen, die geheimsten Falten des Herzens wurden aufgeschlagen. Allenthalben begegnete sie Charnier. Wo sich der Geist befleckt bekennen mußte vor Gottes heiligem Angesichte, da hatte er die Sünde veranlaßt. Dann bog sie das Knie vor dem Herrn und reichlich flossen die Thränen der Reue.

In die besten Gewänder gehüllt, gingen am frühen Morgen die Frauen zur Kirche. Eine greise Gestalt saß harrend im Beichtstuhle. Zuerst trat die Mutter vor das heilige Gericht. Adelgunde kniete

in ernster Sammlung und tiefgefühlter Reue. Sie versprach Besserung vor Gott, und feierliche Gelöbnisse banden sie fest an den Allerhöchsten. Sie kam sich vor, wie der verlorene Sohn, der nach langer Verirrung zum Vater heimkehrt. Und als jetzt Gottes Stellvertreter mit erhobener Hand über die Mutter den Spruch fällte, trat Adelgunde hinzu. Lange währte das Bekenntniß und Thränen fielen auf die Hände nieder, welche über dem Brette gefaltet lagen. Der Greis redete zu ihr und stellte Fragen. Seine Belehrungen zeugten von tiefer Kenntniß des Seelenlebens, und der Hauch seiner Worte fiel wie lindernder Thau in Adelgundens Gemüth. Jetzt sprach er über die reuige Bekennerin jenen gewaltigen Machtspruch, der lösend zum Himmel dringt.

Das geheimnißvolle Opfer begann. Den Tisch zum heiligen Mahle bedeckte weißes Linnen, und als der feierliche Augenblick kam, folgten Mutter und Tochter dem Rufe des guten Hirten: „Kommet Alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ Heilige Schauer durchrieselten Adelgundens Seele, als sie, in gläubigem Sinne, unter bescheidenen Brodsgestalten die himmlische Nahrung empfing. Gott selbst war eingezogen bei ihr. Neuerdings hatte er Besitz genommen von einem Herzen,

das ihm gehörte durch das Recht der Erschaffung und durch das Verdienst der Erlösung, das aber längere Zeit nicht für den Allerhöchsten, sondern für ein Geschöpf geschlagen. Adelgunde weinte Thränen der Freude. Sie fühlte die süße Wirkung des genossenen Mahles und Gottes starken Arm, der sie schützend umfing. Und als sie heimkehrte, da war Alles verändert und verjüngt. Klar wölbte sich der Himmel, und keine Kluft lag zwischen ihr und dem Herrn.

In den ersten Nachmittagsstunden wanderte Adelgunde abermals nach Potsdam. Ein Körbchen hing ihr am Arme. Sie ging durch manche Straße und lenkte zuletzt in eine enge Gasse, wo sie vor einem bescheidenen Hause den Klingel zog. Sogleich öffnete sich die Pforte. Eine hochbetagte Haushälterin empfing freundlich die Eintretende.

„Darf ich Sie auch wieder einmal sehen, Fräulein Adelgunde! Wie mich das freut, und wie groß Sie geworden sind! Beinahe mußte ich glauben, Sie hätten uns ganz vergessen.“

„Ich bin Ihnen deßhalb nicht fremd geworden, Jungfrau Margareth! Oft sprechen wir von Ihnen, und auch die schönen Legenden habe ich nicht vergessen, welche Sie in der Kindheit mir erzählten.“

Das freute die Alte.

„Gottes Segen über Dich, mein liebes Kind!" murmelte sie, nach dem Arbeitszimmer des Pfarrers vorausgehend.

Der geistliche Herr saß vor einem Kirchenvater, der in gewaltigem Einbande, mit Leder überzogen, und an den Ecken durch Messingplättchen geschützt, vor ihm lag. Bei dem hellen Klange der Mädchenstimme verstummten die ernsten Reden des Kirchenvaters, und der greise Herr fühlte selbst sich Vater, als er wohlgefällig auf ein Wesen blickte, das unter seiner leitenden Hand aufgewachsen. Er streckte ihr beide Hände entgegen, und eilte, so rasch es die morschen Beine erlaubten, dem Besuche entgegen.

„Mein theueres Kind," sei mir herzlich willkommen! Jeden Tag denke ich an euch, täglich bitte ich Gott für euer Wohl. Längst wäre ich hinaus gekommen, aber die alten Füße ertragen den weiten Weg nicht mehr."

„Wir sind von der väterlichen Liebe Euer Hochwürden überzeugt und danken für das fromme Gebet. — Was Sie im Beichtstuhle mir aufgetragen, wird hiermit erfüllt. Hier sind die Bücher, — die Geschenke des Herrn von Charnier."

Der Greis wurde ernst und trippelte nach seiner Brille. Er rückte einen Stuhl für Adelgunde heran,

und las die Titel der Geschenke. Bei jedem Titel schüttelte er bedenklich das Haupt, und in das faltige Gesicht trat lebhafte Entrüstung.

„Frevelhaft ist es, der unbefangenen Jugend solche Schriften in die Hände zu geben," rief er. „Ein ruchloser Mensch! Planmäßig hat er Dein Herz zu verderben gesucht. Und hier gar Voltaire's Zayre, — welche die Leidenschaft idealisirt und das Laster in verlockende Gewänder kleidet! Armes Kind, — das Alles hast Du gelesen?"

„Alles, ehrwürdiger Vater! Zayre las ich sogar sieben Male."

„Beruhige Dich, meine Tochter! Arglos tratst Du in Gesellschaft böser Geister, ohne Erfahrung und schlimme Absicht. Aber jener Charnier ist ein Elender! Mit Ueberlegung suchte er den verruchten Geist der Freidenker Dir einzupflanzen, von dem Pfade der Tugend auf den Weg der Sünde Dich zu locken. Das ist nichtswürdig! O ich kenne das vermessene Streben des Königs und seiner Umgebung! Die Folgen werden schrecklich sein! — Und was soll aus diesen Büchern werden?"

„Ich stelle sie zu Ihrer Verfügung, mein Vater!"

Der Greis trat zum Kamin, und brachte mit zitternden Händen ein Feuer zu Stande. Die frivolen

Geister brannten in hellen Flammen. Sie zogen, in Rauch und Feuer gehüllt, durch den Kamin in das Reich der Lüfte, denen sie von Meisterhand entnommen und in Bücher gebannt waren.

Der alte Pfarrer saß mit väterlicher Neigung vor Adelgunde, redete liebevoll zu ihr, und bat schließlich, Alles von Anfang zu erzählen.

„Enthülle mir genau, mein Kind, wie Du in diese gefährliche Beziehung zu dem Herrn gekommen bist. Verschweige keinen Umstand, denn im Seelenleben sind oft geringe Dinge von großer Bedeutung.“

Gewissenhaft und ohne Scheu öffnete sie das Herz; denn Gott selber hatte sie gefragt durch den Mund seines Priesters. Zuweilen erröthete sie und senkte beschämt den Blick. Und da sie auf die gewaltigen Kämpfe mit der hartnäckigen Neigung des Herzens zu sprechen kam, stahlen sich Thränen in die Augen.

Sie war zum Schlusse gekommen.

Der Greis legte die Hand an die Stirne und saß schweigend. In den feierlichen Zügen las Adelgunde, daß er mit Gott redete, von ihm Rath und Einsicht erflehend.

„Fasse Muth, meine liebe Tochter! Was ich im Beichtstuhle zu Dir gesprochen, befolge gewissenhaft. Bewache Deine Sinne, Deine Regungen, halte Dich

an Gott und Du wirst siegen. — Du sprachst von Deinen Kämpfen, — sie haben Dir gezeigt, wie schwach wir sind. Darum sagt der Herr: „Ohne mich könnt ihr nichts thun!" Auch die heilige Agatha, deren Kampf einen so tiefen Eindruck auf Dich machte, konnte nur siegen durch die Kraft von Oben. Es liegt ein folgenschwerer Irrthum in der Ansicht, der Mensch vermöge aus eigenen Kräften jede Versuchung zu überwinden. Ohne Gott sind wir elend, Schilfröhre, von jedem Winde der Anfechtungen da und dorthin getrieben. Deßhalb gründete Gott in seiner Kirche den Brunnen der Gnade. Durch die heiligen Sacramente fließen den Würdigen geistige Kräfte zu in allen Lebenslagen, und auch in dieser Beziehung ist die katholische Kirche die allein selig machende. Für alle Geistesnöthe hat sie Trost und Hilfe."

So sprach der Greis, und er hatte eine empfängliche Zuhörerin.

„Noch eine Frage, mein Kind! Bist Du vollkommen frei von aller Neigung zu jenem Herrn?"

„Nein, ehrwürdiger Vater," antwortete sie verschämt. „Vor Gott muß ich die Schwäche meines Herzens bekennen."

„Du liebst ihn also immer noch, — mit Deinem Willen, mein Kind?"

„Nein!“ sprach sie entschieden. „Dies gerade ist mein Elend, meinem Herzen nicht gebieten zu können.“

„Merke Dir Eines, Adelgunde! Nicht wir sind Herren über Regungen und Gefühle. Oft entstehen sie ohne persönliche Veranlassung. Nicht auf Gefühle kommt es an, sondern auf den Willen. Willst Du nicht das andrängende Böse, bist Du schuldlos, und gerade im Kampfe gegen die böse Neigung ruht das Verdienst. Demnach bist Du nicht verantwortlich für unlautere Gefühle, so lange dieselben Deiner freien Einwilligung entbehren. Laß Dich also nicht verwirren, Adelgunde, — sei wachsam, aber nicht allzu ängstlich.“

„Drückend ist der Zwiespalt, mein Vater, und mühevoll das Ringen.“

„Gewiß! Aber ohne Kampf kein Sieg und kein Verdienst. Du hast die Schläge und Mißhandlungen der Leidenschaft empfunden. Du wirst das Glück des Seelenfriedens und den Einklang mit Gott fernerhin besser würdigen, sobald Du zur Freiheit der Kinder Gottes wieder gelangt bist. — Ich wiederhole: was im Beichtstuhle Dir gesagt wurde, befolge genau. Ausgesöhnt bist Du mit dem Herrn. Er lebt in Dir und er hat gesagt: „Wer mich ißt, der wird durch mich

leben.“ Ja, mein Kind, Du wirst leben und siegen durch unsern Herrn Jesus Christus.“

Aufgerichtet und ermuthigt verließ Adelgunde den würdigen Geistlichen. Im Parke begegnete ihr Charnier. Er grüßte vertraut und süß. Das strenge Gebot in der Gartenlaube schien vollständig vergessen.

„Sie waren in Potsdam, mein Fräulein? Und ganz allein? Verfügen Sie über meine Person. Gestatten Sie mir das Glück, Ihnen beim nächsten Gange zur Stadt das Geleite geben zu dürfen.“

„Der Herr ist gütig! Ich bedaure, das Geleite bestimmt ablehnen zu müssen.“

„Ihre ablehnenden Worte sind ebenso viele Dolchstöße. Ich bin unglücklich, — namenlos unglücklich in dem Bewußtsein, durch Kälte und Abneigung meine Liebe erwiedert zu sehen.“

Er senkte das Haupt, seufzte sehr vernehmlich und ging schweigend an ihrer Seite. Adelgunde beflügelte den Schritt.

„Es hat sich ein Feind zwischen uns gestellt,“ hob er wieder an. „Seien Sie aufrichtig, mein Fräulein! Einflüsse, mir unerklärlich und abhold, regeln Ihr gegenwärtiges Benehmen. Erklären Sie sich, — ich werde mich fügen, so gut es geht.“

„Nicht Feinde stehen zwischen uns, sondern das

Gebot der Pflicht," sprach sie fest. „Was Sie Liebe nennen, mein Herr, ist sündige Leidenschaft. Sie haben Anmuthungen an mich gestellt, die eine Christin nicht einmal anhören soll. Alles ist vorüber. Mit Gott ausgesöhnt, bin ich fest entschlossen, den Frieden meiner Seele zu bewahren. Frei will ich sein von jeder Leidenschaft und aller Befleckung, — das sind Vorsätze, die vor Gott im Beichtgerichte gemacht wurden. — Aufrichtig sprach ich zu Ihnen und bitte, mein Gelöbniß und meine religiösen Ansichten zu achten."

„Ah, — nun ist mir Alles klar!" sprach er gedehnt, und in dem Freidenker schlug ein grimmes Hohngelächter gegen die Infame auf. „Ihr Gewissensrath that mich in den Bann, und religiöse Grundsätze verbieten meinen Umgang."

Er schwieg, einer Antwort gewärtig. Es erfolgte keine.

„Ich bewundere Ihre strenge Frömmigkeit, mein Fräulein, und werde mich hüten, dieselbe zu verletzen. Sogar der Versuch sei gewagt, meine Liebe jener Strenge zu opfern. — Ob der Versuch gelingen wird? O Adelgunde," — und seine Stimme klang weich und schmeichelnd, „in diesem Augenblicke beklage ich es, nicht mir, sondern Ihnen anzugehören."

Sie standen vor dem grünen Hause. Adelgundens Eile gestattete einen nur flüchtigen Abschied, der von ihrer Seite durch Zurückhaltung und den Umstand sich auszeichnete, daß sie den scheidenden Herrn nicht ansah.

Biche's Krankheit, Tod und Begräbniß.

Herr Hanfried schwebte zwischen Tod und Leben. Das Todesurtheil wurde zur Bestätigung dem Könige vorgelegt. Abermals kamen die Bürger, schlagend die Unschuld des harmlosen Mannes erweisend.

„An Ihm ist ein schlauer Advocat verloren gegangen," sprach der Fürst zu Lübke. „Mir ist weder die Schuld, noch die Unschuld des Condemnirten klar. Deßhalb sei ihm der Strang erlassen. Aber fünf und zwanzig Mal läuft er durch die Spießruthen, damit der Kerl künftig vorsichtiger ist."

Frau Hanfried rang verzweifelt die Hände. Der Strang hätte ihren Gatten barmherziger vom Leben zum Tode gebracht, als die fünf und zwanzig Spießruthengänge. Sie eilte nach dem grünen Hause, dessen Bewohner tief ergriffen die bleiche zusammengefallene Gestalt empfingen.

„Der König hat meinen Mann dazu begnadigt, grausam todtgeschlagen zu werden," sagte sie unter

Thränen. „Ich bin in Verzweiflung. Helfen Sie, — retten Sie mich und meinen armen Mann!"

„Wiederholt bat ich den König um Gnade," sagte Waldheim. „Allein der Monarch läßt der strengen Gerechtigkeit nichts abringen."

„Melden Sie sich zur Audienz," rieth Eleonore. „Der Fürst wird Ihren Bitten nicht widerstehen können. Ein besonderer Umstand befürwortet diesen Schritt. Seit gestern nämlich ist Biche, des Königs Lieblingshund, krank. Der Monarch ist niedergeschlagen, voll ängstlicher Sorge, und so den Regungen des Mitleids zugänglicher."

Ohne Zögern griff Frau Hanfried zum letzten Rettungsbrett. Herr von Waldheim übernahm die Sorge für die Anmeldung zur Audienz.

Biche war krank, — ein Ereigniß!

Jeder Mensch bedarf etwas für sein Herz. Sogar Friedrich der Große lag unter dem Banne des Herzens.

Dem Herzen des Fürsten zunächst stehen Gattin, Kinder, Blutsverwandte..

Friedrich besaß eine hochsinnige, edle Gattin. Sie schrieb ihm die zärtlichsten Briefe. Das ganze Empfinden einer zarten Weiblichkeit gehörte ihm. Aber keine Faser seines Herzens gehörte der Königin. Er

bannte sie aus seiner Nähe und wies Schönhausen der Gattin zum bleibenden Wohnsitze. Dort hat er sie ein einziges Mal in seinem Leben besucht. Den Gemahl zu besuchen, wurde der verbannten Königin niemals gestattet.

Auch die Bande der Blutsverwandtschaft hatte Friedrich zerrissen. Neigung und warme Liebe zu Verwandten kannte er nicht. Zog er im Spätherbste von Sanssouci nach Berlin, so begegnete er kalt und förmlich Brüdern und Schwestern. Zurückhaltung und herrisches Wesen tödtete alle Vertrautheit verwandtschaftlicher Verhältnisse.

Und die Unterthanen? Sklaven waren sie im Urtheile des Königs, und Sklaven gehört das Herz am wenigsten.

Da jedoch kein Mensch aufhört, Mensch zu sein, und das Herz irgend etwas liebend umfangen muß, so gehorchte auch Friedrich diesem Drange der Natur. Zärtlich liebte er seine — Hunde.

Das Verhältniß jenes Fürsten zu den Hunden ist merkwürdig und seltsam.

An seinem Hofe bildeten die Hunde einen förmlichen Stand. Sie genossen Rechte und Freiheiten, deren sich der höchste Beamte nicht rühmen durfte. Im Schlosse umgaben sie stets den König. Sie be-

gleiteten ihn bei Spaziergängen, auf Reisen, sie zogen mit dem Herrn in den Krieg. Sie lagen im Schlosse auf kostbaren Kanapeen, auf Stühlen mit Atlas überzogen, sie hatten vollkommene Freiheit. Sogar für den Zeitvertreib der Hunde war gesorgt. In allen Zimmern fanden sie lederne Bälle zum Spielen. Genügten die Bälle nicht, war es hündischem Muthwillen gestattet, den Atlas der Kanapee und Stühle zu zerbeißen, die reichen Vorhänge in Stücke zu reißen. Und was die Hunde verdorben, ließ der König niemals ausbessern, — daher die zerfetzten Polster und Vorhänge im Schlosse zu Sanssouci. Zur Bedienung hatten die Hunde Lakaien, von denen sie Futter erhielten, an schönen Tagen im Parke, bei schlechter Witterung in einem großen Saale spazieren geführt wurden.

Auf Reisen fuhren die Hunde in einer sechsspännigen Kutsche. Der Lakai saß regelmäßig auf dem Rücksitze, die Thiere behielten den Ehrenplatz. Aufgabe des Lakaien war die Ueberwachung und Unterhaltung der Hunde. Wo es Verstöße wider den Anstand gab, hatte er in höflicher Form die Ermahnungen zu geben.

„Biche, seien Sie artig," sagte der Lakai. „Alcmene, bellen Sie doch nicht so!"

Für die Unterthanen oder Sklaven gebrauchte

Friedrich den Erton, für die Hunde befahl er den Sieton.

Biche, die Favorithündin, schlief jede Nacht im Bette des Königs. Die übrigen Hunde verließen beim Schlafengehen den liebevollen Herrn, sie grüßten ihn am Morgen beim Wecken. Ueberkam einen der Vierfüßler die Laune, den Fürsten durch Kratzen und Winseln an irgend eine übersehene Aufgabe der Tagesordnung zu erinnern, so hatte der Monarch eine ganz außerordentliche Freude. Diese hündischen Erinnerungen geschahen öfter in Betreff des Tisches und der Spaziergänge.

Als der König, bei der Abreise zu einer Revue in Schlesien, Alcmene krank verließ, mußte täglich eine Staffette über ihr Befinden nachgeschickt werden. Und als eine Depesche Alcmenens Tod berichtete, befahl Friedrich, die Todte in einem schönen Sarge zu verwahren, und bis zur Rückkehr in das Bibliothekzimmer zu stellen. Und dann betrachtete der heimgekehrte Fürst die Todte Stunden lang, weinte bitterlich drei Tage hindurch, und ließ sie feierlich auf einer Terasse des Schlosses begraben [1]).

„Ich weiß, daß er um einen kranken Hund so bekümmert gewesen ist, wie eine zärtliche Mutter um

1) Vehse, Gesch. des preuß. Hofes. IV. Thl. S. 80 ff.

ihr Kind," schreibt der englische Gesandte, Lord Malmesbury. „Und doch hat er den nächsten Tag Befehl zur Verwüstung einer Provinz gegeben, oder durch muthwillige Vermehrung der Abgaben einen ganzen Distrikt in das Elend gestürzt. Ja, er hat, was vielleicht noch unerklärlicher erscheint, den Tod seines eigenen Bruders dadurch beschleunigt, daß er ihm während der Dauer seiner letzten Krankheit fortwährend Beweise seiner Ungunst gab."

Der Lord findet dieses Benehmen unerklärlich. Ganz natürlich würde Malmesbury dieses Benehmen gefunden haben durch die Erwägung, daß Friedrichs Herz nicht den Menschen, sondern den Hunden gehörte.

Biche's Krankheit verbreitete Trauer durch das ganze Schloß. Zehn Doctoren wurden nach Sanssouci befohlen, das bedrohte Hundeleben zu retten [1]).

Der König saß beständig am Lager der Kranken. Die Mahlzeiten wurden abgekürzt, zum größten Verdrusse La Mettrie's. Die Witze verstummten bei Tische, sogar die Tagesordnung gerieth in bedenkliches Schwanken.

Aber die Meinung der Frau von Waldheim, Biche's Krankheit möchte den Fürsten milde und für menschliches Unglück empfänglich stimmen, war ein

1) Vehse, Gesch. des preuß. Hofes. IV. Thl. S. 81.

großer Irrthum. Die Audienzen verliefen alle ohne günstiges Resultat für die Bittsteller. Kein Herz sollte froh werden, so lange Trauer und schwere Besorgniß den Fürsten niederbeugten.

Frau Hanfried betrat den Audienzsaal, bebende Angst im Herzen. Sie wußte, daß ihr Gatte den grausamen Spießruthen erliegen würde. Indem sie über die Schwelle des Saales trat, sagten ihr tausend Stimmen, daß Leben oder Tod des innig geliebten Mannes von diesem Schritte abhänge.

Der König saß auf dem Kanapee, den Dreispitz mit den Federn auf dem Kopfe, die Linke auf dem Krückenstocke ruhend, mit der Rechten Biche streichelnd, die neben ihm lag.

Frau Hanfried sank in die Kniee, das gepreßte Herz in einem langen Strome von Bitten, Klagen und Vorstellungen ausschüttend. Der Fürst hörte sie kaum. Den knieenden, bittenden Unterthanen sah er nicht, er sah nur Biche. Er beobachtete ängstlich deren Bewegungen, und belauschte die röchelnden Athemzüge.

„Ist Sie fertig?" fragte der König, als die flehende Bittstellerin erschöpft inne hielt.

„Blicken Sie gnädig auf Ihre Sklavin, die jammervoll zu Ihrer Majestät Füßen liegt."

„Genug!" unterbrach der Fürst, da Biche eine

Bewegung machte, die Unzufriedenheit ausdrücken konnte. „Ihr Lamentiren ist mir lästig. Es bleibt bei dem Spruche. Hanfried, verdächtig einen Ausreißer begünstigt zu haben, läuft Spießruthen.“

„O Majestät,“ — und neuerdings rang sie verzweifelnd die Hände, „mein armer Mann wird die Spießruthen nicht aushalten. Sterben wird er unter den Schlägen, und Eurer Majestät Gerechtigkeit wird nicht zugeben, daß ein schuldloser Mensch todt geschlagen werde. Hanfried ist die beste Seele von der Welt. Er ist Eurer Majestät gehorsamster Sklave. Das Leben läßt er für seinen König. Pünktlich hält er alle Gesetze, zahlt regelmäßig Steuern, Umlagen und Accise. Und er sollte einen Ausreißer aufnehmen?“

„Genug — genug!“ rief der Monarch voll Unwillen. „Sie geht sogleich. Die Spießruthen bleiben.“

Der Unglücklichen schwand alle Hoffnung. Sie senkte den Kopf und brach innerlich zusammen. Da schwebte ihr Schutzgeist, ein lichtes, freundliches Wesen, hernieder und ertheilte Rath. Frau Hanfried war erstaunt über den seltsamen Gedanken. Sie hob den Kopf und sah auf den Hund. Biche krümmte sich unter heftigen Schmerzen.

„Aber, Majestät, — nehmen Sie es nicht übel, — warum lassen Sie das arme Thier elend verkom-

men? Was für ein schöner Hund! Hab' meiner Lebtag nichts Aehnliches gesehen. Was er für kluge Augen hat, man meint, er könnte sprechen. Wie er sich windet, — das liebe gute Thierchen! Majestät, darf ich dem kranken Geschöpfe beistehen?"

Friedrich sah befremdet auf die Sprecherin.

„Sie könnte helfen?"

„Sehen Sie denn nicht, Majestät, das arme Thier liegt erbärmlich, — ich kann es nimmer ansehen," — und plötzlich kniete sie vor Biche, hob sie empor, schüttelte das Kissen, und bettete bequem die Kranke. Der Hund sah dankbar zur Helferin, wedelte mit dem Schweife und hob die Pfote.

„Sehen Sie, Majestät, jetzt ist es ihm gut! Und er gibt mir Pfötchen! Ach, Du liebes, gutes Thierchen," — und Frau Hanfried weinte vor Rührung.

Aber die Thränen erpreßte nicht das Mitleid über den Hund, sondern schreckliche Gedanken an ihres Gatten Loos.

Der König hatte mit Staunen die Beschäftigung der Frau und Biche's Benehmen beobachtet. Der Liebling pflegte nur Huldigungen von fürstlicher Hand zu ertragen, und Alle, die ihm schmeichelnd nahten, knurrend und zähnefletschend abzuweisen. Friedrich,

die Aeußerungen der Hunde abergläubisch beurtheilend, wurde plötzlich von Hanfrieds Unschuld überzeugt.

Aber es kam noch merkwürdiger.

„Majestät, das liebe gute Thierchen plagt der Durst. Dürfte ich ihm nicht Wasser geben?“

Friedrich eilte nach dem Pfeilertische und hielt Biche eigenhändig die Schaale vor. Der angebotene Trunk wurde verschmäht.

„Majestät, seien Sie gefällig, geben Sie mir das Wasser! — Trink, mein Männchen, trink Schätzchen, — es ist gut gegen den Brand,“ — und Biche, den schmeichelnden Lauten folgend, schöpfte mit gebogener Zunge das Wasser.

„So ist's Recht, mein Lieber! Ach, welche Hitze! Du liebe Zeit, — sehen Sie, Majestät, er leckt mir die Hand! Du gutes liebes Thierchen,“ — und Frau Hanfried gab der Kranken einen Kuß, und bettete sie in die Kissen. Biche schloß die Augen und schlief.

„Majestät,“ flüsterte Frau Hanfried, „lassen Sie ihn ruhig schlummern. Für Kranke ist nichts besser als der Schlaf. Dulden Sie keine Störung. Ich selber will gehen,“ — und auf den Fußspitzen schlich sie hinaus.

Friedrich stand verwundert. Lange und voll Theilnahme sah er auf die schlafende Freundin. Er trat zum Tische, schrieb einige Zeilen, schlich an die Seitenthüre und übergab Schöning den Zettel.

„Sogleich an General Manstein!“

Von dem Könige bewacht, schlief Biche bis zum Abend. Stöhnend erwachte sie, winselte bedenklich und schlug mit den Pfoten. Friedrich nahm den Hund in die Arme. Noch lauter stöhnte die Kranke. Er legte sie wieder in die Kissen, wobei er tröstende Worte sprach, als könne das Thier ihn verstehen. Der Hund hob den Kopf und seine Augen hatten einen starren Glanz. Aerzte traten ein. Sie untersuchten und redeten mit einander lateinisch. Der König las in den Zügen der Doctoren, wie eine ängstliche Mutter, welche für das Leben des Kindes besorgt ist.

„Es wird bald gut sein,“ sagte ein Arzt. „Majestät haben die ganze Nacht gewacht, für dero allerhöchste Gesundheit ist Ruhe nothwendig.“

Er schüttelte das Haupt und sah auf Biche. Die Doctoren gingen.

Biche dehnte eigenthümlich die Glieder. Friedrich, mit den Anzeichen des nahenden Todes vertraut, die er auf Schlachtfeldern zu beobachten oft Gelegenheit

hatte, schrack zusammen. Er knieete vor Biche, streichelnd und liebkosend. Noch ein krampfhaftes Zucken, ein letzter Blick auf den Herrn, und Biche war todt [1]).

Biche's letzter Blick schnitt dem Fürsten durch die Seele. Er weinte laut. Schöning eilte zu Marquis d'Argens. Der Philosoph tröstete. Allein Friedrich der Große wollte sich nicht trösten lassen. Zur Tafel erschien er nicht. Am folgenden Morgen wurden die verschiedenen Adjutanten ungehört abgewiesen. Die einlaufenden Berichte der Cabinetsräthe blieben unerledigt.

Ein Paradebett trug Biche's Leiche. Stunden lang weilte Friedrich dort, weinend und klagend. Am dritten Tage wurde die Leiche eingesargt. Zwei Kammerlakaien trugen den Sarg hinaus. Der König, Voltaire, Charnier, La Mettrie und Marquis d'Argens gaben der Verstorbenen die letzte Ehre. Friedrich weinte. In Voltaire's Angesicht spielte ein feiner Spott.

Der Leichenzug stieg langsam die Terrassen hinab, über denen sich das Schloß erhebt. Alle Hunde Fried-

1) Die meisten Geschichtsschreiber setzen Biche's Tod in den Monat Dezember des Jahres 1751.

rich's wurden auf den Terrassen begraben. Die Hundegräber enthielten Denksteine mit Namens-Inschriften. Auf der obersten Terrasse hatte der Monarch eine Ruhestätte für sich selbst bauen lassen. Nicht unter Menschen, die er verachtete, sondern bei Hunden, die er liebte, wollte er begraben sein [1]).

Als sich der Schmerz etwas gelegt hatte, schrieb der König an seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth:

„Ich habe einen häuslichen Kummer, der meine Philosophie gänzlich zerstört hat. Ich vertraue Ihnen alle meine Schwächen an: — ich habe Biche verloren! — Ich schäme mich, daß ein Hund meine Seele so in Aufregung bringt; aber die Sitz-Lebensart, welche ich führe, und die Treue dieses Thieres hatten mich so an dasselbe gefesselt, seine Leiden mich so gerührt, daß, ich gestehe es, ich darüber traurig und betrübt bin. Muß man hart, muß man gefühllos sein? Ich glaube, daß ein Mensch, der gleichgültig ist gegen ein treues Thier, auch nicht gegen seines Gleichen erkenntlich sein werde, und daß, wo man die Wahl hat, es besser ist, gefühlvoll als hart zu sein. Sie sehen, liebe Schwester, wie ich der Sophist meiner Leiden-

1) Vehse, Th. IV. S. 81.

schaft bin, und wie ich mir selbst meine Schwächen verhehle. Es bedarf nur einer Kleinigkeit, um unsere Vernunft in Unordnung zu bringen, und das Gefühl in uns ist immer stärker, als der beste Syllogismus. Kurz man kann sich nicht in eine andere Form gießen, und selbst, wenn man dahin gelangte, eine Leidenschaft zu löschen: so würde sofort eine andere die Stelle einnehmen. — Ich lese jetzt die Gedanken des Kaisers Marcus Antonius [1])."

Voltaire verspottete des Königs seltsam verirrte Gefühlsrichtung.

„Der König ist groß in Allem, sogar in der Thorheit," sagte er zu Charnier. „Wären doch alle Preußen „Hunde" und nicht „Sklaven," sie hätten das schönste Leben und den besten Landesvater. Man möchte Hund sein, um der Ehre willen, von Friedrich dem Großen im Leben geliebt, und nach dem Tode beweint zu werden."

„Biche's Tod überzeugte mich, daß die Majestät dennoch ein Herz hat," sagte Charnier. „Wenigstens erinnere ich mich keines anderen Umstandes, der Zeugniß gab von dem königlichen Herzen."

Voltaire lächelte boshaft.

---

1) Oeuvr. XXVII. 1. p. 204.

„Du hast recht, mein Junge! Ohne Erbarmen opfert er Tausende auf dem Altare des Ruhmes und der Ländergier. Kalt sieht er auf die gräßlichsten Verstümmelungen der Schlachtfelder. Millionen, welche das Glück haben, unter dem Scepter des großen Königs zu seufzen, werden geknutet und in barbarischer Weise regiert. Taub ist der Herr für jeden Schmerzensschrei. Die Gattin, welche eine ganz liebenswürdige Person sein soll, verstößt er und verschenkt sein Herz an Hunde. Ganz Tyrannenart! Vielleicht kommt dies daher, weil Tyrannen mehr dem Geschlechte der Raubthiere, als der Menschen angehören. — Gelangen wir endlich einmal dahin, auszustoßen, was dem Menschen verderblich ist, so dürfen wir neben dem religiösen Aberglauben das Königthum nicht vergessen."

„Von der Verderblichkeit des Aberglaubens kann ich berichten," versetzte Charnier glühend. „Der Aberglaube zerstört alle Lebensfreuden. Feind ist er jedem frohen Behagen. Das Gift seiner Höllenfurcht verkrüppelt Geist und Gemüth. Er, der häßliche Aberglaube, hat die süße Frucht mir entrissen, die schon zum Genusse winkte. Adelgunde, durch viele Mühe und große Kunst in den sicheren Hafen der Liebe gebracht, ist plötzlich mit vollen Segeln auf das hohe Meer des religiösen Wahnes zurückgekehrt."

„Wie kam dies?" fragte Raton mit vieler Theilnahme. „Du warst dem Ziele nahe. Meine eigene Beobachtung ließ Dein Geschick mich bewundern, Frauenherzen zu erobern. Tiefe Leidenschaft hatte sie gepackt, — schon beneidete ich Dein Glück, — und plötzlich Schiffbruch? Hoffentlich bist Du von Täuschung befangen."

„Urtheilen Sie selbst! Adelgunde ging vor einigen Wochen mit ihrer Mutter zur Beichte und zum Abendmahle."

Voltaire verzog feindselig das Gesicht bei den Worten.

„Das Gefühl der Liebe bildete Gegenstand der Anklage," fuhr Charnier fort. „Der Pfaffe redete von großen Gefahren für die Reinigkeit. Er zeigte Adelgunde die lauernde Schlange der Unzucht. Aus mir selbst mag er so eine Art Drache gestaltet haben, dessen Rachen zum Verschlingen der Jungfrau weit geöffnet ist. Kurz, — der bekuttete Lügner schreckte das bethörte Gewissen. Er gab Lehren, Verhaltungsmaßregeln. Jede Woche wird gebeichtet, communizirt. Jeden Abend wird dem Allwissenden Rechenschaft über sich selbst gegeben. Jeden Morgen werden die Vorsätze erneuert, dem Versucher auszuweichen, dessen

Einflüsterungen den Schild der Gottesfurcht vorzuhalten. — Alle diese Einzelnheiten erfuhr ich von ihr selbst durch kluges Forschen. Und siehe da, — der Pfaffe hat gesiegt. Adelgunde wird immer sicherer. Die Leidenschaft ist erloschen in ihr, und mich — verzehrt sie."

„Ecrasèz l'infame!" stieß Raton hervor. „Abermals ein Beweis, von der Macht des Aberglaubens. Und was dem Pfaffen nicht ganz gelang, vollendete der Consubstantielle. Du staunst? Ich sage Dir, geheimnißvolle Gewalten herrschen durch die Communion. Ich habe meine Erfahrungen in dem Punkte. Der Consubstantielle in der Communion ist keine Fabel, keine Einbildung, — er ist wirkende Substanz," — und der Häßliche kaute an der Feder.

„Mein Erstaunen gilt nicht dem Inhalte ihrer Rede, sondern der Tiefe Ihres Scharfblickes," entgegnete Charnier. „Ich klagte Adelgunde meine Ohnmacht der Liebe gegenüber, — ich bewunderte ihre Ruhe und feste Haltung. — „Ruhe und Sicherheit verdanke ich der heiligen Communion," sagte sie."

„Könnte ich jenen Tisch zertrümmern, mit Füßen die Speise zertreten," rief Voltaire voll glühenden Hasses. „Es wird zwar geschehen, es muß geschehen,

— aber die Arbeit ist groß. Was zwölf Lumpenkerle einführten, müssen einige Männer von Verstand und Thätigkeit vernichten können."

„Und welchen Rath haben Sie für meine Hoffnungslosigkeit?"

„Verwandle Deine Liebe in Haß! Dies kann nicht schwer fallen. Du wirst die Schmach fühlen, der Infamen gegenüber unterlegen zu sein. Rache, mein Junge, Rache! Auch Rache ist Wollust. Ich spreche aus Erfahrung. Du kennst mein Verhältniß zu Maupertuis. Alle Mühe war vergebens, den Kapuziner aus Friedrich's Gunst zu verdrängen. Dennoch muß dies geschehen, soll die Vernunft rasch und vollständig zur Herrschaft gelangen. Maupertuis bot nun selbst die Gewißheit seines Sturzes. Er hat ein Buch geschrieben, voll Unsinn und Abgeschmacktheit. Das werde ich ihm hier beweisen," und er fuhr mit der flachen Hand über ein Manuscript. „Natürlich unter meinem Namen nicht. Ein gewisser Doctor Akakia hat das Buch geschrieben. Doctor Akakia hat schlagend bewiesen, daß Herr von Maupertuis, Präsident an der Akademie, ein Esel ist und ein Dummkopf. Dieser Beweis macht seine Stellung unmöglich, und ist das Schicksal günstig, rückt meine Wenigkeit an des Präsidenten Stelle. Ja, die Rache ist süß, mein

Junge, — vorzüglich dann, wenn sich mit dem Genusse der Vortheil verbindet. Hasse die Betschwester! Entwerfe einen tüchtigen Plan, die ganze Frömmler-Sippschaft zu verderben. Mich wirst Du helfend zur Seite finden."

In dem grünen Hause hatte man von dem schwarzen Verhängniß keine Ahnung, das am fernen Horizonte in dräuenden Wolken sich zusammenballte. Freude herrschte dort und frohes Wiedersehen. Frau Hanfried war mit dem Gatten zum Besuche gekommen, der, in Folge jener Zeilen Friedrich's an General Manstein, aus der Haft entlassen wurde. Ausführlich erzählte sie den Verlauf der Audienz. Sie malte ihre Thränen, ihre verzweiflungsvolle Lage, ihr Grausen und Entsetzen bei des Fürsten Spruch. Sie kam auf den kranken Hund, auf ihren merkwürdigen Einfall, auf ihr Bemühen und auf die plötzliche Verwandlung des Königs. Zum Schlusse legte sie die Hand auf Hanfried's Schulter und sagte:

„Siehst Du, Männchen, das Alles habe ich gethan für Dich! Aber die Lehre sollst Du aus der Geschichte ziehen, daß es für Männer gefährlich ist, spät nach Hause zu gehen."

Herr Hanfried nickte überzeugungsvoll.

Der rothe Löwe sah jeden Sonntag Abend, sobald die Dämmerung hereinbrach, einen Mann die Wirthschaft verlassen, dem unerschütterlich fest stand, daß zu Hause das treueste und opferwilligste Weib seiner harre.

Des Königs Freundinen.

Sanssouci stand leer und verlassen. Der König war mit seinem Hofe nach Potsdam übergesiedelt. Von dort begab er sich gegen Weihnachten nach Berlin.

Berlin war dem Könige zu vielem Danke verpflichtet. Er öffnete den schönen Thiergarten der lustwandelnden Bevölkerung, er baute den protestantischen Dom und die katholische Kirche. Auf seinen Wink entstand das Opernhaus, mit der Inschrift: „Fridericus Apollini et Musis.“ Neben der Ritterakademie, den Casernen, dem Cadettenhause und den Exercierhäusern, ließ Friedrich viele Privatwohnungen herstellen. Ein ganzes Stadtviertel ließ er anlegen und wachte mit Verständniß über den baulichen Unternehmungen. So oft er nach Berlin kam, ritt er durch die Straßen, das Glas vor dem Auge, das Fortschreiten der Werke prüfend, durch genaue Befehle Alles regelnd. Berlin erhob sich stolz und präch=

tig. In baulichen Denkmalen prangte allenthalben der Unternehmungsgeist Friedrichs des Großen.

Auch das sociale Leben trug das Gepräge des philosophischen Königes. Der religiöse Unglaube ging nackt einher. Friedrichs offenkundige Verachtung aller Religion, seine Aufklärungssucht, sein Streben zum Sturze der Infamen, sein Beispiel in Zucht und Sitte trugen die schlimmsten Früchte.

„Sie sind krank gewesen?" schreibt Lessing an Ramler in Berlin. „Aber wie kann man auch in Berlin gesund sein? Alles, was man dort sieht, muß einem ja die Galle in das Geblüt jagen."

Ausführlicher ist der Bericht des englischen Gesandten.

„Hinsichtlich der Annehmlichkeiten des geselligen Lebens," schreibt Lord Malmesbury, „kann es keinen schlechteren Ort geben, als Berlin. Berlin ist eine Stadt, wo, wenn man „fortis" mit „ehrlich" übersetzen will, es weder vir fortis nec femina casta gibt [1]). Eine totale Sittenverderbniß beherrscht beide Geschlechter aller Classen, wozu noch die Dürftigkeit kommt, die nothwendigerweise, theils durch die vom jetzigen Könige ausgehenden Bedrückungen, theils

1) Wo es weder einen ehrlichen Mann, noch eine keusche Frau gibt.

durch die Liebe zum Luxus, welche sie seinem Großvater abgelernt haben, herbeigeführt worden ist. Die Männer sind fortwährend beschäftigt, mit beschränkten Mitteln ein ausschweifendes Leben zu führen. Die Frauen sind Harpyen, die mehr aus Mangel an Scham, als aus Mangel an etwas Anderem so weit gesunken sind. Sie geben sich dem preis, der am besten bezahlt, und Zartgefühl und wahre Liebe sind ihnen ganz unbekannte Dinge. Alles, was ich zu Gunsten der Berliner sagen kann, ist, daß das Beispiel einer irreligiösen Vernachlässigung aller moralischen und geselligen Pflichten, womit ihr König ihnen vorangeht, in Verbindung mit dem Glücke bei allen seinen Unternehmungen und der Achtung, die ihm ganz Europa zollt, ihr besseres Urtheil abgestumpft und ihnen das Laster in einem zu günstigen Lichte gezeigt hat [1])."

Man sieht, den Verschworenen war schon Manches gelungen. Der König baute zwar einen protestantischen Dom und eine katholische Kirche, — aber die Kirche in den Herzen riß er ein.

Voltaire's Philosophie hatte alle Schichten der Gesellschaft angefressen. Sein Geist herrschte in Palästen und Hütten.

---

[1]) Vehse, IV. Th. S. 129 ff.

„Voltaire hat mehr Schüler, als man glaubt," schreibt ein Zeitgenosse [1]. „Von der Toilette bis zum Weberstuhle wird er gelesen, wiedergekäuet und nachgebetet, und bis zum Eckel bei allen Gelegenheiten als ein erhabener Reformator der Welt hingestellt. Mit ihm in der Hand scheut sich der Berlin'sche Jüngling nicht mehr, aller Sittlichkeit Hohn zu sprechen, die ehrwürdigsten Dinge in der Welt zu lästern, die sichersten Stützen der Ruhe und des Trostes für das ganze menschliche Geschlecht zu untergraben, die kräftigsten Grundsätze des Rechtes, der Ordnung und des Anstandes über den Haufen zu werfen, über Gott, Unsterblichkeit, Gericht und Vorsehung zu lachen, den Werth der Tugend und Unschuld lediglich aus den äußeren Folgen, die sie auf unsere Gesundheit und Reputation haben, herzuleiten, und überhaupt sich eine Ehre daraus zu machen, Nichts zu glauben. Leider selbst ertönen öffentliche, dem Vergnügen und der Zerstreuung gewidmete Plätze von Lästerungen gegen die Religion."

Der König saß arbeitend im Schlosse zu Berlin. Er arbeitete rasch und die Randbemerkungen flossen aus fliegender Feder. Die Erledigungen drängten;

1) Ulrich, über den Religionszustand in den preußischen Staaten. Th. I. S. 508.

denn es erwartete den Fürsten eine Freundin von seltener Schönheit, und die Stunde des Besuches rückte heran.

„Die Pfaffen sind heute des Teufels," murrte Friedrich, einen neuen Bericht heranziehend.

Er las den Betreff. Sämmtliche Prediger der Provinz Pommern baten dringend, das Deputatgetreide wieder in natura erhalten zu dürfen. Friedrichs Vater hatte nämlich bestimmt, für den Scheffel Gerste und Roggen sollten zwölf Groschen, für Hafer acht Groschen entrichtet werden.

Der König schrieb an den Rand:

„Nein, — es muß bei des seligen Königs Verfassungen bleiben, wenn auch hundert Priester heute den geistlichen Abschied nehmen, so kann man morgen tausend wieder kriegen. Soldaten kriegen Brod, aber Priester leben von dem himmlischen Manna, das von da Oben kommt, und ist ihr Reich nicht von dieser Welt, sondern von jener; weder Petrus noch Paulus haben Brod-Korn gekriegt und ist im neuen Testament kein Apostel-Magazin zu finden [1]."

---

1) Um ein Beispiel von der Rechtschreibkunst und der Kenntniß der deutschen Sprache Friedrichs des Großen zu geben, möge der Bescheid des Königs hier buchstäblich stehen:

Das abgefertigte Bittgesuch aus Pommern flog zu den erledigten; ein neues lag vor. Der Hofprediger von Potsdam bat um eine Stelle am Dome zu Berlin. Friedrich machte die Randglosse:

„Jesus sagt, mein Reich ist nicht von dieser Welt! So müssen die Prediger auch denken, dann predigen sie nach ihrem Tode im Dome des neuen Jerusalem."

Es flog hinüber.

„Zum Tollwerden, — schon wieder ein Pfaff!" ärgerte sich der Fürst. „Man meint, die Canaillen hätten es darauf abgesehen, mir die Süßigkeit der nächsten Stunde zu verbittern."

Ein alter Prediger, Herr Pels aus Bernau, stellte vor, daß er mit Familie von hundert sechs und achtzig Thaler jährlich unmöglich leben könne, und bat um eine Zulage von hundert fünfzig Thaler. Der König glossirte:

„Die Apostel sind nicht gewinnsüchtig gewesen,

„Nein es Mus bei des Seligen Königs verwaßungen bleiben, wenn auch 100 pristers heute den geistlichen abscheit nehmen, so kan man Morgen 1000 wieder Krigen. Soldaten Krigen Brödt, aber Prister leben von das Himlische Manna was von da oben Kömt und ist ihr Reich nicht von dißer Welt, sondern von jener; weder petrus noch paulus haben brodt Korn gekrigt, und ist im Neuen testament kein Apostel-Magacin zu finden."

sie haben umsonst gepredigt. Der Herr Pels hat keine apostolische Seele, und denkt nicht, daß er alle Güter der Welt für nichts ansehen muß [1]."

Bei der letzten Vorlage wurde Maupertuis angemeldet. Friedrich schüttelte mißvergnügt das Haupt.

„Hat sich Alles gegen diesen Abend verschworen?" murmelte er.

Allein die Hochachtung für den Gelehrten gestattete keine Ablehnung des Besuches.

„Was gibt es Präsident? Machen Sie es kurz. Die nächste Stunde gehört der Liebe."

„Und die Liebe ist es, Sire, die mich zu Ihnen führt," sprach ernst der Gelehrte. „Gerade ich bin Eurer Majestät zu dankbarer Liebe am meisten verpflichtet. Mir haben Sie die höchste Gunst erwiesen. Ihre Kraft bewältigt die ganze Staatsarbeit in allen Fächern, die Minister sind nur Ihre Schreiber. Ihr genialer Geist belebt alle Räder des Staatsmechanismus, — nichts kann geschehen in Preußen ohne Ihr Wissen und Ihre persönliche Leitung. Mir allein haben Sie Selbstständigkeit gewährt. Die Akademie ist mein Reich, wo der Herr in Preußen nicht be-

1) Wörtlich: „Die aposteln Seindt nicht gewinn Süchtig gewessen Sie haben umb Sonst gepredigt, der Herr Pels hat keine apostolische Sehle und denkt nicht das er alle güther in der Welt vohr nichts ansehen muß."

fiehlt. Darum ist es mir strenge Pflicht der Dankbarkeit und Liebe, meinem königlichen Gönner den Schleier von Dingen hinwegzuheben, die unheilschwanger im Verborgenen lauern."

Friedrich sah verwundert in die feierlichen Züge Moreau's.

„Sie sind bewegt, Maupertuis! Setzen Sie sich, sprechen Sie!"

„Als die schöne Königin Cleopatra sterben wollte, Sire, legte sie giftige Nattern an ihre Brust. Auch Sie beleben mit der Wärme großmüthiger Freundschaft eine Natternbrut. Diese Natternbrut sind die Philosophen meiner Nation. Man hintergeht und betrügt Sie, man arbeitet an Ihrem Verderben. Man hat Ihnen nur die eine Seite der neuen Philosophie gezeigt, nämlich jene, welche zerstörend gegen die Religion gerichtet ist. Die andere Seite verhüllt man dem Könige; denn sie untergräbt den Thron. Nach dem Plane der Verschworenen ist Thron und Altar dem Untergange geweiht. Eine allgemeine Völkerrepublik soll den Sieg des Philosophismus über das Christenthum vollenden. Alle Priester sind Thoren, Betrüger, — alle Fürsten sind Tyrannen. Priesterschaft und Königthum sind geschworene Feinde des Völkerglückes. Darum müssen beide durch eine

allgemeine Revolution beseitigt werden. — In diesem Geiste wird die Masse bearbeitet. Ich habe das Vertrauen in den Scharfblick Eurer Majestät, die Folgen einer Verschwörung zu bemessen, zu denen die geistreichsten, thätigsten und einflußreichsten Männer der Gegenwart gehören."

„Welche Beweise haben Sie für Ihre Behauptung?" forschte der König.

„Briefe aus Paris, von Freunden geschrieben, welche die Plane der geheimen Verschwörung kennen. Diskretion verbietet jedoch weiteren Aufschluß in dieser Richtung. — In Frankreich wird der Boden mit Erfolg unterwühlt, jede Autorität verächtlich gemacht. In Preußen geschieht dasselbe für den Augenblick und öffentlich nur auf religiösem Gebiete. Ist aber die Achtung vor der Religion geschwunden, die höchste Autorität gestürzt, dann gibt es für den Thron weder Stütze noch Halt mehr. Die Geister, in eine wildbewegte revolutionäre Strömung hineingetrieben, werden vor dem Throne nicht stehen bleiben. Aeußerungen in diesem Sinne fallen bereits in Berlin. Eure Majestät belegt man mit Titeln, die verletzend sind, und die in der Ferne die Wetterwolken der Revolution andeuten."

„Ich danke Ihnen, Herr von Maupertuis! Sie

folgten dem Drange eines edelmüthigen Herzens, ich muß dies anerkennen. Im Uebrigen dürften Sie viel zu schwarz sehen."

„Sire, ich habe nicht ohne reifliche Erwägung zu Ihnen gesprochen. An Ihnen ist es nun, jene Maßregeln zu treffen, welche Ihr Scharfblick anräth."

Schöning trat ein. Maupertuis schied. Der König bestieg den harrenden Wagen und lehnte gedankenvoll in der Ecke. Die Warnung des Gelehrten beunruhigte ihn. Er zog an der Schnur. Der Wagen hielt. Ein Lakai steckte den Kopf zur Thüre herein.

„Zur Frau von Troussel!" befahl Friedrich.

Der Wagen kehrte um, fuhr durch eine finstere Gasse, und hielt, in eine schöne Straße einbiegend, vor einem Palais.

Zufällig war Frau von Troussel weder im Theater, noch bei einem Balle, noch im Concerte. Sie saß lesend beim Kamine. Eine schöne Frau, galant, lebendig, heiter, in allen Kreisen sehr beliebt, eine bevorzugte Freundin des Monarchen.

Sie hatte sich frühe von allen sittlichen Grundsätzen emancipirt und als vierzehnjähriges Mädchen bereits ihren Liebhaber, — den Castraten Porporino.

Porporino's überdrüssig, begünstigte sie den ausschweifenden Grafen Schaffgotsch, denselben Herrn,

welchen Friedrichs Machtspruch zum Bischofe von Breslau erhob.

Später heirathete sie den Domherrn von Kleist in Brandenburg. Die Putzsucht der Frau von Kleist verschlang bedeutende Summen. Der Gatte war genöthigt, in große Unternehmungen bei einer Societätshandlung sich einzulassen, um den Aufwand der schönen Frau bestreiten zu können. Die Dame zeigte sich undankbar; denn sie begünstigte den Artilleriecapitain von Troussel. Kleist machte Vorstellungen. Diese wurden schnöde abgewiesen. Der unglückliche Mann ließ Alles im Stiche und verschwand. Nun heirathete sie ihren Liebhaber Troussel. Da aber Frau von Troussel, neben dem Gatten, eines Liebhabers bedurfte, so erkor sie den Cabinetsrath Galster. Die Freundin des Cabinetsrathes, welche zugleich des Königs Freundin war, ertheilte öffentliche Audienzen. Ihr Wagen mußte öfter ganze Nächte hindurch vor Galster's Thüre halten, zum Beweise, wie enge sie mit dem einflußreichen Manne verbunden sei. Als der Cabinetsrath nach Spandau in den Schubkarren kam, wählte Frau von Troussel zwei andere Liebhaber.

Ihr Gatte stieg mittlerweile zum Artilleriechef in der Armee des Prinzen Heinrich. Die enge Freundschaft der Gattin mit zwei jungen Männern bewog

ihn, bei dem Könige Scheidung zu verlangen. Die Scheidung wurde verweigert. Da schoß sich Herr von Troussel eine Kugel durch den Kopf. — Genau ein Jahr nach dem Selbstmorde starb das treulose Weib unversehens und plötzlich [1]).

Dies in Kürze Lebenslauf und sittlicher Gehalt einer Freundin Friedrichs des Großen.

Der anmeldenden Kammerfrau folgte der König auf dem Fuße. Die Dame that überrascht und verlegen..

„Sie überfallen, wie ein Dieb in der Nacht, Sire! Nicht einmal gekleidet bin ich zum Empfange der Majestät."

„Ihren Schätzen bin ich heute nicht gefährlich, Madame! Und was die Toilette anbelangt, sind schöne Frauen im Negligé am schönsten."

Er hatte einen Stuhl zum Kamin gerückt und saß vertraut an ihrer Seite. Die Warnung des Herrn von Maupertuis wurde umständlich vorgetragen und von der Dame mit Erstaunen vernommen.

„Sie kennen genau den Berliner Geist, Madame. Geheimnisse liegen offen vor Ihnen, die mir verborgen sind. Haben Sie irgendwo Aeußerungen oder

---

1) Vehse, IV. Thl. S. 54 ff.

Andeutungen vernommen, welche des Präsidenten Befürchtungen rechtfertigen?"

„Keine Spur! Man liebt, man vergöttert Sie. Jeder Berliner ist stolz, ein Unterthan Friedrichs des Großen zu sein. Das ist die Stimmung. — In religiöser Beziehung dürfte freilich ein Mann, von des Präsidenten Anschauungen, Vieles zu beklagen haben. Der Aberglaube nimmt reißend ab. Gerade hierin, den göttlichen Wahn um allen Credit zu bringen, besteht Ihr größtes Verdienst."

„Meinen Dank, Verehrteste!"

„Auch Ihre landesväterliche Güte gewinnt die Herzen," fuhr die Troussel fort. „Die kranke Rittmeisterswittwe von Börwitz bat um Pension. Sie hatten keine Summe zur Verfügung. Und was schrieben Sie der kranken Frau? „Ich werde mir täglich eine Schüssel auf meiner Tafel entziehen, — dies beträgt jährlich dreihundert fünf und sechszig Thaler." — Diese wahrhaft königlichen Worte erfüllen ganz Berlin. Der Ungebildetste begreift die Größe einer solchen Gesinnung."

Friedrich lächelte. Er dachte an die Kirschen, die er heute gegessen, und von denen jede zwei Thaler zehn Groschen kostete. — In heiterer Stimmung verließ er die lebenslustige Dame.

Zehn Minuten später hielt der Wagen vor dem Hause der Signora Barberini.

Die schönste Frau der Hauptstadt war die erste Tänzerin der italienischen Oper, Signora Barbara de Campanini, gewöhnlich Signora Barberini genannt.

Eigenthümliche Umstände hatten die Signora nach Berlin gebracht.

Die Tänzerin glänzte zu Venedig. Der preußische Resident gewann sie für die Berliner Oper. Es wurde ein förmlicher Contract entworfen, und der Dame jährlich sieben Tausend Thaler zugesichert. Aber ein Liebesverhältniß mit dem Schottländer Mackenzie verleidete ihr den Contract. Sie brach ihn und blieb zu Venedig. Das ließ sich der König nicht gefallen. Er klagte beim Senate. Der Senat zuckte gleichgültig die Achsel. Da ließ Friedrich sämmtliches Gepäck des venetianischen Gesandten Campello, welcher durch Preußen nach London reiste, mit Beschlag belegen. Nun machte der Senat Ernst. Die schöne Signora wurde mit einer Wache an die österreichische Grenze gebracht. Der liebeglühende Schotte Mackenzie folgte ihr. An der österreichischen Grenze erwartete sie schwarzgelbe Wache. Diese gab das Geleite bis an die sächsische Grenze. Der sächsische Hof schaffte die Schöne nach Preußen, wo sie von den Blauen empfangen und nach

Berlin gebracht wurde. Mackenzie war nicht von ihrer Seite gewichen, bis ein älterlicher Befehl den jungen Mann nach Hause rief.

Friedrich sah die reizende Tänzerin und wurde gefesselt. Er gab ihr einen jährlichen Gehalt von zwölf Tausend Thalern, — eine sehr große Summe für jene Zeit. Der König speiste oft mit ihr in vertrauter Gesellschaft. Bei Hofmaskenbällen trank er mit der Signora Thee, — in verschlossenem Cabinet. Ihr Bildniß, von Pesne gemalt, hing im Schreibzimmer des Königs. Er schrieb ihr zärtliche Briefe, pries ihre Schönheit, vorzüglich die feurigen Augen der Italienerin [1]).

Uebrigens hatte Signora Barberini, außer dem Könige, noch andere Verehrer. Groß war ihre Zahl. Unter diesen Graf Rothenburg, Graf Algarotti, Ritter Chazot, nebst vielen Franzosen, Engländern, Italienern, Russen und Polen.

Die Tänzerin, in lebhafte Farben gekleidet, stand mitten im Salon ganz allein. Sie stand genau an jener Stelle, wo der Zusammenfluß der Lichter ihre blendende Schönheit strahlend hervorhob. Jetzt schwebte sie dem Fürsten entgegen. Süße Worte wechselten, und die Tänzerin führte den siegreichen Herrn der

1) Vehse, IV. Thl. S. 50 ff.

Schlachten gefangen in ein trautes Cabinet. Einladend duftete der Thee. Die Thüre wurde sorgfältig verschlossen, und die Italienerin goß eigenhändig in des Königs Schaale die süße Flüssigkeit.

Während Friedrich bei der schönen Signora Barberini Thee trank, unbelauscht und sicher jeder Störung, saß Königin Elisabeth einsam im Palaste Monbijou.

Kalt und öde floß das Leben Elisabeths dahin. Es fehlte ihr gänzlich die erwärmende Nähe des Gatten. In Schönhausen, dem gewöhnlichen Wohnsitze, hat sie Friedrich ein einziges Mal besucht. In Monbijou speiste er, den äußeren Anstand zu wahren, jedes Jahr einmal bei ihr. Allein er sprach kein Wort zur Gemahlin. Beim Eintreten, Niedersitzen und Aufstehen geschahen die höfischen Verbeugungen. Ueber Tische saß er schweigend, nicht einmal den Blick hob er zur Königin, die ihm gegenüber saß. Eine peinliche Lage für ein Frauenherz, das Liebe mit kalter Gleichgültigkeit ewiedert sieht. Nach Sanssouci durfte Elisabeth niemals kommen, Friedrich duldete keine Annäherung. Und doch hatte die edelsinnige Prinzessin, da sie mit Friedrich vor dem Altare den Bund schloß, in Liebe und inniger Verbindung mit dem Gatten ihr ganzes Glück gesucht [1]).

1) Vehse, IV. Thl. S. 49 ff. Klopp, S. 44 ff.

Prinz Heinrich, des Königs Bruder, saß Elisabeth gegenüber, hörte ihre Klagen und sah ihre Thränen, — genau in derselben Stunde, da Friedrich mit der Tänzerin Thee trank.

„Mein Schicksal ist jammervoll!" sprach die Fürstin. „Mein Gatte bannt mich fortgesetzt aus seiner Nähe. Seit elf Jahren hat er kein Wort mit mir gesprochen, und mir wird die traurige Gewißheit jeden Tag klarer, daß er sich immer weiter von mir entfernt. Was die Königin entbehren muß, findet die geringste Taglöhnersfrau, — Glück und Liebe im Familienkreise."

„Sie dürfen mehr von dem Gatten fordern, als er gewährt, Madame! Ich billige das Verhalten meines Bruders nicht, und kann es nicht billigen. Dennoch ist er nicht gleichgültig gegen Sie. Er umgibt die Königin mit jenem Glanze, der allerhöchstem Range gebührt. Sie haben einen eigenen Hofstaat, und Friedrich befiehlt strenge, der Königin alle Ehre zu erweisen."

„Aeußerer Glanz und fürstliche Pracht ersetzen nicht den Mangel ehelichen Glückes," sprach Elisabeth. „Bei allem Prunke bin ich verlassen. Mein Herz sagt mir, daß ich in steter Verbannung lebe, so lange der Mann, den ich in treuer Hingabe zum Gatten erkor, jede Neigung versagt. Allerdings umgibt er mich mit

Hofstaat und befiehlt Ehre und Hochschätzung für die Königin, — aber diese Aeußerlichkeiten gelten nicht meiner Person, sondern meinem Range. Aller Pracht wollte ich mit Freude entsagen gegen das Geschenk seines Herzens, gegen das glückliche Bewußtsein der Gattenliebe."

Der Prinz sah gerührt auf die weinende Königin. Er hatte Verständniß für diese edle Weiblichkeit, und erkannte klar den außerordentlichen Unterschied zweier Wesen, welche die Ehe für das Leben zusammengefügt.

„Wir alle befinden uns in gleicher Lage mit Eurer Majestät!" sagte Heinrich. „Der König hat für Brüder und Schwestern keine Neigung. Er lebt zu Sanssouci, von Hunden und Franzosen umgeben, kommt im Winter nach Berlin, bringt Franzosen und Hunde mit, und bleibt den Banden des Blutes gleich weit entfernt, hier wie in Sanssouci. Von dem Glücke häuslicher Kreise und dem Verkehre mit Verwandten hat mein Herr Bruder keine Ahnung. Es ist einmal seine Art so, und wir müssen uns fügen."

„Sein Junggesellenleben zu Sanssouci wollte ich meinem Herzen abringen," versetzte Elisabeth. „Hätte er nur hie und da für mich ein gütiges Wort, einen freundlichen Blick. Namenlos schmerzlich ist es aber, mit consequenter Kälte behandelt zu werden. — Für

morgen hat er sich zu Tische angesagt, ich weiß, daß nur Etiquette ihm einen Schritt vorschreibt, der für ihn ein schweres Opfer ist."

„Ein schweres Opfer? Majestät dürften hierin zu strenge sein."

„Friedrichs Verhalten bestimmt dieses Urtheil," entgegnete sie. „Er sitzt mir gegenüber ohne alle Aufmerksamkeit, ohne Wort, ohne Blick. Sein Benehmen ist der Art, als sei er ganz allein anwesend. Meine Lage ist so peinvoll und schmerzlich, daß mein volles Herz zuweilen in Thränen überquillt. Friedrich scheint sich jedes Jahr einmal nur in der Absicht bei mir einzuladen, um mich zu überzeugen, daß seine Kälte gleich bleibt."

Mittlerweile hatte der König seinen Thee getrunken und fuhr, im Nachgeschmacke der süßen Schwelgerei, nach Hause.

Am folgenden Morgen, zu ungewöhnlicher Stunde, erschien Maupertuis vor dem Monarchen.

„Sire, ich bringe überraschende Kunde. La Mettrie ist heute in der Frühe gestorben."

Friedrich fuhr vom Sitze empor. Er sah den Sprecher starr an.

„Er speiste gestern bei dem englischen Gesandten,"

fuhr Maupertuis fort, „vertiefte sich zu sehr in eine Trüffelpastete, und starb schnell an den Folgen[1]).“

„La Mettrie todt, — so jählings, — ist es möglich?“ und der Fürst sank ergriffen in den Stuhl zurück.

„Das Merkwürdigste kommt erst, Sire! La Mettrie starb als reuiger Sünder, als gläubiger Katholik, versehen mit allen Sakramenten seiner Kirche[2]).“

Mit weit offenen Augen sah der Fürst auf den Präsidenten.

„Was Sie mir sagen, Maupertuis, ist reine Unmöglichkeit. Kein Philosoph, nicht einmal Voltaire, hat die Infame gründlicher verachtet, als Mettrie. Man hat Ihnen jedenfalls ein Mährchen aufgebunden.“

„Mährchenhaft klingt die Kunde allerdings, Sire! Dennoch ist Mettrie's Sinnesänderung Thatsache. Ich selbst bin Zeuge derselben. In aller Frühe wurde ich zu dem Kranken gerufen. Außer dem Arzte und dem Geistlichen fand ich Herrn von Charnier, den er gleichfalls zu sich gebeten. La Mettrie war ergriffen und bewegt. — „Meine Freunde,“ sprach er, „ich habe Sie rufen lassen, um Abschied zu nehmen; denn ich muß sterben. Zugleich mache ich Sie von meiner vollständigen Bekehrung bekannt. Ich sterbe ausgesöhnt

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. B. 2. S. 636.
2) Zabuesnig, Hist. krit. Nachr. II. B. S. 313.

mit Gott und seiner Kirche. Ich glaube Alles, was Gott geoffenbart und durch seine Kirche, welche die katholische ist, zu glauben lehrt. Sie sind erstaunt, meine Freunde! Ich selbst wäre erstaunt, fände ich, im Angesichte des Todes, die Sache nicht ganz natürlich. Meine Herren, — wenn man die beginnende Scheidung zwischen Geist und Körper fühlt, hört alles Raisonnement über die Geistlosigkeit des Menschen auf. — Ich widerrufe hiermit Alles, was ich jemals wider die Lehren der katholischen Kirche gesprochen oder geschrieben habe. Seien Sie Zeugen dieses Widerrufes und machen Sie denselben öffentlich bekannt. — — Ehrwürdiger Vater," wandte er sich an den Geistlichen, „genügt diese Erklärung?" — Der Priester bejahte die Frage."

„La Mettrie reichte uns die Hand, wobei ihm Thränen die Augen füllten. Er empfing die Sakramente und starb eine Stunde später."

Friedrich saß ernst und kopfschüttelnd.

„Die letzten Augenblicke La Mettrie's haben der Philosophie keine Ehre gemacht," sprach er endlich. „Eine solche Schwäche hätte ich von dem Manne nicht erwartet."

Dennoch schrieb der König eine Lobrede auf den Verstorbenen und ließ dieselbe in der Akademie durch den geheimen Rath Darget verlesen.

Krieg unter den Freidenkern.

Wieder kam der Frühling in das Land. Im Parke trieben die Ziersträucher zarte Blätter, Vögel sangen, Schwalben zwitscherten, Schmetterlinge saßen an sonnigen Plätzen, Blumen dufteten und Gräser trieben hellgrün hervor. Alles entschlafene Leben stand auf aus den Gräbern des Winters.

Um die Zwergbäume ging Herr von Waldheim mit Argusaugen. Die Raupennester wurden gründlich vertilgt, die Stämmchen gebürstet und abgewaschen. Dennoch blieben unter den Rinden unsichtbare Larven versteckt, und als diese ihre Aufgabe mit den aufbrechenden Blüthen begannen, wurden sie jämmerlich erstochen.

Mit dem Frühlinge war der König in das stille Schloß gezogen. Er sah die Ordnung im Parke, die Sauberkeit allenthalben, die väterliche Pflege seiner Lieblinge, der Zwergbäume, und spendete Lob dem thätigen Parkinspector.

Adelgunde war noch schöner geworden. Seltene Blumen aus südlichen Zonen standen in der Sonne vor den Treibhäusern. Zierlich waren ihre Formen, reich ihre Farbenpracht, süß ihr Duft, — aber schöner, prächtiger und duftender als sie alle war Adelgunde. Selbst dem Könige wurde dies, bei zufälligem Zusammentreffen, recht klar. Ihn fesselte die reizende und zugleich würdevolle Gestalt der Jungfrau. Er dachte an die schönste Frau Berlins, an Signora Barberini, und fand ihr Wesen matt, würdelos und blasirt neben Adelgunde.

Herr von Charnier machte seinen ersten Besuch in dem grünen Hause. Er wurde mit aufrichtiger Freundlichkeit empfangen. Adelgunde sprach zwanglos mit ihm. Kein Wort, keine Anspielung, keine Miene verrieth die Erinnerung an eine trübe Vergangenheit. Sie lauschte den Erzählungen des jungen Mannes über das Leben der Hauptstadt und that manche Fragen. Zwischen Fragen und Antworten suchte er in ihren Zügen Anknüpfungspunkte für seine Leidenschaft. Er fand nichts. Klar und arglos spiegelte sich der Geist in den schönen Formen. Friede umfing ihr ganzes Wesen, und die strahlenden Augen verkündeten, daß der letzte Flecken schlüpferiger Empfindung von der Seele gewaschen sei. Und als ihm die Lei=

denschaft „das Schmachten“ in die Augen trieb, wurde es nicht bemerkt. Sicher war ihre Haltung, festen Fußes stand sie im Lichte der Tugend. Dem Philosophen entging nicht, daß im Laufe des Winters häufige Gänge zur Kirche, öftere Vereinigung mit dem „Consubstantiellen“ und feierliche Gelöbnisse für sein nächtiges Begehren keine Hoffnung gelassen.

Täglich besuchte er das grüne Haus, und jeder Besuch trieb die lodernden Flammen seiner Leidenschaft höher. Aber die Flammen, welche sein Wesen verzehrten, ließen Adelgunde unberührt. Eine höhere Macht schien die Jungfrau schirmend zu umfangen, und alle Tücken der niederen Natur zu bändigen. Vergeblich war des Franzosen Bemühen, das frühere Zusammentreffen auf dem Wege nach der Mühle, in der Laube oder im Parke zu erneuern. Und für zarte Anspielungen schien Adelgunde jedes Verständniß verloren zu haben.

Charnier war zum Aeußersten entschlossen. Er strebte nach einer Zusammenkunft unter vier Augen. Lange wollte dies nicht gelingen. Stets traf er sie an mütterlicher Seite. Der Philosoph umkreiste lauernd das grüne Haus. Plötzlich stand er, zu ungewöhnlicher Stunde, vor der überraschten Jungfrau. Die Mutter war nach Potsdam gegangen, der Vater im

Parke beschäftigt. Rasch war der junge Mann eingetreten, kaum grüßte er, und sie bemerkte voll Unruhe finstere Gewalten in den ungesund glühenden Zügen.

„Die Mutter ist ausgegangen, Herr von Charnier,“ sprach sie geängstigt, die Arbeit in zitternden Händen.

„Mit Ihnen wollte ich ungestört ein Wort reden, mein Fräulein,“ — und er zog einen Stuhl heran, ohne Rücksicht auf Adelgundens stehende und abweisende Haltung. „Setzen Sie sich gefälligst, Fräulein Adelgunde! Ich habe Ihnen eine Erklärung zu machen.“

Sie saß ihm bangvoll gegenüber und sah, wie es wild in seinen Augen brannte und im Wahnsinn der Liebe die Wangen glühten.

„Ich fasse mich kurz,“ sagte er. „Bekannt ist Ihnen, mein Fräulein, was Sie mir sind: — mein Leben, der einzige Halt in meinem Dasein. Der Besitz Ihres Herzens ist mir nothwendig, soll meine Existenz nicht unerträglich werden. Gegenliebe findet der Retter Ihres Vaters nicht, das wurde mir, seit der Rückkehr aus Berlin, recht klar.“

„Sie täuschen sich, mein Herr!“ unterbrach sie ihn mit Erröthen. „Ihre rettende That lebt frisch in mir, und ich möchte niemals undankbar sein. Zu

jedem Gegendienste, der in meinen Kräften liegt und zugleich auf jenem Wege, welchem Gott den Christen vorgezeichnet, verpflichtet mich die Schuld des Dankes. Ich liebe Sie, aber Gott liebe ich noch weit mehr."

„Darin liegt es eben," fuhr er auf. „Die Christenliebe ist freudenleer, eine Mißgeburt engherzigen Wahnes. Der Schöpfer hat Sie mit allen Reizen ausgestattet, einen Menschen für das Leben zu beglücken, — allein vom Geiste des Christenthums befangen, stellen Sie Forderungen, denen sich ein freier Geist nicht unterwerfen kann. Widerwärtig ist mir das Joch der Ehe! Das heilige Sakrament und das Bewußtsein, der Religion ein Zugeständniß gemacht zu haben, müßten das Schönste verunstalten, den höchsten Genuß verderben. Wozu das eitle Spiel vor dem Altare? Das Händegeben vor dem Manne, der sich vermißt, in Gottes Namen zu handeln? Wozu der inhaltlose Segen, das abergläubische Besprengen mit geweihtem Wasser? Und gar das demüthigende Beichten, die abgöttische Communion? Kann dies Alles nicht meine Versicherung ersetzen: Ich liebe Dich? Ohne Heuchelei könnte ich die Stufenleiter des religiösen Formelnwesens nicht durchmachen, — und heucheln kann ich nicht."

Er wurde immer erregter und sein fanatischer

Religionshaß trieb ihn immer tiefer in sein philosophisches Glaubensbekenntniß hinein. Adelgunde saß betäubt, und manches Wort des Philosophen weckte Grauen und Entsetzen in ihrer Seele.

„Bis heute sprachen Sie niemals verächtlich über Religion, mein Herr! Sie hatten Billigung für meine religiösen Ansichten und sprachen mit Achtung über das Christenthum. — War dies keine Heuchelei?"

„Nein, Adelgunde! Religion war mir achtungswerth, weil sie die Seele Ihrer Richtung ist, nicht aber, weil ich diese Richtung mit Ueberzeugung theile."

„Dennoch streben Sie nach einer Verbindung mit einem Wesen, dessen Grundsätze den Ihrigen schreiend widerstreiten. Das ist unnatürlich und müßte von den schlimmsten Folgen sein."

„Sie irren, theuerste Adelgunde! Niemals wird ein Wort Ihr religiöses Empfinden verletzen. Die vollste Freiheit Ihrer geistigen Bewegung soll gewahrt bleiben. Ich werde es sogar über mich gewinnen, mit Achtung über Dinge zu sprechen, die meiner Geliebten heilig sind."

Sie erröthete und saß in abwehrender Würde vor dem Freidenker.

„Mein Herr, Sie vergessen, daß eine Geliebte nach Ihrer Auffassung für mich eine grobe Beschimpfung

ist. — Dank verpflichtet mich Ihnen. Alle meine Kräfte sind bereit, dieser Dankespflicht Opfer zu bringen. Aber ein anderes Verhältniß kann zwischen mir und Ihnen nicht bestehen."

„So scheint es!" sprach er finster. „Sie sind für mich das verlorene Paradies, schönste Adelgunde! Der Engel des Aberglaubens steht mit flammendem Schwerte, den Eingang zu wehren. Ich werde den Eingang erzwingen. Freilich bleibt die Entscheidung immer bei Ihnen, — aber ich hoffe, Sie werden zu Ihrem Glücke und zu meiner Rettung entscheiden."

Er schwieg und in seinen Mienen spielte ein seltsames Lächeln. Sie saß erwartungsvoll und ahnte Schlimmes von dem lächelnden Menschen.

„Den Vater habe ich Ihnen gerettet, mein Fräulein," fuhr er nach kurzer Pause fort. „Ich habe noch mehr gethan: — Der traurigsten Lage habe ich Sie entrissen und Ihrer Familie diese sorgenlose und angenehme Stellung verschafft. Dies Alles hat mein Einfluß bei dem Könige mühelos fertig gebracht. Leicht war es mir, die verlassene, mit Erdennoth ringende Familie Waldheim aus den Bedrängnissen der Friedrichsstraße zu erheben, — ebenso leicht wird es mir, dieselbe Familie in die frühere traurige Existenz hinab zu stoßen. Merken Sie wohl auf, mein Fräulein!

Ein allerhöchster Befehl wird die Familie von Waldheim aus diesem Hause vertreiben, und ich werde diesen Befehl veranlassen. Sie ziehen wieder in das Hintergebäude der Friedrichsstraße, oder in sonst einen Winkel von Potsdam. Ihre gute Mutter arbeitet vom Morgen bis zum Abend, das tägliche Brod zu erschwingen, und Ihr achtungswerther Vater geht in die Schreibstube, wenn sich eine solche für ihn öffnet. — Sie haben mich doch verstanden, Fräulein Adelgunde?"

„Ich habe Sie verstanden!" antwortete sie erbleichend. „Solche Härte und Grausamkeit hätte ich von Ihnen nicht erwartet."

„Nicht grausam bin ich, Adelgunde! Nicht Rache treibt zu dieser Handlungsweise, sondern Nothwehr. Unerträglich ist mir die Qual, Sie in meiner Nähe zu wissen, Sie öfter zu sehen, mit dem Bewußtsein der Hoffnungslosigkeit. Darum müssen Sie fort von hier."

„Sie opfern demnach das Glück einer ganzen Familie Ihrer Leidenschaft."

„Nein, das nicht! Der Macht Ihrer Nähe möchte ich entfliehen."

Adelgunde bedachte die Folgen der Drohung, und es kamen schwere Sorgen über sie.

„Herr von Charnier,“ bat sie dringend, „nicht um meinetwillen, sondern für die Aeltern flehe ich zu Ihnen! Stehen Sie ab von diesem verhängnißvollen Vorsatze. Machen Sie meine lieben Eltern nicht namenlos unglücklich.“

„Glück oder Unglück liegt ganz bei Ihnen, mein Fräulein! Erwiedern Sie meine Liebe und Ihre Stellung soll glänzend werden.“

„Was Sie verlangen ist Sünde,“ sprach sie geängstigt. „Lieben Sie mich wahrhaft, wie können Sie auf mein Unglück sinnen?“

„Theuerste Adelgunde, nicht Ihr Unglück will ich, sondern meine Rettung, die Möglichkeit eines erträglichen Daseins.“

„Sie rühmen sich Ihrer Philosophie, — diese wird es Ihnen leicht machen, einer Leidenschaft zu gebieten.“

„Da hilft keine Philosophie!“ rief er. „Ich habe es versucht, fünf Monate habe ich gerungen. Verzweifelt waren meine Anstrengungen. Alle Reiche des Wissens rief ich in den Kampf zur Abwehr. Ich verschanzte mich hinter die höchsten Wälle der stolzen Vernunft, — die tiefsten Gräben der Forschung warf ich auf. Alles umsonst. Die Philosophie bietet keine

Rettung. Die übermüthigste Kraft erlahmt vor jener Macht, mit der Sie über mich gebieten."

„Was mir gelang, wird auch Ihnen gelingen," sprach sie geängstigt und ohne Ueberlegung.

„Was Ihnen gelang? O Adelgunde, — Sie haben mich geliebt?" rief er feurig, die Hände nach ihr hebend.

Sie fuhr vom Sitze und stand in großer Beschämung. Sogleich aber faßte sie sich.

„Bevor ich Kenntniß von dem hatte, was Sie Liebe nennen, mein Herr! Kaum wurden mir die Schlingen klar, welche Sie um ein thörichtes Kind gezogen, so flüchtete ich vor Ihnen. Gott hat geholfen. Er hat mir Ruhe und Frieden wieder gegeben. Er hat mich befreit von der Sklaverei unbewußter Leidenschaft. Er hat Kraft verliehen, niedere Triebe zu beherrschen. Wie ein wüster Traum liegt jene Zeit hinter mir, — nichts in der Welt wird stark genug sein, Tage der Erniedrigung und des Zwiespaltes mit meinem Gewissen zu erneuern."

„Dann bleibt keine Wahl," sagte er finster. „Die Familie Waldheim kehrt in das Elend zurück."

„Mit meinem Leben wollte ich das Glück der Alten erkaufen, — mit meiner Unschuld kann ich es

nicht. „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich,“ spricht der Herr, „ist meiner nicht werth.“

„Sie werden überlegen, mein Fräulein!“

„Hier gibt es nichts zu überlegen.“

„Dennoch gebe ich Ihnen vier Wochen Bedenkzeit. Lassen Sie die Frist nicht rettungslos verstreichen.“

Er ging.

Als Frau von Waldheim aus Potsdam zurückkehrte, fand sie Adelgunde weinend. Die Tochter erzählte Alles. Der Vorfall beugte die Dame tief nieder, doch Adelgundens Verhalten hob ihr mütterliches Herz.

„Mein liebes Kind, die glänzendste Stellung würde ich ohne Zaudern dem Glücke opfern, eine solche Tochter zu besitzen. Gräme Dich nicht. Gott wird helfen. — Du hast einen Blick gethan in das Wesen eines von Gott abgefallenen Menschen, und dieser Blick ist werthvoll für dein ganzes Leben. Aufgeblähter Dünkel ist alles Wissen ohne Glauben. Der Hoffart widerstrebt Gott, und wo Gott nicht ist, da ist Geistesplage, Schwäche und Sklaverei der Leidenschaften. — Sei froh mein Kind! Quintian hast Du besiegt, — dem leuchtenden Beispiele der heiligen Agatha bist Du gefolgt.“

Und sie küßte ihr die Thränen von den Wangen.

Tage vergingen und Wochen, Herr von Charnier kam seltener. Des Philosophen feines Benehmen zeigte keine Spur von der Tücke, die er gegen die Familie Waldheim im Busen trug. Zuweilen traf sein Blick bedeutungsvoll Adelgunde; sie verstand die Mahnung und beugte kummervoll das Haupt. Der junge Mann selbst trug die Pein der Leidenschaft, die ihn verzehrte, in seinem ganzen Wesen. Das Gesicht war bleich, die Augen unstät und brennend, die Kleidung vernachläßigt, und Adelgunde sah ihn zuweilen wie von Sinnen durch den Park rennen. Sie fühlte Mitleid für ihn und zugleich Schrecken vor dem unheimlichen Geiste. Bis auf zwei Tage war die Gnadenfrist zusammengeschmolzen, und die weiblichen Bewohner des grünen Hauses hatten sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, in das Leben der Noth zurückzukehren.

Herr von Waldheim, dem Alles verborgen blieb, wandelte spähend um das Schloß. Er kannte Friedrichs strenge Tagesordnung und wußte genau die Stunden der Spaziergänge. Seit vier Tagen stand er regelmäßig um zehn Uhr in der Nähe jenes Einganges, durch den Friedrich den Park betrat. Er harrte vergebens. Der König hatte wiederholt den

Genuß der Erholung dem Exercierplatze geopfert. Endlich wurde Waldheim's Beharrlichkeit dennoch mit Erfolg gekrönt. Der Monarch trat aus dem Schlosse. Voraus schossen die Hunde. Sie fuhren über Plätze, rauschten durch Gebüsche und kehrten bellend zu dem wohlmeinenden Herrn zurück, um das wilde Treiben neuerdings zu beginnen. Waldheim folgte dem Monarchen.

„Majestät, halten zu Gnaden, — ich habe eine Mittheilung von großer Bedeutung zu machen."

Friedrich blieb stehen, den stechenden Blick der hellblauen Augen forschend auf den Edelmann geheftet. Er dachte an das Reich, in dem Waldheim schaltete und fürchtete, schlimme Botschaft von den Zwergbäumen zu hören.

„Was haben Sie, Waldheim? Hoffentlich nichts Unangenehmes."

„Dennoch, Sire! Meine Eröffnung ist trauriger Art, und bitte unterthänigst um Vergebung, das Herz Eurer Majestät schwer belasten zu müssen. Gerne wollte ich schweigen, — es geht nicht. Treue zu meinem Könige befiehlt mir, zu sprechen."

„Sprechen Sie!" — und der Monarch setzte langsam den Spaziergang fort.

„Der Kammerherr von Voltaire und Herr von

Charnier pflegen regelmäßig in jenen Stunden durch den Park zu lustwandeln, wenn Majestät mit den Cabinetsräthen arbeiten. Die Aufsicht der Anlagen fordert bald da, bald dort, zwischen Bäumen und Gebüschen, meine Gegenwart. So brachte ich absichtslos den Inhalt der Gespräche jener Herren in Erfahrung."

Er stockte. Des Königs Neugierde war lebhaft erregt.

„Für mich sehr interessant, Waldheim!" sprach ermunternd der Fürst. „Fahren Sie aufrichtig weiter."

„Die Herren führen schreckliche Reden über meinen König. Sie heißen ihn: „Tyrann," „Despot," „Canaille!" Die Herren verfluchen das Königthum und sind mit einander vollkommen darüber einig, daß die Philosophie eine allgemeine Revolution erzeugen und die Revolution alle Fürstenthrone umstürzen müsse."

Friedrich war stehen geblieben und sein Auge ruhte durchbohrend auf dem Parkinspector.

„Das haben Sie gehört?"

„Ja, Majestät, und noch weit gräßlichere Dinge, welche meine Zunge auszusprechen sich sträubt."

„Waldheim, — Waldheim!" rief der König

drohend. „Nicht drei Jahre, auf Lebenszeit kommen Sie in den Schubkarren, ertappe ich Sie auf schwerer Verläumdung gegen ehrliche Männer, die meine Freunde sind.“

„Majestät, Ihr Argwohn schmerzt tief! Auch ich bin ein ehrlicher Mann, unfähig zur Lüge und Verläumdung. — Aber ich bin im Stande, meine Aussage zu beweisen. Diesen Brief hat Herr von Voltaire vor einigen Tagen verloren.“

Der Fürst griff hastig nach dem Schreiben. Es trug den Pariser Poststempel und war unterzeichnet: „Ihr Bruder Tomplat.“ — „Tomplat“ war Diderot's Bundesname, dies wußte Friedrich. Der Brief war ächt.

Kaum hatte der Monarch einige Zeilen gelesen, als er in heftige Erregung gerieth.

„Kommen Sie da herein, — wir dürfen nicht gestört werden.“

Sie traten in den Saal des chinesischen Hauses. Der König fuhr im Lesen fort. Seine Züge entstellten sich, und Zornesgluth flammte in den zuckenden Mienen.

„Ist es möglich!“ fuhr er wild auf. „Ich mißtraue meinen Augen. — Waldheim lesen Sie! Viel-

leicht ist der Sinn des Gehöres treuer, als jener des Gesichtes.“

Waldheim las:

„Mon cher Ante-Christ! Ich stimme Ihren Ansichten vollkommen bei, ich unterschreibe jeden Satz Ihres letzten Briefes. Die Souveraine sind unfähig, die Tugend zu kennen, zu lieben, zu belohnen; ihre Wissenschaft ist, zu Gunsten der Gesetze ungerecht zu sein; ihre Kunst besteht darin, die Erde zu unterdrücken; sie sind an einem bestimmten Orte immer sitzende Barbaren, wilde Thiere, für welche diejenigen, die das Vaterland vertheidigen, die Tollheit haben, sich umbringen zu lassen; sie sind es persönlich, die man strafen muß, und nicht die Truppen, welche die Felder verheeren. Jeder andere, welchen das Volk auf den Thron zu setzen beliebt, besitzt ihn mit viel gerechteren Ansprüchen, als derjenige, der ihn durch das Recht seiner Geburt besaß. Jeder Monarch, der vermeint, Niemand als Gott Rechenschaft seines Verhaltens geben zu müssen, speit Blasphemien gegen Gott und Menschen aus, entbindet seine Unterthanen auf der Stelle von dem Eide der Treue, weil er ihre Vernunft- und Freiheitsrechte aufhebt, oder gibt ihnen vielmehr die Waffen gegen sich selbst in die Hand. Der König ist nichts anderes, als der erste

besoldete Diener der Nation. Es ist daher auch natürlich Rechtens, denjenigen, den wir bezahlen, und der uns schlecht dient, wegzujagen. Es ist traurig für die Menschheit, daß die Könige auf ihren Thronen wackeln müssen, und die Staaten über den Haufen fallen, damit der politische Mensch wieder ein Mensch der Natur werde. In gewissen Staatsverfassungen wird eine gewisse Epoche nothwendig, eine schreckliche und blutige Epoche, die aber das Signal zur Freiheit ist, — und dies ist bürgerlicher Krieg. Wenn das Uebel auf den höchsten Punkt gekommen ist, so muß man die Ungeheuer entweder erwürgen, die das Mark des armen Volkes fressen, oder wenn das Glück der Gewalt nicht günstig ist, muß man es doch so machen, daß man nicht ungerächt stirbt. Man müß als Verzweifelte fechten, und den Urhebern seiner Leiden nicht anders den Sieg lassen, als auf Kosten ihres Blutes und ihrer Thränen [1]."

Der Fürst streckte die Hand nach dem Briefe aus, die Hand zitterte, und Waldheim bemerkte, wie er alle Kraft aufbot, die Fassung zu bewahren.

„Herr von Waldheim, — ich danke Ihnen! Sie

---

1) Montjoye. Histoire de la Revolution de France. Tom. I. p. 2.

haben mir einen großen Dienst geleistet, — er wird nicht vergessen. Gehen Sie!"

Friedrich war ungemein jähzornig. Widerwärtigkeiten konnten seinen Zorn bis zur Wuth spannen. In solchen Anfällen schlug er mit dem Stocke nach seiner dienenden Umgebung, trat die Lakaien mit Füßen. Kaum hatte Waldheim den Saal verlassen, als der Fürst einer ähnlichen Raserei verfiel. Er warf den Hut heftig zu Boden, stampfte mit den Füßen und stürmte wild hin und her.

Kurz vor elf Uhr wurde Friedrichs Rappe, der ihn zur Parade tragen sollte, vor das Schloß geführt. Die Adjutanten harrten vergebens, der König kam nicht, — ein unerhörter Fall. Kammerhusaren und Lakaien liefen suchend durch den Park. Schöning betrat den chinesischen Bau und meldete zur Parade.

„Packe Dich zum Teufel!" rief der Fürst. „Ihr alle seid Canaillen, Schurken, Lumpenhunde. Meine Krone für einen ehrlichen Mann!"

Schöning war über diesen Ausfall gerade nicht verwundert. Der Mann kannte seinen Herrn. Die zischenden Funken, welche aus dem Monarchen sprühten, mochten dem Lieblingslakaien keine seltene Erscheinung sein. Er blieb ruhig stehen.

„Schaffe Dich aus meinen Augen, Kerl!“

„Halten zu Gnaden, — setzen Majestät heute die Parade aus?“

„Ja!“

Schöning ging.

„Maupertuis, — Maupertuis,“ rief der Fürst schmerzlich aus, „wie wahr hast Du gesprochen! Dein scharfer Blick beschämt meine Thorheit. Nattern sind es, — ja, giftige Nattern, die ich mir an die Brust gelegt. Wie treffend das Bild! — Mit grenzenloser Gunst habe ich diese Elenden überschüttet, und sie lohnen mir, das Natterngezücht, indem sie Verschwörungen schmieden in meinem Hause gegen Thron und Krone.“

Abermals öffnete sich die Thüre. Maupertuis trat ein. Er trug ein Buch in der Hand. Wie ein Bann wirkte die ruhige Haltung des Gelehrten auf den Monarchen. Er eilte dem Besuche entgegen und reichte ihm die Hand.

„Ein neues Werk von Ihnen?“ fragte er, auf das Buch deutend.

„Eine Schmähschrift gegen mich, Sire!“ antwortete Maupertuis mit größter Ruhe. „Der Verfasser nennt sich „Doctor Akakia,“ — offenbar ein falscher Name. Die Schreibart, die Schmähungen, der

glühende Haß verrathen übrigens deutlich den Verfasser. Ich bringe Ihnen das Buch zur Einsicht, damit Eure Majestät beurtheile: — ob ein Mann Präsident der Akademie bleiben kann, den man vor der Oeffentlichkeit zu vernichten strebt."

„Nach meinem Dafürhalten," versetzte Friedrich, „ist der Ruhm des Herrn von Maupertuis in der gelehrten Welt viel zu glänzend, um durch den Koth einer Schmähschrift besudelt werden zu können. — Wen halten Sie für den Verfasser?"

„Meine Ansicht möge sich bescheiden, bis Eure Majestät das Büchlein gelesen. Ich glaube, daß wir Beide auf denselben Autor verfallen."

Die Glocke rief zu Tische. Der König hatte die volle Fassung wieder gewonnen. Von Diderot's Brief sprach er kein Wort zu Maupertuis.

Voltaire begegnete dem Gelehrten ungemein freundlich und sagte ihm die größten Schmeicheleien.

Der Monarch hob die Tafel ungewöhnlich frühe auf und begab sich in das Bibliothekzimmer, wo er bis gegen acht Uhr verweilte. Kurz vor der Abendmahlzeit ließ er Maupertuis rufen. Der Gelehrte fand den König im höchsten Grade entrüstet.

„Ich habe das Zeug gelesen, — ein schmachvolles Machwerk," rief er. „Billigkeit, Mäßigung, Anstand,

Gerechtigkeit, Wahrheit, Alles ist über den Haufen geworfen. Den Verfasser treibt ein rasender Haß, diabolischer Hohn führt ihm die Feder. So kann nur ein einziger Mann schreiben, und dieser Mann ist — Voltaire."

Maupertuis nickte beistimmend.

„Wie kommt der Mensch aber dazu, Sie in dieser niederträchtigen Weise zu behandeln? Haben Sie ihn beleidigt?"

„Nein, Sire! Voltaire's Haß gründet viel tiefer, als auf persönlicher Beleidigung. Nicht meine Person trifft sein Grimm, sondern meine wissenschaftliche Richtung und meine Stellung. Zweck dieser Schrift ist offenbar kein anderer, als mein Verhältniß zur Akademie unmöglich zu machen. Herr von Voltaire trachtet entweder selbst nach der Würde des Präsidenten, oder wünscht einen Schüler dazu erhoben, um die Akademie unter die Herrschaft seiner philosophischen Geister zu bringen."

„Ich theile Ihre Ansicht, Maupertuis! — Bezüglich der Autorschaft dieser Schmähschrift müssen wir indessen volle Gewißheit haben. Läugnet Voltaire, was ich von seiner Lügenhaftigkeit erwarte, dann reitet heute noch ein Polizeicommissär nach Berlin, um dieses Pamphlet mit Beschlag zu belegen

und von dem Drucker das Manuscript zu fordern."

Sie gingen zu Tische. Im Geheimen überlegte Herr Moreau von Maupertuis, welche besondere Umstände den König veranlassen mochten, so entschieden Partei für ihn gegen Voltaire zu nehmen; denn eine Erregtheit des Fürsten, die mit der Schmähschrift nichts zu schaffen hatte, blieb dem scharfsichtigen Mathematiker nicht verborgen.

„Herr von Voltaire," begann plötzlich der Monarch, „haben Sie Kenntniß von der neuesten Streitschrift gegen Herrn von Maupertuis?"

„Nein, Sire! Meine Arbeiten für die Encyclopädie lassen keine Zeit, den neuesten literarischen Erscheinungen zu folgen. — Aber die erwähnte Schrift interessirt mich lebhaft. Wie heißt der Verfasser?"

„Doctor Akakia!"

„Ein seltsamer Name und eine unbekannte Größe," versetzte Voltaire lächelnd. „Es ist zu beklagen, daß zuweilen die gelehrtesten Männer von unwissenschaftlichen und namenlosen Strolchen angefallen werden. Diese Erscheinung gründet wohl auf dem Neide, welchen die Dummheit gegen das Genie plagt. Nun, —

trösten Sie sich, Herr Präsident, auch die Kröte darf ihr Gift gegen die Sonne spritzen."

„Wenn Sie die Schrift gelesen haben, mein Herr," versetzte Maupertuis kalt, „werden Sie ermessen können, ob ihr Verfasser mit einer Kröte oder mit einem Affen zu vergleichen ist."

Außerordentlich war die Wirkung dieser Worte. Alle gedachten der komischen Verwechselung und der Aehnlichkeit des Herrn von Voltaire mit einem Affen. Die Bemerkung enthielt zugleich die Ansicht des Gelehrten über den eigentlichen Verfasser der Schmähschrift. Voltaire beugte das glühende Gesicht tiefer über den Teller; der König stieß ein kurzes Lachen aus, aber das Lachen klang drohend und verhängnißvoll.

Am folgenden Tage, in derselben Stunde, welche Friedrich dem Versemachen und der Flöte widmete, wurde Herr von Voltaire im Audienzsaale empfangen.

„Gestern war von einer Schmähschrift gegen Maupertuis die Rede," begann der König. „Ich selbst habe das Pamphlet gelesen und bin erstaunt über den hohen Grad von Haß, Bosheit und Gemeinheit. Mir ist sehr empfindlich, einen Mann, dessen wissenschaftlicher Ruhm unsterblich ist, und den ich um

seiner Gelehrsamkeit und Rechtlichkeit willen hochschätze, der Art mißhandelt zu sehen. Sie werden begreifen, daß Verläumdungen gegen den Präsidenten der Akademie nicht ungestraft hingehen dürfen. Zunächst handelt es sich darum, den niederträchtigen Verfasser zu erforschen. Kennen Sie denselben, mein Herr?"

„Ihre Worte kränken, Sire! Die Arbeit gegen Herrn von Maupertuis nennen Sie ein Pamphlet voll Bosheit, Haß und Gemeinheit, — dennoch halten Sie eine Verbindung zwischen mir und dem elenden Pamphletisten für möglich; — in der That sehr empfindlich."

„Ohne Zweifel sehr empfindlich für einen Mann, den ich bisher nicht unter den Pamphletisten gesucht habe," entgegnete Friedrich schneidend. „Doch hören Sie: — ich habe Gründe, den Herrn von Voltaire für jenen Pamphletisten zu halten."

Der berühmte Philosoph sah den Fürsten starr an, als begreife er die Worte nicht. Sodann künstelte er Entrüstung in das häßliche Gesicht, und meisterhaft heuchelte sein Mienenspiel die beleidigte Unschuld.

„Sire, die Sinne vergehen mir! Manche Klage

hat mir schon die Bosheit der Menschen erpreßt, — allein Ihre Worte zerreißen mir das Herz.“

„Die Heuchelei des Herrn von Voltaire ist wirklich täuschend,“ spottete Friedrich. „Hier, — was sagen Sie jetzt, mein Herr?“ — und er übergab ihm das Manuscript des Doctor Akakia.

Voltaire saß vernichtet, doch nur einen Augenblick. Die Stirnlosigkeit dieses Menschen kam nicht außer Fassung, und geschickt wußte er die schreiendsten Blößen mit französischer Eleganz zu bedecken.

„Neuerdings ein schlagender Beweis, daß Friedrich der Große in keiner Beziehung hintergangen werden kann,— selbst nicht in der besten Absicht,“ schmeichelte er. „Da Ihr Adlerauge den Doctor Akakia entdeckte, so ist es an mir, die Gründe anzugeben, welche mich zwangen, die Vaterschaft dieses Erzeugnisses hartnäckig zu läugnen. — Wiederholt habe ich mein Bedauern über die wissenschaftliche Richtung des Herrn von Maupertuis ausgesprochen, welcher die Ehre hatte, von Eurer Majestät zum Präsidenten der Akademie erhoben zu werden. Maupertuis ist streng gläubig. Die Sittenlehre, deren Grundsätze er in seinen philosophischen Briefen entwickelt, könnte eben so gut in der Moral des heiligen Liguori stehen. Maupertuis bekämpft eine Philosophie, welche Aner=

kennung und Bewunderung des geistreichsten Fürsten Europa's gefunden hat, und der königliche Philosoph von Sanssouci hat sich ein Denkmal ewigen Ruhmes gesetzt, durch den Geist der Philosophie die Dummheit und den Aberglauben zu bekämpfen. Dennoch geschieht das Fabelhafteste! Maupertuis wagt es, mit den schärfsten Inquisitions-Augen die Eingänge der Akademie von Berlin zu bewachen, damit kein Geist freier Forschung dort eindringe. Diese Inquisition ist unerträglich. Die Ueberzeugung gebot, jenen akademischen Inquisitor empfindlich zu bestrafen. Mit Vergnügen würde ich den wissenschaftlichen Gegner mit offenem Visire angefallen haben. Aber die Stellung des Herrn Präsidenten zu Eurer Majestät, sowie die Gastfreundschaft, die ich bei dem Philosophen von Sanssouci genieße, geboten, hinter dem Doctor Akakia mich zu verstecken."

„Wie viel Wahrheit in Ihrer Erklärung liegt, mag unentschieden bleiben," sprach der König, ungerührt durch die maßlos gespendete Schmeichelei! „Aber die Tücke, die Gemeinheit und die Bosheit Ihrer Schmähschrift bestehen in voller Kraft. Ihre Kampfesweise ist unmännlich, niederträchtig und falsch. Sie beschimpfen und verläumden einen ehrenhaften

Mann, und das nennen Sie — die Pflicht eines Philosophen erfüllen. Pfui, — tausendmal pfui!"

„Sire, überlegen Sie, ob die Hochachtung für Maupertuis Ihnen keinen Streich spielt," sagte Voltaire, keineswegs durch die Heftigkeit der fürstlichen Vorwürfe verletzt. „Sie lasen durch die Augen grenzenloser Gunst, denen sogar die gewöhnlichen Ausdrücke des Streites unmännlich und boshaft erscheinen."

„Es handelt sich keineswegs um einzelne Ausdrücke, sondern um den ganzen Geist Ihrer Schmähschrift," eiferte Friedrich. „Sie stellen sich, als ob Sie den Verfasser der philosophischen Briefe für einen jungen Candidaten hielten, der sich anmaßte, den Namen des Herrn von Maupertuis unter jene Arbeit zu setzen. Unter dieser Heuchlermaske werfen Sie dem Präsidenten die gemeinsten Grobheiten an den Kopf. Oder ist es nicht bubenhaft, zu schreiben:" — und der König las: „O junger Mensch, wie ist Er so unbillig und hart! O junges Schwindelhirn, junger Dummkopf, junger Schulknabe, junger Schlußmacher! Der Candidat soll wissen, daß das Gedächtniß das Vermögen ist, Begriffe zu behalten. Der Candidat irret, wenn er meint, daß die Ausdehnung nur eine sinnliche Empfindung unserer Seele sei. Wenn Er

gut studirt, wird Er sehen, daß die Ausdehnung nicht ist, wie der Schall und die Farben, welche nur in unseren sinnlichen Begriffen ihr Dasein haben, wie es jeder Schüler weiß. Es mag sein, daß der Candidat geglaubt hat, etwas nach Leibnitz zu erfinden; aber wir dürfen sagen, daß Er gewiß das Pulver nicht erfunden hat. Wir schließen, daß sein Hirn stark sublimirt ist, und daß Er bald prophezeien werde. Wir wissen noch nicht, ob Er aus den großen oder kleinen Propheten sein soll; allein wir fürchten sehr, Er werde lauter Unglück prophezeien. — Zum Schlusse bitten wir den Doctor Akakia, daß er Ihm abkühlende Wasser verschreiben wolle. Wir ermahnen Ihn, auf irgend einer hohen Schule zu studiren und sich bescheiden aufzuführen [1])."

„Ist das nicht bubenhaft? Und in diesem Tone geht es fort. Pfui — pfui!"

„Sire, es steht mir nicht zu, die feste Ueberzeugung des geistreichsten Fürsten zu bekämpfen. Gestatten Sie, daß ich mich empfehle."

„Wir sind noch nicht fertig!" rief der König, und sein Gesicht wurde drohender. „Sie unterhalten mit Diderot einen Briefwechsel, dessen Inhalt die

1) Voltaire, Examen des Lettres d'un jeune Auteur déguisé sous le nom d'un Praesident. Tom. XXXIV.

Nothwendigkeit erörtert, allen Fürsten den Untergang zu bereiten."

Voltaire that erstaunt.

„Schweigen Sie!" fuhr ihn der Monarch an. „Ihre lügenhaften Ausreden sind mir eckelhaft. Hier ist der sprechende Beweis Ihrer Schuld," — und er zog den verlorenen Brief hervor. „Mein Herr, — Sie beschimpfen mich im eigenen Hause. Sie überhäufen mich mit den gemeinsten Ausdrücken," — und des Fürsten Zorn stieg bis zur flammenden Wuth. „Sie nennen mich: „Tyrann, — Barbar, — Tollhäusler, — wildes Thier!" — Sie, den ich mit Wohlthaten überhäufte, dürsten nach meinem Blute, arbeiten an meinem Untergange. Ist dies das Endziel Ihrer Philosophie? Ihr System predigt Revolution, — Sie sind ein Empörer, — ein Revolutionär, — eine Canaille! Reif sind Sie für Galgen und Rad," — und aus den gröbsten Geschützen donnerte Friedrich gegen den hochverehrten Freigeist.

Voltaire sprach kein Wort. Er preßte die Lippen zusammen und lächelte in sich hinein.

Der entrüstete Monarch hatte sich ausgeschüttet; jetzt stand er mit überschlagenen Armen vor dem Schuldigen.

„Ich schicke Sie nicht nach Spandau, — weniger

aus Rücksicht zu Ihnen, als zu mir; denn ich will mir die Schande ersparen, einen Menschen öffentlich nach Verdienst zu würdigen, der mich schmählich hinterging. Ich verjage Sie nicht, weil ich Sie berufen habe. Ich entziehe Ihnen nicht den Gnadengehalt, weil ich denselben Ihnen bestimmt habe. Aber ich verbiete Ihnen und dem Herrn von Charnier, jemals wieder vor meinen Augen zu erscheinen. Den Kammerherrnschlüssel und das Ordensband stellen Sie augenblicklich zurück. Gehen Sie!"

Voltaire verschwand. Charnier erwartete ihn.

„Packe Deine Koffer, mein Junge!" sprach Raton in lachendem Hohne. „Die wilde Bestie, Friedrich II. genannt, ist hinter unsere Schliche gekommen," — und er berichtete ausführlich.

„Das ist fatal," sagte Charnier, welcher an Adelgunde dachte.

„Reif nannte er mich für Galgen und Rad," spottete Voltaire. „Und mir ist sonnenklar, daß Friedrich der Große würdig ist, ein Bürger von Sodoma und Gomorrha zu sein. — Das Puppenspiel da mag er zurücknehmen," — er hatte das Ordenskreuz und den Kammerherrnschlüssel hervorgezogen. „Doch nicht ohne Begleitschreiben. Man muß unter allen Umständen guten Humor bewahren."

Und er schrieb auf ein Papier:

„Voll Zärtlichkeit empfing ich das Geschmeide,
Voll Schmerzen send' ich es zurück:
Mit der Geliebten Bildniß flieht die Freude,
Ihr Freund ist ohne Lust und Glück [1])."

Der Bann blieb auf Voltaire. Die vollständige Vertreibung des Undankbaren lag jedoch nicht in des Königs Interesse. Friedrich mochte bedenken, es sei besser, den gefährlichen Mann innerhalb der Grenzen preußischer Macht zu halten. Er mochte die Spottfluth scheuen, die Voltaire über ihn ausgoß, sobald er nach Frankreich zurückkehrte.

Der Geächtete ließ inzwischen keine passende Gelegenheit vorübergehen, dem zürnenden Bruder du Luc zu schmeicheln. Er dichtete Preishymnen auf den „Philosophen von Sanssouci," den er jetzt den „nordischen Salomon" nannte. Das Bemühen hatte Erfolg. Der Kammerherrnschlüssel und das Ordensband kehrten zurück, — die Vorboten vollständiger Aussöhnung. Da verdarb Voltaire's Spottsucht wieder Alles.

General Manstein meldete sich zur Audienz.

---

1) Je le recus avec tendresse,
Je Vous les rends avec douleur:
Comme un amant, dans sa fureur,
Rend le portrait de sa Maitresse.

„Majestät," begann der General im Tone der Entrüstung, „ich besuchte eben Herrn von Voltaire, den Sie mit Wohlthaten überhäufen, — der Ihnen die Füße leckt in's Angesicht, und der hinter Ihrem Rücken Sie verspottet. Majestät, ich halte es für meine Pflicht, Ihnen das zu sagen. Mit meinem Wissen soll man Sie nicht zum Besten haben. Ich weiß, daß Sie ausgezeichnete Gedichte machen, — und wie behandelt Voltaire Ihre schönen Arbeiten? — Wie schwarze Wäsche."

Dem Fürsten schoß eine dunkle Gluth in das Gesicht.

„Erkläre Er sich näher, General!"

„Voltaire hatte die Gedichte Eurer Majestät vor sich liegen. Ueber den Gedichten schwebte sein hämisch lachendes Gesicht. Während er mit mir sprach, durchstrich und änderte er auf dem Papiere. „Dummes Zeug, — wie albern, — sehr miserabel," — und ähnliche Ausdrücke warf er dazwischen. Ich fragte, was für eine Arbeit ihn plage?"

„Allerdings eine Plage, mein lieber General!" sagte er. „Sie sehen hier die Gedichte Ihres Königs. Wäre derselbe ebenso geschickt im Felde, wie im Dichten, er hätte niemals eine Bataille gewon=

nen. Eine schreckliche Arbeit, diese schmutzige Wäsche zu reinigen [1])."

Friedrich saß sprachlos. Er winkte dem General, zu gehen.

Bekanntlich suchte Friedrich II. den literarischen Ruhm. Wiederholt stand er im Begriffe, die Krone niederzulegen, um alle Kraft der Philosophie und Literatur widmen zu können. Der Dichterkranz stand ihm weit höher, als der Lorbeer des Feldherrn. Die französischen Freidenker kannten diese Schwäche. Sie überschütteten den königlichen Philosophen mit Lobeserhebungen, sie beräucherten den Dichter. Und diese Rauchwolken schmeichelten Friedrich ungleich mehr, als errungene Siege und glückliche Erfolge in der Regierung. Die empfindlichste Seite des Königs wurde darum verletzt durch Voltaire's Hohn über die Kinder seiner Muse. Mit zitternder Feder schrieb er dem Spötter:

„Sie haben Sanssouci unverweilt, und meine Staaten innerhalb vier Tagen mit Herrn von Charnier zu verlassen. Vor Ihrer Abreise werden Sie mir Ihren Bestallungsvertrag, den Schlüssel, das Kreuz und den Band Poesien, den ich Ihnen anvertraute, zurückstellen. Ich wünschte, daß meine

1) Stark, Triumph der Philosophie. S. 42.

Werke allein Ihren Sticheleien ausgesetzt sein möchten; ich gebe sie ganz willig denjenigen Preis, die ihren Ruhm zu vergrößern glauben, wenn sie den Ruhm von Anderen herabsetzen. Ich habe weder die Thorheit, noch die Eitelkeit gewisser Schriftsteller an mir. — Ich schätze die ehrlichen Männer, die sich mit der Wissenschaft beschäftigen: — die Anstifter von Kabalen sind verächtlich in meinen Augen. Friedrich[1])."

Am folgenden Morgen bestiegen Voltaire und Charnier den Reisewagen. Der König war mit Tagesanbruch nach Berlin gefahren.

In dem grünen Hause lagen zwei gläubige Seelen auf den Knieen. Sie dankten der Vorsehung für die unverhoffte Rettung.

---

1) Zabuesnig, hist. krit. Nachr. I. Th. S. 179.

Voltaire's Quittung.

Voltaire hatte vor seiner Abreise nichts zurückgegeben. Das Ordenskreuz, der Kammerherrnschlüssel und des Königs Gedichte wanderten mit ihm nach Leipzig. Dort schrieb er wüthende Schmähschriften gegen Herrn von Maupertuis. Der Geschmähte verlor endlich alle Geduld, und sandte dem Spötter folgende Zeilen:

„Ich thue Ihnen zu wissen, daß meine Gesundheit kräftig genug ist, um Sie allenthalben aufzusuchen, wo Sie immer sein werden und mir von Ihnen die vollkommenste Rache zu verschaffen. Danken Sie der Ehrfurcht und dem Gehorsam, die bisher meinen Arm zurückgehalten haben. Zittern Sie! — Maupertuis [1]."

Voltaire zitterte wirklich. Er flüchtete unter den Schutz der Obrigkeit und erwirkte den Befehl an sämmtliche Thorwachen, Maupertuis festzunehmen, so-

1) Zabuesnig, Hist. krit. Nachr. B. I. S. 181.

bald er die Stadt betreten wolle. Sicher vor Moreau's scharfer Klinge, verspottete Voltaire den Drohbrief, brachte ihn gefälscht in die Oeffentlichkeit und fügte folgenden Spott-Steckbrief bei:

„Es hat ein gewisser Mann an einen Einwohner von Leipzig einen Brief geschrieben, in welchem er gedachtem Einwohner droht, daß er ihn ermorden wolle: und da die Ermordungen den Freiheiten der Messe augenscheinlich zuwider sind, so bittet man Alle und Jeden, den obbesagten Mann anzugeben, wenn Er an die Thore von Leipzig kommen sollte. Er ist ein Philosoph mit runden, kleinen Augen und kleiner Perrücke; er hat eine eingedrückte Nase, eine böse Gesichtsbildung, ein volles Gesicht und einen Verstand, der von sich selbst voll ist; er trägt immer ein Secirmesser im Sacke, um Leute von hohem Wuchse zu zergliedern. Wer ihn entdeckt, soll tausend Dukaten zur Belohnung bekommen, welche ihm auf die Einkünfte der lateinischen Stadt angewiesen sind, die besagter Mann bauen läßt, oder auf den ersten Schwanzstern von Gold oder Diamant, der nach den Prophezeiungen besagten Mannes, Philosophen und Mörders, nächstens auf die Erde herabfallen wird [1]."

---

1) Voltaire, histoire d. Doct. Ak. et d. Nat. d. St. M. 1753. p. 53.

Nachdem Maupertuis hinlänglich mit Hohn übergossen war, kam die Reihe an den König. Voltaire ging nach Frankfurt am Main. Es erschien eine beißende Satyre unter dem Titel: „Privatleben des Königs von Preußen.“

„Der nordische Salomon“, welcher sich in den „barbarischen Wittekind“ verwandelt hatte, ließ sich den Hohn nicht gefallen. Er beschloß, den „größten Geist des Jahrhunderts“ empfindlich zu bestrafen.

Aus Spandau wurde ein Major nach Sanssouci befohlen. Der Major, bekannt durch seine Härte und Rohheit, empfing des Königs Instruktionen.

„Kennt Er den Philosophen Voltaire von Angesicht?“

„Ja, Majestät!“

„Kennt Er ihn genau? Wird Er ihn nicht mit einem Andern verwechseln?“

„Nein, Majestät! Voltaire gleicht auf's Haar einem Affen. Ich glaube nicht, daß es überhaupt einen Menschen gibt, der jenem Voltaire ähnlich sieht.“

Friedrich trat zum Arbeitstische, von dem er ein versiegeltes und ein offenes Schreiben nahm.

„Major,“ begann der König im Tone strengsten Befehles, „Er begiebt sich unverzüglich nach Frankfurt am Main, wo jener menschliche Affe, Voltaire ge-

nannt, gegenwärtig haust. Er nimmt vier handfeste Burschen mit, die es verstehen, mit dem Stocke umzugehen. Er läßt Voltaire fünf und zwanzig Hiebe aufzählen, und zwar aus keinem andern Grunde, als deßhalb, weil genannter Voltaire mir einen Band Poesien gestohlen hat. Ueber den Empfang der Hiebe läßt er sich von Voltaire eine Quittung ausstellen. Den Kammerherrnschlüssel, das Ordenskreuz und den Band Poesien hat Voltaire an Ihn auszuliefern. Hier ist Seine Vollmacht und hier eine Instruktion an meinen Residenten in Frankfurt, mit dem Er sich sogleich nach Seiner Ankunft in's Einvernehmen setzt. — Hat Er mich verstanden?"

„Ganz gut, Majestät! Aber halten zu Gnaden, Majestät, — angenommen, Voltaire läugnet den Diebstahl, — wie hab' ich mich zu verhalten?"

„Der Fall ist vorgesehen," antwortete Friedrich. „Mein Resident erhält unter diesen Umständen den Befehl, Voltaire verhaften zu lassen, und von der Stadt Frankfurt dessen Auslieferung zu verlangen."

Herr von Voltaire hatte von dem Hagelwetter keine Ahnung, das von Sanssouci heranzog.

Eines Morgens erregte eine Schaar von Männern die Aufmerksamkeit der Bewohner Frankfurts, welche rasch und schlagfertig durch die Straßen gingen. An

der Spitze schritt eine gedrungene Gestalt mit rauhen Zügen und einem grimmen Schnurrbart, — der preußische Major. Ihm zur Seite ging ein Polizeibeamter Frankfurts. Diesen folgten Polizeisoldaten und vier kräftige Burschen in blauen Röcken, von denen zwei schwunghafte Stöcke und zwei eine Bank trugen. Man zerbrach sich die Köpfe, was dieser seltsame Aufzug zu bedeuten habe. Neugierige folgten den Männern, die in einem Hotel verschwanden.

Der Kammerdiener des Herrn von Voltaire meldete seinem Gebieter, daß ein Polizeibeamter ihn augenblicklich zu sprechen wünsche. Voltaire konnte sich die Bedeutung dieses Besuches nicht erklären und trat erwartungsvoll in den Salon. Dort sah er die Männer, die Bank, die Stöcke, die blauen Röcke, und das unvertilgbare Hohnlächeln seines Gesichtes versank in schweren Ahnungen.

Mit Löwenschritten ging der Major auf ihn los. „Auf Befehl Seiner Majestät des Königs von Preußen," stieß der Rauhe barsch hervor, „habt Ihr den Band Poesien herauszugeben, den Ihr des Königs Majestät gestohlen habt. Desgleichen habt Ihr herauszugeben: — das Ordenskreuz und den Kammerherrnschlüssel."

Voltaire that erstaunt.

„Habe ich den Herrn verstanden? Der Herr spricht von gestohlenen Sachen?“

„Freilich, — und Ihr seid der Dieb! Macht nur keine Umschweife. Heraus mit den Dingen!“

„Wer sind Sie, mein Herr? In wessen Auftrag handeln Sie?“

„Das könnt Ihr da geschrieben lesen,“ — und er überreichte die Vollmacht.

„Das königlich preußische Instrument ist ganz in der Ordnung,“ sagte Voltaire. „Ordenskreuz und Kammerherrnschlüssel werde ich mit Vergnügen zurückgeben, damit der König die Sachen an Jemand verschenke, der nach seinem Urtheile würdig ist, dieselben zu tragen. — Was Sie indessen von dem Bande Poesien reden, mein Herr, ist mir unverständlich.“

„Läugnet Ihr, die Poesien gestohlen zu haben?“

„Ich bitte den Herrn Major,“ antwortete Voltaire mit erkünstelter Entrüstung, „den Namen eines ehrlichen Mannes mit einem Diebstahle nicht in Verbindung zu bringen.“

„Nichts als Umschweife! Sagt kurz: habt Ihr den Band Poesien gestohlen oder nicht?“

„Nein!“

„Gut, — dann verhafte ich Euch! Ihr geht mit

mir nach Sanssouci, wo Euch das Läugnen schon vertrieben werden soll."

„Ich stehe unter dem Schutze der Stadt Frankfurt," sprach der Franzose. „Herr Polizeicommissär, ich fordere Sie auf, gegen preußische Gewaltthat mich zu schützen!"

„Thut mir leid!" versetzte der Angerufene achselzuckend. „Auf Ersuchen Seiner Majestät von Preußen befahl der hohe Rath Ihre Auslieferung, wenn Sie die gestohlenen Poesien nicht herausgeben wollen."

Voltaire fuhr durch die Haare und schritt erregt durch den Salon. Der Major folgte argwöhnisch allen Bewegungen des Franzosen, besonders wenn er in die Nähe von Thüren kam. Wahrscheinlich fürchtete er, Raton möchte verschwinden.

„Wozu das Grübeln?" rief der Major ungeduldig. „Macht vorwärts, damit wir zum Ende kommen."

„Ich habe nachgedacht und gefunden, daß der Verdacht Seiner Majestät nicht ganz unbegründet ist. Ich erinnere mich jetzt, erwähnte Poesien, die mir der König zur Einsicht übergab, in der Eile eingepackt zu haben. Allein der Koffer, worin dieselben liegen, steht noch in Leipzig."

„Dann bleibt Ihr so lange hier in Haft," sprach der Offizier, „bis der Koffer angelangt ist. Damit

wären wir endlich fertig. — Nun kommt die Hauptsache," und das harte Gesicht des Blauen wurde lebendig. „Auf weiteren Befehl Seiner Majestät habt Ihr fünf und zwanzig Prügel zu erhalten und mir über deren richtigen Empfang eine Quittung auszustellen."

Mit weit offenem Munde und starren Blicken sah Herr von Voltaire auf den Sprecher.

„Prügel? Fünf und zwanzig Prügel, — mir? Ist der Herr bei Sinnen?"

„Vollständig! Leute, — vorwärts, — angetreten!"

Die Bank wurde in Mitte des Salons gestellt. Die Stockträger stellten sich zu beiden Seiten der Pritsche. Die zwei anderen nahten Voltaire mit feindseliger Miene.

„Zurück!" rief dieser. „Ich bin Franzose, — wagt es nicht, meine Nation zu beschimpfen!"

„Ah — dummes Zeug!" lachte der Major roh auf. „Leute — greift ihn!"

Vergebens sträubte sich Voltaire. Harte Fäuste packten ihn, wie Zangen. Die schreienden Proteste wurden immer leiser, und als er auf der Bank lag, erstarben sie in kläglichem Gewimmer. Die Stöcke sausten. Der Philosoph schrie laut auf. Aber ohne

Erbarmen vollzogen die trefflich geübten Prügler den allerhöchsten Befehl.

Unter schmerzlichen Krümmungen erhob sich Voltaire. Er sprach kein Wort. Aber sein Gesicht entstellten Schmerz und Wuth.

„Jetzt die Quittung!" sagte der Major. „Und merkt wohl auf: — es dürfen keine Sottisen darin sein. Alles in höflicher Form, sonst gibt's noch einmal fünf und zwanzig."

Voltaire schrieb. Hinter ihm stand der Major und las die entstehenden Worte.

„Ich Unterzeichneter bekenne hiermit durch meine Unterschrift, auf Befehl Seiner Majestät des Königs von Preußen, Friedrichs II., genannt der Große, fünf und zwanzig Stockschläge in Frankfurt erhalten zu haben, weil ich des Königs ausgezeichnete Poesien bei meiner Abreise von Sanssouci aus Versehen mitgenommen habe.

Franz Maria Arouet von Voltaire [1])."

Voltaire blieb in Haft bis zur Ankunft des Koffers. Der Rath von Frankfurt gestattete ihm gegen das schriftliche Versprechen, die Stadt nicht zu verlassen, frei umher zu gehen. Als jedoch Herr von Voltaire dennoch entfloh, fingen ihn Soldaten wieder ein.

1) Stark. S. 43.

Er wurde nun in strenge Haft gesetzt und von zehn Grenadieren bewacht, bis zur Auslieferung der Poesien [1]). —

In der Plauderstube des rothen Löwen zu Potsdam saß Herr Hanfried mit seinen Freunden. Die Bürger waren guter Laune und frohes Hoffen lag in den lebendigen Gesichtern.

„Die Franzosen sind fort," sagte Lübke. „Jetzt wird es besser. Der König wird endlich zur Einsicht kommen, daß es schimpflich ist, die Unterthanen durch Fremde schinden und schatzen zu lassen. Auch die Religionsspöttereien werden ein Ende nehmen. Der König mag an dem vermaledeiten Voltaire erfahren haben, daß die Philosophie keine ehrlichen Leute macht."

„Wißt Ihr auch, Freunde, wem wir die Austreibung der Wälschen zu verdanken haben?" fragte Hanfried. „Niemand als dem Herrn von Waldheim. Ich weiß es ganz sicher."

„Dann ist ganz Preußen dem wackern Waldheim zum Danke verpflichtet," sagte Lübke.

„Noch eine Neuigkeit," fuhr Hanfried fort. „Herr von Waldheim wurde, in Anerkennung seiner Verdienste, zum Stallmeister erhoben."

„Bravo!" rief es in der Runde.

1) Zabuesnig, I. Thl. S. 189.

„Auf das Wohl des neuen Stallmeisters!“ sagte Schneuze, die Gläser klirrten und die Wände der Plauderstube, an Raisonniren und bittere Klagen gewöhnt, sahen verwundert auf einen Kreis froher Gesichter.

„Die Erhebung Waldheims zum Stallmeister und die Vertreibung der Franzosen sind bedeutungsvolle Thatsachen,“ sprach Gottsched mit kluger Miene. „Sie bestätigen einen Wechsel in des Königs Gesinnung. Die Bedrückungen hören auf, die Sklaverei hat ein Ende. Der König wird menschlich regieren und gestatten, daß wir uns des Lebens freuen.“

Leider kann die Geschichte eine Erfüllung der Gottsched'schen Prophezeiung nicht bestätigen.

„Auf das Wohl des neuen Stallmeisters!" sagte Schmeuße, die Gläser klirrten und die Wände der Plauderstube, an Raisonniren und bittere Klagen gewöhnt, sahen verwundert auf einen Kreis froher Gesichter.

„Die Erhebung Waldheims zum Stallmeister und die Vertreibung der Franzosen sind bedeutungsvolle Thatsachen," sprach Gottsched mit kluger Miene. „Sie bestätigen einen Wechsel in des Königs Gesinnung. Die Bedrückungen hören auf, die Sklaverei hat ein Ende. Der König wird menschlich regieren und gestatten, daß wir uns des Lebens freuen."

Leider kann die Geschichte eine Erfüllung der Gottsched'schen Prophezeiung nicht bestätigen.

Inhalt.